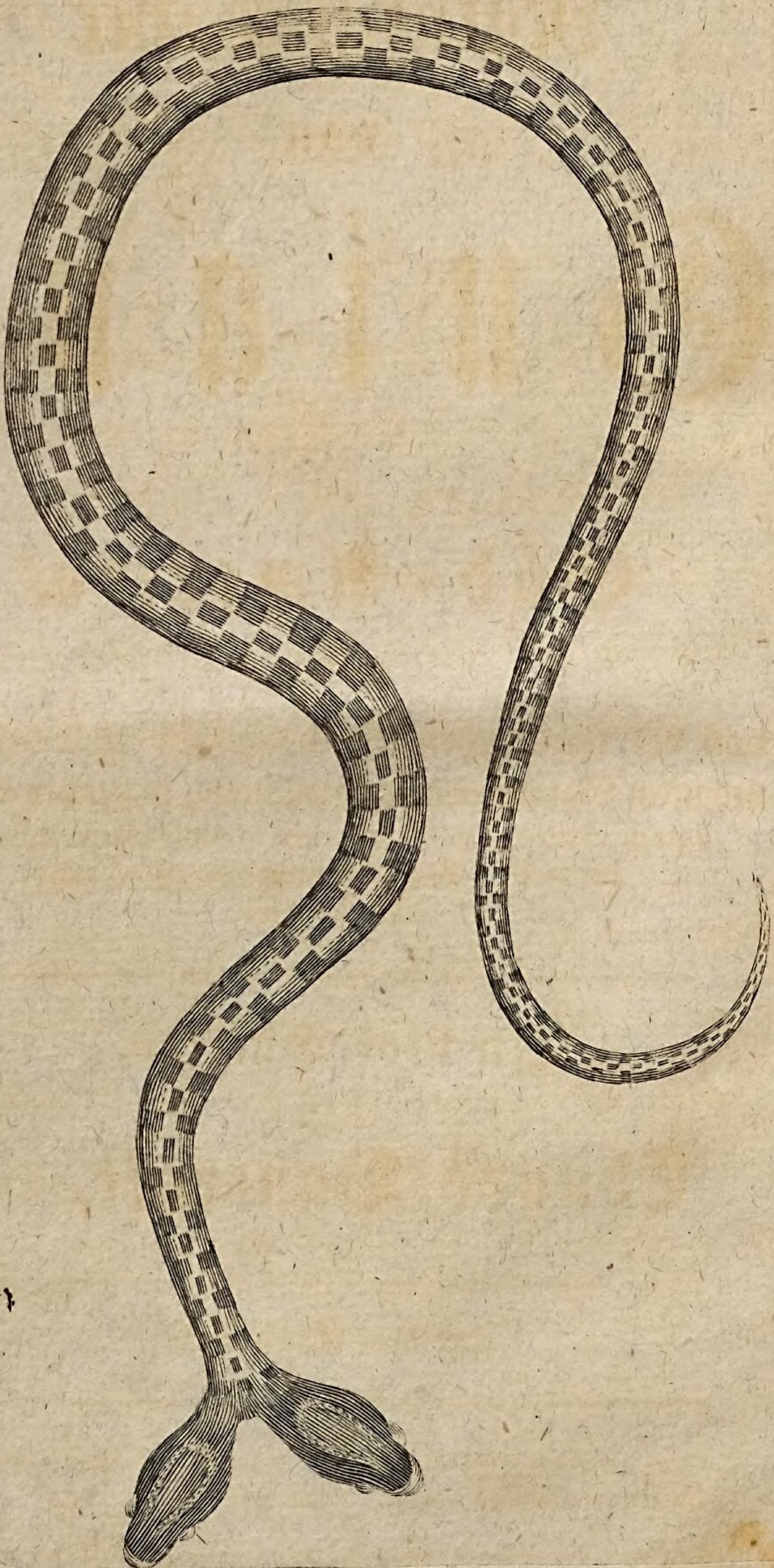
K. VI. 130.

Const. 1/f.

H.n.
0
24

Bip.



Naturgeſchichte
von
Guiana
in
Süd-Amerika.

worinn

von der natürlichen Beſchaffenheit und den vornehmſten Naturproducten des Landes, ingleichen der Religion, Sitten und Gebräuchen verſchiedener Stämme der wilden Landes-Einwohner, Nachricht ertheilet wird.

In vier Briefen.

von

Eduard Bancroft, Eſq.

Aus dem Engliſchen.

— Ad res pulcherrimas ex tenebris ad lucem erutas alieno labore deducimur. SENECA.

Joh. Theophil Hoeffel. Dr.

Frankfurt und Leipzig,
bey J. Dodsley und Compagnie, 1769.

Vorbericht des Verfaſſers.

Der Verfaſſer dieſer Naturgeſchichte hatte beſchloſſen, ſeinen Namen dem Publicum zu verſchweigen. Allein als die Briefe, und das Titelblatt ſchon gedruckt waren, ſtellten ihm ſeine Freunde vor, wie unſchicklich es ſeyn würde, eine Beſchreibung von den unbekannten Producten eines faſt eben ſo unbekannten Landes zu liefern, und es blos auf Treue und Glauben eines ungenannten Verfaſſers in die Welt gehen zu laſſen. Die Richtigkeit ihrer Vorſtellungen hat ſeine jugendliche Blödigkeit überwunden und ihm Muth gemacht, ſeinen Namen unter die Zueignungsſchrift *) zu ſetzen; nicht aus einer ſtolzen Erwartung, ſich durch dieſes Werk eine beſondre Ehre zu erwerben, ſondern blos es glaubwürdiger zu machen.

*) An den D. Pitcairen zu London.

Dieſe Briefe enthielten urſprünglich blos die wichtigſten Merkwürdigkeiten des Thier- und Pflanzenreiches in Guiana, wozu der Verfaſſer ſeit der Zeit viele Dinge aus den blos zu ſeiner Nachricht gemachten Aufſätzen hinzugeſetzet hat, weil ſie nicht in der Abſicht geſchrieben waren, um gedruckt zu werden; daher er ſich auch bey verſchiednen Umſtänden nicht auf ſolche kleine Gegenſtände eingelaſſen hat, als er ſelbſt gewünſcht hätte; er kennt aber die Unvollkommenheiten des Gedächtniſſes gar zu wohl, als daß er vieles auf deſſen Anſehen hinzuſetzen ſollte.

Die Ordnung, welche in dieſen Beſchreibungen beobachtet worden, iſt zwar etwas ungewöhnlich, ſcheinet aber dennoch die natürlichſte, und den wenigſten Schwierigkeiten ausgeſetzt zu ſeyn. Hätte der Verfaſſer zuerſt die Sitten und Gebräuche der Einwohner beſchrieben, ſo hätte er nothwendig viele Dinge als bekannt vorausſetzen müſſen, welche doch dem Leſer nicht bekannt ſeyn können, und mithin würden die Beſchreibungen in vielen Stücken unverſtändlich geweſen ſeyn, oder der Verfaſſer hätte zu häufigen Wie-

derho-

derholungen ſeine Zuflucht nehmen müſſen, welche auf dieſe Weiſe vermieden worden ſind.

Es iſt nothwendig, dem Leſer zu berichten, daß die gegenwärtigen Beobachtungen des Verfaſſers blos auf das holländiſche Gebiet in Guiana eingeſchränkt ſind; indem in das ſpaniſche keine Fremde kommen können, weil aller Umgang mit ſolchen unterſagt iſt: auch iſt die Gemeinſchaft mit den franzöſiſchen und portugieſiſchen Colonien nicht mit wenigern Schwierigkeiten verbunden. Unſre bisherige Kenntniß dieſer Lande iſt ſo gar unvollkommen geweſen, daß die Verfaſſer einer gewiſſen neuern Geſchichte nicht im Stande geweſen ſind, zu beſtimmen, ob hier die eingebohrnen Indianer in großen Geſellſchaften bey einander leben, und prächtige reiche Städte innen haben, oder ob ſie ſich, wie es hier wirklich iſt, der natürlichen und urſprünglichen Einfalt des menſchlichen Geſchlechtes gemäß, familienweiſe über das ganze Land verbreitet haben.

Guiana bringt wegen der Verſchiedenheit und Fruchtbarkeit ſeines Bodens und ſeiner Nähe bey dem Aequator faſt alle die Producte der verſchiedenen amerikaniſchen Landſchaften zwiſchen den Wendezirkeln, ſowohl der Inſeln, als des feſten Landes, hervor, und hat noch außerdem eine Menge eigenthümlicher Merkwürdigkeiten. Dieſer Umſtände wegen ſchmeichelt ſich der Verfaſſer, daß ſeine Naturgeſchichte dem Publikum nicht unangenehm ſeyn werde.

Vorerinnerung
zur
Ueberſetzung.

Guiana iſt ein Land, welchem die Natur ungemein viele Vorzüge vor vielen Gegenden, die die glückliche Lage zwiſchen den Wendezirkeln mit ihm gemein haben, inſonderheit eine ſolche Menge der ſchönſten, ſonderbarſten und merkwürdigſten Geſchöpfe zugetheilt hat, daß viele Naturforſcher Gelegenheit genug finden könnten, ihren Fleiß an neuen und intereſſanten Entdeckungen zu üben.

Man kann nicht ſagen, daß die Producte aus den dreyen Reichen der Natur, die dieſes merkwürdige Land liefert, gänzlich unbekannt wären. Es hat viele derſelben mit andern von den Naturforſchern ſehr durchſuchten Ländern und Inſeln Weſtindiens, ja ſelbſt mit Oſtindien, gemein, von denen man eine ziemlich genaue Kenntniß hat. Selbſt viele derjenigen, die ihm ganz eigen ſind, kennet man aus ſehr genauen Beſchreibungen, auch Abbildungen.

Wie ſehr groß inzwiſchen die Menge der daſigen noch unbekannten Naturproducte ſey, ſolches läßt

)(4 ſich

ſich aus der ſtarken Anzahl der in den Naturalien-ſammlungen in Holland und anderwärts annoch verborgenen, oder erſt ſeit kurzem bekannt gewordenen ſchönen und ſeltenen Stücke, ſchließen, die durch Reiſende oder Handelnde daher gebracht werden. Es iſt ein Verluſt für die Naturwiſſenſchaft, daß des Herrn Rolander ſurinamiſche Beobachtungen in die Vergeſſenheit gerathen ſind, wodurch man viele neue Naturalien würde haben kennen lernen.

Der Fleiß, den der Herr Verfaſſer des gegenwärtigen Werkes angewendet hat, die natürliche Geſchichte von Guiana mehr zu bearbeiten und neue Entdeckungen darin zu machen, verdienet ſolchemnach ein vorzügliches Lob. Man kann zwar nicht ſagen, daß er die Geſchöpfe dieſes Landes durchgängig ſo bekannt gemacht habe, wie es ein Naturkenner wünſchen kann; deſſen Neugierde oft bey den intereſſanteſten Gegenſtänden ſchlecht genug befriedigt werden dürfte. Man kann auch nicht in Abrede ſeyn, daß, wie der Herr Verfaſſer ſelbſt zu erkennen giebt, an der Vollſtändigkeit noch vieles abgeht; wie denn z. E. viele Leſer die hier vorzüglich erwarteten Nachrichten vom Federharze (*Réſine élaſtique*) und der Liane, woraus es fließt, von der Quaſſia und andern dortigen Spezereyen, ungern vermiſſen werden. Dem ohnerachtet geben die wirklich neuen Entdeckungen, die man dem Herrn Verfaſſer zu verdanken hat, und die

Anlei-

Anleitung zu ferneren Beobachtungen, die in manchen hier mitgetheilten Nachrichten liegt, dem Buche einen ſolchen Werth, daß es in einem teutſchen Kleide zu erſcheinen mehr als viele andere Bücher verdienet, denen man dieſe Ehre erweiſet.

Bey der gegenwärtigen Ueberſetzung hat man keinen Fleiß geſparet, den ihr zu widmen, die Kürze der darauf zu verwendenden Zeit hat verſtatten wollen; beſonders hat man zum Augenmerke gehabt, den Sinn des Verfaſſers richtig auszudrucken. Die von ihm beſchriebenen oder erwähnten Naturproducte, die bereits in den Schriften des Herrn Archiaters von *Linné*, oder von andern Schriftſtellern beſchrieben worden ſind, ſind mit den unter den Text geſetzten linnäiſchen Trivialnamen, oder Benennungen anderer Schriftſteller kennbarer gemacht worden. Diejenigen, bey denen dergleichen nicht ſteht, ſind entweder allzu undeutlich charakteriſirt, oder völlig neu. Der Augenſchein zeiget, daß die Anzahl der letztern nicht ſehr groß ſey.

Die zur Ueberſetzung hinzugekommenen Anmerkungen laſſen ſich von denen, die dem Original eigen ſind, leicht unterſcheiden, und letztere ſind auch, dem allergrößten Theile nach, als Anmerkungen der Grundſchrift bezeichnet.

Die Reflexionen des Verfaſſers bey verſchiedenen ſeiner Beobachtungen über die Natur ſowohl, als der Menſchen, ſind treulich überſetzt worden, ohne etwas darin zu ändern. Dieſes wäre ſo ſehr gegen die Befugniſſe des Ueberſetzers geweſen, als es dem Zwecke der Ueberſetzung widerſtritten haben würde, in mehrern Anmerkungen verſchiedene ungegründete Sätze des Verfaſſers zu prüfen und den Ungrund derſelben zu zeigen. Jeder Leſer, der die Verderbniß der menſchlichen Natur aus der Erfahrung und Schrift erkannt, und von dem wahren Glücke des Menſchen und den Mitteln ſolches zu erlangen, die richtigen und der Offenbahrung gemäßen Begriffe hat, kann ſie ohne Schwierigkeit entdecken und das Gegentheil einſehen: ſie fallen auch außerdem ſogleich weg, wenn man den Verfaſſer mit ſich ſelbſt vergleicht, und deſſen Widerſprüche bemerket. Es iſt alſo genug, wenn wir an der Philoſophie des Verfaſſers keinen Theil zu nehmen bezeugen.

Inhalt der Briefe.

Erſter Brief.

Allgemeine Nachricht von Guiana. Deſſen Lage, Weite, Clima, Boden, Flüſſe ꝛc. nebſt einer beſondern Beſchreibung von den vegetabiliſchen Producten u. ſ. w. S. 1 u. f.

Zweeter Brief.

Beſchreibung der Thiere in Guiana. 1) Der vierfüßigen. 2) Der Vögel, nebſt einer neuen und merkwürdigen Art, ſie aufzubewahren. 3) Der Fiſche, und inſonderheit des betäubenden Aals; nebſt einigen Anmerkungen über des Herrn von Reaumurs Hypotheſe von dem Stoße des Torpede. 4) Der Schlangen. 5) Der Inſekten. S. 69 u. f.

Dritter Brief.

Eine Nachricht von der Religion, den Sitten, Gebräuchen ꝛc. etlicher indianiſchen Stämme, die in Guiana wohnen; inſonderheit der Carribben, Accawaus, Worrows und Arrowauks. Jngleichen eine Beſchreibung von der Woorara, oder dem indianiſchen Pfeilgifte; ſeine Verfertigung und Wirkungen, nebſt unterſchiedlichen Verſuchen, die Art, wie es wirket, zu entdecken. Betrachtungen über den Vortheil und Nachtheil des Luxus und der Verſchönerungen im bürgerlichen Leben. S. 154 u. f.

Vierter

Vierter Brief.

Eine Nachricht von dem Fluſſe Berbice und den holländiſchen Wohnungen an ſelbigem, und von der letztern Rebellion der Sklaven in dieſer Colonie. Beſchreibung der Flüſſe Eſſequebo und Demerary; ihre Wohnungen, Regierung, Policeywesen ꝛc. Reflexionen über die Regierung und über die Diſciplin der Sklaven, nebſt einem kurzen Berichte von den Krankheiten dieſer Colonie. S. 217 u. f.

Natur=

Naturgeſchichte
von
Guiana.

I. Brief.

Rio Demerary den 8 Julius 1766.

Liebſter Bruder.

Um Ihrem wiederholten Verlangen, und meinem erneuerten Verſprechen Genüge zu leiſten, gedenke ich Ihnen in dieſem und etlichen folgenden Briefen, einen Verſuch über die natürliche Geſchichte von Guiana mitzutheilen; ein Land, welches, ſeine Seeküſte, und die Gegenden, die an ſeine Flüſſe grenzen, ausgenommen, bisher noch von keinen Unterthanen eines europäiſchen Staats unterſucht worden, und ſonſt niemand als ſeinen eingebohrnen Bewohnern bekannt iſt. Jedoch wenn es erlaubt iſt, von unentdeckten Dingen einen Begriff zu bilden, ſo können wir aus der unendlichen Mannichfaltigkeit, dem außerordentlichen Mechanismus, und den Eigenſchaften ſeiner Producte im Thier- und Pflanzenreiche, die ſich in dem engen Bezirke, auf welchen unſre trägen Naturforſcher ihre Bemerkungen erſtreckt, freywillig dargeboten haben, mit gutem Grunde ſchlüßen, daß die Natur ihren Segen keiner bewohnbaren Gegend unſeres Planeten mit ſo freygebiger Hand mitgetheilet habe, und daß kein

Theil der Erdkugel häufigere Gelegenheit darbiete, die erſtaunenswürdige Macht, Weisheit und Wohlthätigkeit ihres Schöpfers zu bewundern und anzubeten.

Indeſſen muß ich Ihnen im voraus ſagen, daß Sie mich verleitet haben, eine Arbeit zu übernehmen, der, nach meiner Ueberzeugung, meine geringen Fähigkeiten nicht angemeſſen ſind, und die ich inſonderheit deswegen vortheilhaft zu vollführen mich unfähig halte, weil ich mit der Botanik nicht die erforderliche Bekanntſchaft beſitze, der Kunſt zu zeichnen aber, mittelſt welcher ich meine wörtlichen Beſchreibungen hätte angenehm erläutern können, gänzlich unkundig bin. Desgleichen bin ich ſehr wenig mit den indianiſchen Sprachen bekannt, welche durchaus nothwendig ſind, wenn man ſich diejenigen Kenntniſſe von den Eigenſchaften und Wirkungen der verſchiedenen Gattungen von Thieren und Pflanzen erwerben will, welche die Erfahrung einer langen Reihe von Jahren die Einwohner gelehret haben muß. Vergebens habe ich mich bemühet, dieſe Schwierigkeit durch Hülfe eines Dollmetſchers zu überwinden. Ein Umgang, der durch ein ſo unvollkommnes Mittel unterhalten wird, muß immer eingeſchränkt, unvollkommen und unangenehm ſeyn. Hierzu kömmt noch, daß ich in meiner itzigen Verfaſſung faſt gänzlich von Büchern entblößt bin wodurch ich meine Fehler verbeſſern, und meine Begriffe aufklären könnte, daß ich alſo nicht im Stande bin, die Gewohnheit der Schriftſteller nachzuahmen, die faſt durchgängig dem Rathe des Seneka *) mit gutem Nutzen

*) Nos quoque has apes (qui flores ad mel faciendum idoneos carpunt et quidquid collegerunt, in hunc ſaporem mix-

Nutzen folgen. Jedoch dürfte dieſer Mangel vielleicht nicht ſo gar beträchtlich ſeyn, weil ſehr wenig über dieſe Materie geſchrieben iſt, das einige Aufmerkſamkeit verdienete. Ich habe mich alſo, dieſer Schwierigkeiten ungeachtet, entſchloſſen, mein Unternehmen auszuführen, nicht nur um Ihrem Verlangen, gegen welches ich jederzeit vorzügliche Achtung haben werde, zu willfahren, ſondern auch in der Rückſicht, weil, obgleich dieſes Land vor mehr als dritthalb Jahrhunderten entdeckt, und in verſchiedenen Zeiträumen von den Unterthanen verſchiedener europäiſchen Mächte bewohnt worden, es dennoch in Europa faſt gänzlich unbekannt bleibt, da noch niemals eine Beſchreibung davon, die bemerkt zu werden verdiente, ans Licht gekommen iſt. Und gewiß, wenn wir ſo lange warten wollen, bis dieſe Materie von einem Kopfe unternommenn werden wird, deſſen Fähigkeiten für die Weitläuftigkeit und Wichtigkeit nerſelben groß genug ſind, ſo werden wir vermuthlich noch viel länger in unſerer jetzigen Unwiſſenheit bleiben. Sehr wenige, welche dieſe Gegenden beſuchen, haben die Kräfte dergleichen zu unternehmen; und alle ſind mehr darauf bedacht, ſich Reichthümer, als Kenntniß der Natur zu erwerben.

Guiana ward zuerſt im Jahr 1498 von Chriſtophorus Columbus entdeckt. Es liegt zwiſchen dem ſiebenden Grade nördlicher, und dem fünften Gra-

 de

mixtura quadam, et proprietate ſpiritus ſui mutant) debemus imitari; et quaecunque ex diverſa lectione congeſſimus, ſeparare: deinde adhibita ingenii noſtri cura, et facultate in unum ſaporem, varia illa libamenta confundere: ut, etiam ſi apparuerit, unde ſumtum ſit, aliud tamen eſſe, quam unde ſumptum eſt, appareat. *Epiſt. 84.*

de ſüdlicher Breite, und zwiſchen dem drey und funfzigſten und ſechzigſten Grade weſtlicher Länge von London. Es grenzt gegen Norden und Oſten mit dem Atlantiſchen Meere, gegen Weſten hat es den großen Fluß Oronoqve, gegen Süden den Amazonenfluß, Südweſtwärts den Negreſtrom. Der Zuſammenhang dieſes Fluſſes mit den beyden erſten, welche man anfänglich glaubte, und nachher, einer bloßen Muthmaaßung zu folge, einſtimmig leugnete, iſt nun ſattſam dargethan; und Guiana, welches durch den Amazonenfluß von Braſilien, durch den Oronoque von Terra Firma, und durch den Negreſtrom von dem Königreich Peru abgeſondert wird, iſt durch dieſe Gemeinſchaft der Flüſſe eine Inſel geworden, die die größte unter allen iſt, welche bisher entdeckt worden ſind.

Die Seeküſte, von dem Ausfluſſe des Oronoque bis an den Ausfluß des Amazonenfluſſes, iſt beynahe dreyhundert franzöſiſche Meilen lang, und läuft von dem Cap Barimer, nahe an dem Oronoqve, bis an den Fluß Demerary, zwanzig Meilen weiter hinaufwärts in einem Striche hin beynahe oſtſüdoſtwärts; ferner bis an das Cap Orange, hart an dem Fluſſe Oyapock mit einiger Abwechſelung gegen Südoſt gen Oſten fort; von da gehet es gegen das Eyland Maraca, und das Nord Cap faſt gegen Süd gen Oſt halb Oſten, und von da an bis an den Amazonenfluß hin in einer beynahe ſüdlichen Richtung.

Es haben ſich etliche Revolutionen in Anſehung des Beſitzes von Guiana, ſeit ſeiner Entdeckung, ereignet. Jetzt iſt es unter die Spanier, Holländer, Franzoſen und Portugieſen getheilt; wiewohl die Spanier weiter nichts Eigenthümliches in dieſem Lande ha-

ben, als ihre Wohnplätze auf der Oſtſeite des Fluſſes Oronoqve, um die Ufer deſſelben herum, ſo daß man ſie kaum unter die Eigenthümer von Guiana zählen kann.

Das holländiſche Gebiete grenzt gegen Weſten an die ſpaniſchen Wohnungen, und gegen Oſten an den Fluß Maroni. Innerhalb dieſes Bezirks ſind folgende breite ſchiffbare Flüſſe, die ſich in das atlantiſche Meer ſtürzen: der Pomaroon, der Eſſequebo, der Demerary, der Berbice, die Currantine, der Surinam, und die Merriwina, die in der Ordnung, nach welcher ich ſie genennt habe, angetroffen werden. Eine umſtändlichere Beſchreibung von dieſen Flüſſen, nebſt ihrer Beſchaffenheit, wird den Inhalt eines künftigen Briefes ausmachen.

Das franzöſiſche Gebiete ſchließt den Fluß Maroni ein, welcher die Grenze mit dem holländiſchen Gebiete gegen Weſten ausmacht, und ſich bis an die Gegend, auf der Nordſeite des Amazonenfluſſes, bey dem Cap Orange, erſtrecket, welches letztere Frankreich vor wenig Jahren an Portugall abgetreten hat. Innerhalb dieſer Grenzen ſtrömen die Flüſſe Maroni, Sinamary, Kourou, Amunibo, Organa, Cannanama, und Maccouria.

Das holländiſche Guiana war ehedem ein Eigenthum der Krone England, und die Engländer hatten in Surinam Pflanzungen angelegt, wo noch itzt eine Art gebrochenes Engliſch durchgängig von den Negern geſprochen wird. Die Holländer machten ſich Meiſter von dieſer Colonie unter der Regierung Carls des andern, um ſich wegen der Eroberung von Neu-Holland zu rächen; und im Hor-

nung 1674 erhielten ſie eine Ceßion aller engliſchen Ländereyen in Guiana; zur Schadloshaltung für das, was ſie in der Provinz, die jetzt Neu-York heißt, beſeſſen hatten.

Das holländiſche Guiana iſt, bis beynahe funfzig Meilen weit, von der See an gerechnet, überall flach und eben, ohne die geringſte Anhöhe; und liegt ſo niedrig, daß es während der Regenzeit faſt zween Fuß hoch mit Waſſer überſchwemmt iſt. Hieraus erfolget ein Effect, der den fruchtbarmachenden Ueberſchwemmungen des Nils faſt ähnlich iſt, und den Boden fetter und tragbarer, als irgendwo auf der Erdkugel gemacht hat; dergeſtalt, daß die Dammerde auf der Oberfläche der Erde, zwölf Zoll tief, ſo gut als ein Dünger, und zu dieſem Behuf auch wirklich auf die Inſel Barbados übergeführt worden iſt: worauf aber die Holzwürmer *), welche hier ſehr zahlreich ſind, das Schiff ſo verderbten, daß man es nicht gewagt hat, dieſen Verſuch noch einmal zu machen.

Um aber einen richtigen Begriff von dem Boden, welchen ich beſchreiben will, zu geben, ſo darf ich Ihnen nur ſagen, daß er am Eſſequebo nacheinander dreyßig Erndten vom Zuckerrohre, ohne wiederhohlte Anpflanzung, geliefert hat; da man hingegen in den weſtindiſchen Inſeln über zwo Erndten nicht erwarten darf. Ich habe den Eſſequebo zum Exempel angeführet, nicht, weil ſein Boden fruchtbarer iſt, als der am Berbice, ſondern weil in den niedrigern Gegenden dieſes Fluſſes nicht eher Pflanzungen angelegt worden, als erſt vor kurzem, nachdem die Holländer vorher das höhere, aber minder gute Land, höher hinauf-

*) TEREDO navalis.

aufwärts an dieſen Flüſſen, angebauet hatten, da indeſſen das an der See liegende Land, wegen dieſer Ueberſchwemmungen, welche die Quelle dieſer außerordentlichen Fruchtbarkeit ſind, von ihnen vernachläßiget worden war. Man kann ſagen, daß dieſe Fruchtbarkeit des Bodens bisweilen allzu groß, und folglich gewiſſermaaßen nachtheilig ſey. Es ſehen ſich alſo die Einwohner, nahe an der See, genöthiget, ihre Zuflucht zu allerley Mitteln zu nehmen, um ſie zu vermindern. Dieſes erhalten ſie gemeiniglich dadurch, indem ſie ihn zwey bis drey Jahre mit Piſang *), und nachher erſt mit Zuckerrohr bepflanzen, welches aber doch, dieſer Vorſicht unerachtet, meiſtentheils allzu ſtark und geil wächſet, um mit Vortheil Zucker daraus zu ſieden, weswegen die erſte und andere Erndte davon blos zu Verfertigung des Rums angewendet wird, welcher, bis durch eine Acte des engliſchen Parlaments, die Einfuhre fremden Rums in ihre americaniſchen Colonien verboten worden iſt, den Kaufleuten aus Neu-England ſtatt der Bezahlung für ihre Waaren gegeben ward, ſeit der Zeit aber an die africaniſchen Küſten verſendet wird, um Sklaven dafür zu erhandeln.

Das Holz, womit das an der See liegende Land bedeckt iſt, iſt außerordentlich ſchwach und ſchlecht, und beſtehet meiſtens aus Manicolen, welches eine kleine Art von Palmen iſt, und Troelien, welche ein Blatt haben, das beynahe dreyßig Fuß lang iſt, und deſſen man ſich zu Bedeckung der Hütten bedienet; jedoch ſind dieſe, an den Ufern fließender Waſſer, mit großen Mangroven untermiſcht, welche ich nachher beſchreiben werde.

*) *Plantain-tree*; MUSA paradiſiaca.

Tiefer im Lande, wo daſſelbe erhabener iſt, iſt der Boden zwar fruchtbar, aber weniger feſt; jedennoch iſt er mit ſehr hohen immergrünenden Wäldern bewachſen, welche ein ſowohl der Feſtigkeit, der Schwere und der Dauer, als der Schönheit nach, vortrefliches Bauholz liefern. In dieſer Gegend des Landes trift man zwiſchen der Küſte des holländiſchen Antheils von Guiana, und dem Amazonenfluſſe, verſchiedene aneinander fortgehende Sandhügel, aber doch nicht ſolche Anhöhen an, die den Namen der Gebirge verdienten. Ein holländiſcher Wundarzt, dem der Gouverneur von Eſſequebo, vor mehr als zwanzig Jahren etliche Indianer zugegeben hatte, die ihn in das Innere des Landes bringen ſollten, um neue Entdeckungen zu machen; fuhr mit ſelbigen dem Fluſſe Eſſequebo aufwärts, dreyhundert Meilen weit von der See hinauf, faſt bis an den Ort, wo er entſpringt, von da brachte er ſein Boot durch Krieken und kleine Flüſſe, und als dieſe aufhörten, zu Lande, weiter fort; endlich traf er einen Arm von dem Fluſſe Blanco an, auf welchen er in den Negerſtrom hinunter, und von da in den Amazonenfluß gelangte, ohne einen merklichen Berg auf dieſer ganzen Reiſe angetroffen zu haben. Hier verließen ihn die Indianer und giengen wieder zurück, weil es ihm gefiel, unter den Portugieſen ſeine Wohnung aufzuſchlagen. Dieſes iſt vermuthlich eben die Perſon, welche Herr de la Condamine ſahe, als er im Jahr 1743 den Amazonenfluß hinunter gieng. Er nennt ihn Nicolaus Hortsman, und ſagt, er ſey 1740 den Fluß Eſſequebo hinan gefahren, den Goldſee Parima aufzuſuchen.

Allein

Allein obgleich das holländiſche Gebiet keine Berge hat, ſo fehlt es doch dem franzöſiſchen nicht daran. Denn da findet man eine lange Reihe derſelben, ohngefähr dreyßig Meilen von der See, auf dem feſten Lande der Inſel Cayenne gegen über, und eine noch größere Kette von Bergen, die ſich faſt dreyhundert Meilen weit ins Land, von Oſten bis Weſten erſtrecken; man kennet ſie nur aus der Erzehlung der Indianer, denn ſie werden von niemand als den Eingebohrnen dieſer Gegenden beſucht.

Außer den großen Flüſſen, deren ich gedacht habe, giebt es noch eine unzähliche Menge von großen und kleinen Kriecken, worunter manche für Schiffe von einiger Größe auf etliche Meilen ſchiffbar ſind. Nur wenig Gegenden können ſich einer vortheilhaftern Lage zur Schiffarth rühmen.

Ohngeachtet Guiana dem Aequator ſehr nahe iſt, ſo iſt doch kein Land zwiſchen den Wendezirkeln, das einer regelmäßigern und gleichförmigern Temperatur des Clima genießet, als dieſes. Die ſtete Regelmäßigkeit der beſtändigen Winde, die den Tag über aus der See, und Landwinde, welche des Abends an jener Stelle vom Lande her wehen, nebſt dem ſchnellen Einbruche und der unveränderlichen Länge der Nächte, mit ihrem erfriſchenden Thaue, machen die Hitze ſo erträglich, daß ſie ſelten unangenehm wird, ſonderlich den weißen Einwohnern, welche, bis auf etliche wenige, den Sonnenſtrahlen um Mittag gar nicht ausgeſetzet ſind. So wunderbar es auch ſcheinen mag, ſo kann ich Sie nichts deſtoweniger verſichern, daß die Hitze hier geringer iſt, als auf der Inſel Barbados, welche man doch für die temperirteſte und geſünde-

ſündeſte unter allen zwiſchen den Wendezirkeln hält. Hier ſind wir an keine beſondere Zeiten zur Saat und Erndte gebunden, wie die Einwohner aller übrigen weſtindiſchen Inſeln; jede Jahrszeit iſt ſowohl zum Pflanzen als zur Erndte geſchickt, und in jeder Jahreszeit ſieht man an den Bäumen Blüthen, reife und unreife Früchte zugleich beyſammen. Die abwechſelnden Jahre bringen nur einen beſtändig ununterbrochenen Sommer hervon.

„Der ernſte Winter lächelt in dieſem glücklichen Clima,
„Die Felder blühen in einem unverwelkenden Frühlinge;
„Keine unfreundlichen Winde blaſen von dem kalten Pol,
„Formen in der Luft den runden Hagel, oder führen den wollichten Schnee in Flocken herab.

Pope *).

Der einzige Unterſchied der Jahrszeiten in Guiana beſtehet in der Regen- und trockenen Zeit, deren jede zweymal des Jahres einfällt, und jede gegen drey Monate anhält. Die regnichten Jahrszeiten kommen mit der Annäherung der Sonne gegen die Wendezirkel des Krebſes und Steinbocks. Im Monat May, wenn ſie in den zehnten oder zwölften Grad von dem Wendekreiſe des Krebſes, eintritt, fangen die Platzregen an, und werden nach und nach ſtärker, ſowohl in Anſehung der Menge, als der Dauer, bis in den Monat Junius, da der Regen anhaltend wird, und mit heftigen

*) Stern winter ſmiles on that auſpicious clime,
The fields are florid with unfading prime;
From the bleak pole no winds inclement blow,
Mould the round hail, or flake the fleecy ſnow.

tigen und häufigen Donnerwettern begleitet iſt, welches bis zu Anfange des Julius ſo fortwähret, da ſie denn mit der Sonnen Rückgange nach dem Aequator zu allmählich abnehmen, und mit Anfange des Auguſtmonats gänzlich aufhören. Eben dieſes Zu- und Abnehmen des Regens bemerkt man, wenn ſich die Sonne dem Wendezirkel des Steinbocks nähert. Da wir aber in dieſem Theile von Guiana von demſelben weiter entfernt liegen, als von dem Wendekreiſe des Krebſes, ſo ſind hier die Regengüße in dieſer Jahrszeit minder heftig, und von kürzerer Dauer; überdieß ſind ſie von keinen Donnerwettern begleitet, welche hier, von was für einer Urſache es auch immer herrühren mag, in den Monaten, die den Winter in Europa ausmachen, niemals gehöret werden.

Die trockne Jahrszeit dauret allezeit ſechs oder ſieben Wochen vor, und eben ſo viel Wochen nach dem Frühlings- und Herbſtäquinoctium. So lange dieſe Zeiten währen, hat man ſelten einen Tropfen Regen; dir Luft iſt klar und heiter, und die häufigen Thaue erſetzen den Mangel des Regens. Jedennoch ſind dieſe Jahrszeiten viel ungeſunder als die regnichten, weil das Waſſer, welches in den naſſen Jahrszeiten alle die an der Seeküſte ungebaut liegenden Gegenden überſchwemmt, und daſelbſt in einer unaufhörlichen Bewegung iſt, die Monate über, in welchen kein Regen fällt, ſtille ſteht und ſtinkend wird, wovon die Atmosphäre mit ſchädlichen Dünſten angefüllet wird, welche öfters faulende Fieber erzeugen. Allein von dieſen und andern Krankheiten des Landes will ich in der Folge umſtändlicher reden.

Nachdem ich dieſe allgemeine Nachricht von der Lage, der Größe, der Eintheilung, dem Boden und Clima von Guiana vorausgeſchicket habe, ſo will ich Sie nächſtens mit ſeinen Producten aus dem Thier- und Pflanzenreiche bekannt zu machen ſuchen; freylich in einer ſimpeln, aber hoffentlich natürlichen Sprache, wobey ich alle Verzierungen des Stils zu vermeiden gedenke, die ſich in Materien von der Art mit der Deutlichkeit nicht vertragen; und ich kann niemals folgendem Rathe des Seneka an den Lucilius, im eigentlichern Verſtande Folge leiſten, als bey dieſer Gelegenheit: „Nimis anxium te eſſe circa verba „et compoſitionem, mi Lucili, nolo. Habeo „maiora quae cures. Quaere *quid* ſcribas, non „*quemadmodum* — Cuiuscunque orationem „videris ſollicitam et politam, ſcito, animum „quoque non minus eſſe puſillis occupatum.„ *Epiſt.* 115.

Was die Foßilien und Mineralien betrift, will ich nur anmerken, daß es über den Waſſerfällen des Fluſſes Demerary eine Menge von rothen und weißen Achaten giebt, die von den Einwohnern unberührt liegen bleiben, und welche ſie aus einer gewiſſen abergläubiſchen Ehrfurcht fliehen, weil ſie zum Gebrauch ihrer Beſchwörungen gewidmet ſeyn ſollen. Desgleichen giebt es allerley Steine, welche reichhaltiges Erz zu enthalten ſcheinen, und es finden ſich hier ohne Zweifel Gold- und Silbergänge, indem die Spanier in dem innern Theile des Landes an dem Fluſſe Oronoque deren etliche entdeckt haben. Hier iſt es auch, wo der vermeinte See Parima, deſſen Sand aus Goldkörnern beſtanden, und die fabelhafte güldne Stadt

Manoa

Manoa del Dorado, deren Mauern mit dieſem vergötterten Metalle überzogen geweſen, liegen ſollen; und noch vor kurzem haben ſich die europäiſchen Völker mit ſehr ausſchweifenden Begriffen von dem Schatze von Guiana unterhalten; wie es denn auch nicht wahrſcheinlich iſt, daß ſolche insgeſammt nur chimäriſch geweſen. Allein das Genie und die Politik der Holländer iſt gänzlich kaufmänniſch. Sie ſehen, daß die amerikaniſchen Reichthümer die vormals mächtige Monarchie Spanien arm gemacht und entvölkert haben, und verbieten daher weislich, in ihren Gebieten von Guiana Bergwerke aufzunehmen.

Unter den Gewächſen von Guiana will ich zuerſt diejenigen betrachten, welche die Hülfe der Cultur mehr unmittelbar erfordern; in Beſchreibung etlicher aus dieſer Claſſe, werde ich im Stande ſeyn, einigen Nutzen aus Herrn Hughes natürlichen Geſchichte von Barbados zu ſchöpfen; wiewohl die Liebe zur Wahrheit, und meine eigne Beobachtungen, mich in verſchiedenen Dingen nöthigen werden, von ſeiner Meinung abzugehen; vermuthlich, weil die Verſchiedenheit des Erdreichs und des Clima, eine wirkliche Verſchiedenheit zwiſchen etlichen Producten aus Barbados und Demerary, ob ſie gleich von einerley Gattung ſind, verurſachet hat. Ich habe dieſes vorausgeſchickt, um der verdrüßlichen Mühe unnöthiger Citationen überhoben zu ſeyn; und weil auch Plinius ſehr richtig ſagt: „Eſt benignum et plenum ingenui pudoris, fateri, per quos profeceris.„ *Praefat.*

Von dieſen Gewächſen, welche einen Beyſtand von der Cultur erhalten, will ich in die weitläuftigen

Wälder gehen, wo die Natur in ihrer erſten Wildheit ſpielet. Aus der unermeßlichen Mannichfaltigkeit der Körper, die ſie hier freywillig in dem Pflanzenreiche hervorgebracht hat, will ich ſolche wählen, die wegen der auſſerordentlichen Eigenſchaften, die ſie gezeigt haben, vorzüglich der allgemeinen Aufmerkſamkeit werth ſind. In dem Reſte dieſes ſowohl als in meinen übrigen Briefen werde ich mich bemühen, ſo viel als möglich, Weitläuftigkeit zu vermeiden. „Non multis opus „eſt, ſed efficacibus, facilius intrant ſed et hae-„rent.„ SENECA Epiſt. 38.

Der Cacao-Baum *), zu dem ich eine beſondere Neigung habe, will ich zuerſt beſchreiben. Sein Stamm hat ohngefähr zwölf Zoll im Durchſchnitt, und iſt mit einer grünlichweißen Rinde überzogen; er iſt gänzlich ohne Aeſte, bis er acht oder neun Fuß hoch wird; wenn er zwölf oder vierzehen Fuß erreicht hat, ſo wird er gemeiniglich geköpft, um ſein ferneres Wachsthum zu verhindern. Seine Blätter haben ohngefähr neun Zoll in der Länge und drey in der Breite, ſind oval, von einer hellgrünen Farbe auf der obern, und einer dunkelgrünen auf der untern Seite, wo ſie geribbt ſind; ſie ſtehen in abwechſelnder Ordnung. Aus dem Stamme inſonderheit, und den untern Aeſten, kömmt die Blüthe hervor, welche aus ſechs blaſſen fleiſchfarbenen und mit röthlichen Flecken gezierten Blumenblättern beſtehet: auf dieſe folgen die Früchte, die an Größe und Geſtalt einer Melone ähnlich, aber am Ende zugeſpitzt, und mit fünf Vertiefungen, der Länge nach, verſehen ſind; wenn ſie bald reif ſind, ſo verändern ſie ihre Farbe in Gelb. Sie haben

*) THEOBROMA *Cacao.*

haben inwendig verſchiedene Kammern der Länge nach, worinnen die Nüſſe, von einer länglichrunden Geſtalt, und in der Größe einer Olive, reihenweiſe vertheilt ſind. Dieſe Bäume werden gemeiniglich in gerader Linie, zwölf bis vierzehn Fuß weit von einander, geſetzt, ſo daß ſie ſehr angenehme ſchattige Gänge machen, und es gehet nichts über die einförmige Schönheit einer regelmäßigen Cacaoallee. Sie wachſen in den innern Gegenden von Guiana, an dem Oronoque und Amazonenfluſſe wild, und gelangen daſelbſt zu einer großen Höhe.

Der Caffeebaum *) darf ſelten über ſechs Fuß in die Höhe ſchießen. Der Hauptſtamm iſt mit einer bräunlichgrauen Rinde umgeben, und treibt dicht an der Erde ſehr viele Aeſte hervor, welche ſich auf allen Seiten in einer horizontalen Richtung ausbreiten. Dieſe Aeſte ſind, nahe an der Erde, ohngefähr achtzehn Zoll lang, und werden von da an, ſo wie ſie dem Gipfel näher kommen, immer kürzer und kürzer. Die Aeſte ſind mit vielen ſchönen grünen Blättern bedeckt, die ohngefähr drey Zoll lang und anderthalb breit, ſcharf zugeſpitzt, und an den Rändern zierlich ausgebogen ſind. Der Stamm mit ſeinen Aeſten, ſo mit ihren Blättern dergeſtalt bekleidet ſind, daß ſie gänzlich davon verſteckt werden, erſcheinet in der Form eines regelmäßigen grünen Kegels, ſechs Fuß in der Höhe, und hart an der Erde ohngefähr neune in der Peripherie. Sowohl an dem Stamme als den Aeſten hängen häufige Blüthen von weißer Farbe. Sie beſtehen aus fünf runden ſpitzigzu laufenden Blättern

*) COFFEA *arabica.*

tern *), welche etliche kurze Staubfäden umgeben, auf denen eine Menge Antheren ſitzen **); mitten aus denſelben ragt der Stempel hervor, welcher den Grundriß von der darauf folgenden Caffeebeere enthält. Dieſe beſteht aus zwey Körnern, welche durch die Zuſammenfügung auf der flachen Seite eine länglichrunde Beere formiren. Die Körner ſind in eine Schaale eingeſchloſſen, die ihre vorher grüne Farbe in ein helles Kermeſin verwandelt, wenn die Körner zur Reife gekommen ſind. Hievon hält man jährlich zwo Erndten, und in dieſer Colonie rechnet man jede Erndte von einem geſunden Baume, auf anderthalb Pfund. Die Bäume werden in geraden Linien, fünf Fuß weit von einander, gepflanzt, und von einer gut angeordneten Caffeeplantage kann man mit Grunde ſagen, daß ſie einen ſehr angenehmen Proſpect giebt.

Die Baumwollenbäume ***) ſind von verſchiedenen Gattungen, haben aber alle eine ſtarke Aehnlichkeit mit einander. Sie beſtehen aus etlichen dünnen Zweigen, die aus einer gemeinſchaftlichen Wurzel hervor ſproſſen, und ohngefähr acht Fuß hoch wachſen. Die Blätter einer jeden Gattung ſind gezäcket, ob ſie ſchon in der Größe verſchieden ſind. Die Blüthen beſtehen aus fünf breiten gelben Blättern. Ihre Piſtille ſind an der Spitze mit Blumenſtaub von gelber Farbe

*) Oder vielmehr aus einem einzigen ſternförmigen fünffach getheilten Blumenblatte, mit einer kurzen Röhre.

**) Dieſes iſt falſch. Der Staubfäden ſind fünfe, und der Antheren oder Staubbeutel nicht mehrere.

***) GOSSYPIUM.

Farbe beſtreut, der, wenn er reif iſt, hineinfällt, und die untenliegenden weiblichen Blumentheile befruchtet. Wenn die Blumenblätter abgefallen ſind, ſo wächſet eine Capſel hervor, die mit drey dreyeckigten Blättern umgeben iſt. Die Capſel iſt faſt kegelförmig, und in verſchiedne Fächer getheilet, deren jede eine Flocke Baumwolle in ſich hält, mit untermengten kleinen ſchwärzlichten Saamen. Dieſe Bäume tragen nach einem neunmonatlichen Wachsthume, und geben jährlich zwo Erndten, davon jede beynahe zwey Pfund einbringt. Jedoch ſind die Baumwollenerndten etwas unzuverläßig, und werden öfters durch den zeitigen Anfang und die lange Dauer der regnichten Jahrszeiten verderbt.

Das Zuckerrohr *) iſt ſo oft beſchrieben worden, daß ich es mit Stillſchweigen übergehen kann.

Der Piſang **) gehört in America ſowohl, als in Aethiopien zu Hauſe, und iſt ſeit undenklichen Zeiten auf jedem Theile des feſten Landes zwiſchen den Wendezirkeln von den Indianern angebauet worden. Der Stamm wächſet aus verſchiednen weißen knolligten Wurzeln hervor, hat ohngefähr acht Zoll im Durchſchnitt, läuft in der Höhe, welche ohngefähr zwölf Fuß von der Erde iſt, ſpitzig zu. Das Herz, oder der eigentliche krautartige Stängel, liegt in der Mitte von ohngefähr funfzehn grünen, poröſen, mit Gefäßgen verſehenen Scheiden, die faſt drey Linien dick ſind. Wenn dieſe die Spitze erreichen (denn etliche davon erreichen ſie nicht) ſo laufen ſie wechſelsweiſe auseinander,

*) SACCHARVM *officinarum.*

**) MVSA *paradiſiaca.* Plantin-Tree.

der, und machen einen ſpitzigzugehenden Blatſtiel; jeder davon wird die mittlere Ribbe eines damit verbundenen Blattes, welches glatt, von einer meergrünen Farbe, beynahe fünf Fuß lang, zween Fuß breit iſt, und eine länglichovale Geſtalt hat. Seine Fäſerchen laufen in einer ſchiefen Richtung nach der Ribbe zu, und laſſen ſich leichtlich von einander abſondern. Dieſe Ribbe iſt auf der untern Seite hervorragend, und convex; auf der obern Seite iſt ſie ausgehölt, und die Höhlung leitet den Regen von den Blättern zum Stamme, der dadurch ſeine Nahrung erhält. Dieſer Blätter ſind gemeiniglich zehn an der Zahl. Wenn der Baum acht Monate alt iſt, ſo ſchießt aus ſeinem Gipfel ein zäher holziger, cylindriſcher Stengel, ohngefähr vier Zoll im Umfange, und faſt drey Fuß lang, hervor, der etwas niederwärts hängt, und ſich mit einer coniſchen, röthlichtpurpurnen Blumenſcheide (Spatha) endigt, die ſo lange daran bleibt, bis der Baum umgehauen iſt. Dieſer Stengel iſt von vielen einblättrigen Zwitterblüthen *) umgeben, die in gewiſſe ohngefähr drey Zoll weit von einander ſtehende Ringe vertheilt ſind. Aus dieſen kommen dünne Griffel hervor, die ſich in einem Häuptgen, oder Krone endigen, welches nachher die ſogenannten Plantins werden. Dieſes ſind weiße meelartige Früchte, ohngefähr acht Zoll lang, und drey und einen halben im Umfan=

*) Die Blüten ſind zwar zwitterhaft, doch ſo, daß in einigen fünf Staubbeutel, hingegen keine Frucht; in einigen die Frucht, aber nicht die fünf gedachten Staubbeutel, ſondern ſtatt derer ein ſechſter zur Vollkommenheit gedeihet. Die junge Frucht ſteht unter der Blume, und aus dieſer, nicht aber aus dem Griffel, entſtehen die ſogenannten Plantins.

Umfange, faſt wie ein halber Mond gekrümmt, und in eine glatte, eckigte und hülſenartige Schaale eingeſchloſſen, die, wenn die Frucht reif iſt, ihre dunkelgrüne Farbe in eine gelbe verändert. Die Plantins, wenn ſie völlig ausgewachſen, aber noch unreif ſind, erſetzen die Stelle des Brods, wenn man ſie entweder röſtet oder kocht. Wenn ſie reif ſind, haben ſie ein mildes, liebliches gelbes Fleiſch, und werden mit zum Nachtiſche, entweder roh, oder gebraten, genommen. Ohngefähr funfzig derſelben wachſen Traubenweiſe an einem Stamme, und machen das aus, was man ein Büſchel (a bunch) nennt. Um das Büſchel, daran an jedem Baume nur eins hängt, abzunehmen, wird der Baum vorher umgehauen; ſeine Stelle aber wird ſogleich durch die jungen Schößlinge erſetzt, wovon allezeit zwey bis drey an ſeinen Wurzeln vorhanden ſind. Es giebt noch eine andere Gattung von größern Plantins, die an einem ähnlichen Baume wachſen, aber nicht ſo wohlſchmeckend ſind.

Der Bananabaum *) iſt nur wenig von dem Plantin unterſchieden. Die Frucht iſt oval, hat gegen vier Zoll in der Länge, und beynahe fünf in der Peripherie. Sie wird niemals eher gegeſſen, als bis ſie völlig reif iſt, da ſie denn wohlriechend, lieblichſüß, und delicat zu ſeyn pflegt.

Der Cacosnußbaum **) iſt eine Art von Palmen, und man ſagt von ihm, daß er nicht nur Speiſe und Kleidung, ſondern faſt alle Nothwendigkeiten des Lebens hergebe. Der Stamm entſteht aus einem großen Haufen dünner faſriger Wurzeln, und wächſt

*) MUSA *ſapientum.*

**) COCOS *nucifera.*

ohngefähr funfzig Fuß in die Höhe, einfach ohne Aeſte bis nahe an den Wipfel. Seine Stellung iſt ſelten aufrecht, und ſein Stamm oft in der Mitte ſchwächer als an einem von beyden Enden. Aeſte ſind zwanzig bis dreyßig an der Zahl, und haben gegen funfzehen Fuß in der Länge. Die Stengel, welche die Blätter tragen, ſind, wo ſie aus dem Stamme hervorkommen, in eine ſtarke netzförmige zuſammengewebte Hülle eingeſchloſſen, welches die Kleidung iſt, die dieſer Baum hervorbringen ſoll. An den zwey gegenüberſtehenden Seiten der Aeſte ſind viel ſchmale gefiederte Blätter, am Stamme ohngefähr achtzehen Zoll lang, von da ſie nach und nach an der Länge abnehmen. Die äuſſerliche Subſtanz des Baums iſt ſtark, hart und holzigt; ſein Inneres iſt wie alle Palmarten. Dieſe Bäume tragen ordentlicher Weiſe ohngefähr in ſechs Jahren, nach der Zeit, da ſie geſetzt worden, Nüſſe: etliche davon hängen an einem Stiele, welche nahe an dem Orte, wo die Aeſte ſich verbreiten, aus dem Stamme hervorkommen. Die Farbe der Blüthen iſt weißgelb. Die Nuß ſelbſt iſt allzubekannt, als daß ſie einer Beſchreibung bedürfte.

Der Purgiernußbaum *) iſt eine nußtragende, ſchlanke, knotige Staude, ohngefehr zwölf oder vierzehen Fuß hoch; ſeine Blätter, welche an den äußern Enden der Aeſte hervorkommen, ſind rund und leichtgezackt. Der Kern der Nuß, der einer Mandel ähnlich iſt, hat eine grüne harte Schale. Dieſer Kern iſt in der Mitte durch zwo dünne, weiße und häutige Hülſen oder Blätter von einander abgeſondert, von denen

*) Ricinus americanus major. JATROPHA *Curcas*. Phyſick Nut-Tree.

nen man allgemein ſagt, daß ſie das Purgirende und Emetiſche der Nuß in ſich haben. Ob wohl einige dieſes läugnen, ſo glaube ich es doch aus eigner Erfahrung, da ich die Nuß verſchiednemal gegeſſen habe, wenn dieſe Blätter abgeſchält geweſen, ohne eine merkliche Wirkung davon zu ſpüren.

Der Wunderbaum *) hat zwey Gattungen, die rothe und weiße. Die erſtere unterſcheidet ſich durch einen röthlichten, und das andere durch einen grünlichten Stamm, der ohngefähr fünf Fuß, und gegliedert iſt. Sowohl Stamm als Aeſte ſind mit häufigen Blättern von faſt zwanzig Zoll im Umfange, bedeckt, welche acht bis zehn ſcharf zugeſpitzte Abtheilungen haben. Dieſe Blätter ſtehen an Stielen, die faſt einen Fuß lang ſind. Die Blüthen umgeben den Gipfel des Hauptſtamms, und beſtehen aus dünnen gelben Fäſergen, mit Antheren. Die Capſel, in welcher die Frucht verborgen iſt, hat anfangs eine grüne Farbe, nimmt aber, wenn ſie reif iſt, eine braune Farbe an, und fällt ab. Die Nuß iſt dreyeckig, aus drey Theilen zuſammengeſetzt, und mit einer braunen Haut loſe überzogen. Sie führt ein Oel, welches, wenn es ausgepreſſet iſt, von dem Olivenöl kaum zu unterſcheiden ſtehet. Es iſt ein leichtes Purgirmittel, und wird jetzo für ein Specificum wider die Kolik von Poitou, welche in Weſtindien das trockne Bauchgrimmen heißt, gehalten.

Der Manchineelbaum **) hat einen Stamm ohngefähr zween Fuß im Durchſchnitt, der ſich bald in

 eine

*) RICINUS *communis.* Caſtorbuſh.

**) HIPPOMANE *Mancinella.* Mançanilla. Mangeneel-Tree.

eine Menge Aeſte, wie ein Apfelbaum, vertheilet. Dieſe ſind mit dünnen runden Blättern bedeckt. Das Holz iſt ſchön, dicht und dauerhaft. Die Frucht iſt an Geſtalt und Geruch dem engliſchen Holzapfel ähnlich. In ihrem Fleiſche iſt ein harter, runzlicher, ungleicher Kern, der den Saamen in ſich hält. Der Milchſaft in der Rinde des Baums ziehet Blaſen, ſobald er die Haut berühret; und ſowohl dieſer als das Fleiſch der Frucht innerlich gebraucht, verurſachen Entzündungen und den Tod. Seewaſſer mit Limonien und Feigenſaft vermiſcht, und Weißholzbaum, ſind wirkſame Gegenmittel hiergegen *).

Der Guavabaum **) iſt gegen zwanzig Fuß hoch, und theilet ſich bald in verſchiedene Aeſte. Seine Rinde iſt glatt und grau; die Blätter dunkelgrün, rauch, ſpitzig, ohngefähr drey Zoll lang und einen breit. Die Blüthen ſind weiß und fünfblättricht. Die Frucht hat eine Kugelgeſtalt, und eine dunkelgrüne Farbe, bis ſie reif iſt, da ſie ſich in ein gelblichtweiß verwandelt. Oben auf denſelben befindet ſich ein Kriebs; innerhalb der Rinde iſt eine dünne apfelartige Subſtanz, worinn ein röthlichtes angenehmes Mark eingeſchloſſen, ſo mit einer Menge kleiner harter Saamenkörnerchen untermiſcht iſt. Dieſer Frucht bedient man ſich gemeiniglich ſtatt der Aepfel, und die äußere Subſtanz derſelben wird zu Torten, Marmeladen u. ſ. w. gebraucht. Das innere Mark giebt eine vor-

treſliche

*) Beſſer Oele und ölichte oder fette Arzneymittel, wie Herr D. Brown angiebt. *Nat. hiſt. of Jamaica* p. 351. Der Genuß ſoll doch nicht leicht tödtlich ſeyn. Das Holz iſt fein und wird verarbeitet, muß aber mit Behutſamkeit, wegen des Milchſaftes, gefället werden.

**) PSIDIUM *Guajava*.

trefliche Gelee. Die ganze Frucht iſt adſtringirend *). Es giebt noch eine andre Gattung, ſo der Geſtalt nach den Birnen ähnlich, aber nicht ſo gemein iſt.

Der Avigatobirnbaum **) iſt zwiſchen dreyßig und vierzig Fuß hoch. Sein Stamm zertheilt ſich in weit auseinander gebreitete Aeſte, die mit großen ſpitzigen Blättern umgeben ſind. Die Blüthen kommen an den äußerſten Enden der Aeſte hervor und ſind ſechsblätterig. Auf dieſe folget die Frucht, die, wenn ſie reif iſt, einer großen Birn gleichet, und entweder roth, purpurfarben, oder lichtgrün iſt. Das Fleiſch, innerhalb der Rinde, iſt weich und zart, und mit Recht ein vegetabiliſches Mark genennet worden, indem es die nahrhafteſte, geſundeſte und angenehmſte unter allen Früchten des heißen Erdſtriches iſt. Sie wird ordentlicher Weiſe mit Salz und Pfeffer genoſſen ***). In dem Mark iſt ein dunkelbraunes Steinchen enthalten, aus welchem der Baum erzeugt wird.

Die Caſſavaſtaude ****) iſt ohngefähr vier Fuß hoch, knotig, und mit einer aſchgrauen Schale überzogen. Inwendig iſt ſie voll Mark. Nahe an dem Wipfel theilt ſie ſich in etliche kurze, dünne und

*) Wenn ſie noch unreif iſt; reif aber vielmehr das Gegentheil. Das Holz iſt auch nutzbar. Brown. Die Kühe freſſen die Früchte ſehr gern. Jacqvin.

**) LAVRVS *Perſea.* Avocato oder Alligator Pear-Tree.

***) Die Reife erkennt man an dem Geklapper des Kerns, das Fleiſch iſt grünlichweiß, ohne Geruch, butterhaft und überaus wohlſchmeckend, es hat etwas von dem Artiſchocken- und Nußgeſchmacke an ſich. Jacqvin. Es wird auch mit Zucker oder Wein genoſſen. Alle Arten Vieh freſſen gern davon. Br. Der Kern iſt nicht eßbar.

****) JATROPHA *Manihot.*

grüne Zweige; aus dieſen kommen röthlichte Stiele hervor, ohngefähr ſechs Zoll lang, welche breite fingerförmig zertheilte Blätter tragen. Die Wurzel derſelben iſt weiß, weich und mehlig, cylindriſch, faſt einen Fuß lang, und fünf oder ſechs Zoll in der Peripherie. Dieſe Wurzel wird auf großen kupfernen Reibeiſen zu klarem Mehl gerieben, von welchem der Saft durch Ausdrücken abgeſondert wird. Dieſes Mehl wird alsdenn auf große eiſerne Platten gelegt, die über ein gelindes Feuer geſtellt ſind, und in zirkelrunde Kuchen von verſchiedner Größe geformet, jeder zu vier Linien dick. Auf dieſen Platten wird es gebacken, bis die Oberfläche anfängt braun zu werden. So kann es etliche Monate lang ſüß und friſch erhalten werden. Allein obſchon dieſes überall auf dieſer Küſte das gewöhnliche Brod iſt, ſo enthält doch jeder Theil der Wurzel, woraus es gemacht wird, ein ſchnelles und tödtendes Gift, von kühlender Beſchaffenheit, das, wenn man es einnimmt, häufige Krämpfe, ein Schwellen des Unterleibes, und einen ſchnellen Stillſtand aller Lebenskräfte verurſachet. Der wäßrichte Theil wird ausgedrückt, nicht, weil er giftiger iſt, als die mehligte Subſtanz, ſondern um das Backen zu erleichtern. Durch die Unachtſamkeit der Sclaven wird dieſer Saft, wenn er ausgequetſcht iſt, in den Plantagen, öfters den Schaafen, Schweinen *) und Federvieh zu Theil, welcher Genuß ihnen allemal den Tod zuziehet; dennoch werden die alſo vergifteten Thiere immerfort von den Einwohnern des Landes gegeſſen. Jedoch ſo tödtlich auch dieſes Gift in ſeinem rohen

*) Doch freſſen die Schweine die friſche Wurzel ohne Schaden.

rohen Zuſtande iſt, ſo wird es gleichwohl durch das Feuer vollkommen unſchädlich gemacht. So wird das Mehl durchs Backen unſchädlich und nahrhaft; der giftige Saft der Wurzel, wenn er ausgepreßt iſt, wird von den Indianern und weißen Einwohnern mit Wildpret und Pfeffer u. ſ. w. gekocht, und giebt auf die Weiſe eine wohlſchmeckende und geſunde Brühe. Die beſten Gegengifte, die man bisher wider die giftigen Wirkungen der rohen Caßava entdeckt hat, ſind rother Pfeffer und Rum, unmittelbar darauf eingenommen *). Die ſüße Caßava **) iſt von jener blos dadurch unterſchieden, daß ſie unſchädlich iſt, und eine zähe holzigte Zaſer hat, welche längs durch die Wurzel geht.

Der weibliche Poppau ***) iſt ein beerentragendes Gewächs. Sein Stamm iſt hohl, er wächſt gemeiniglich bis funfzehn Fuß hoch, und hat ſechs bis acht Zoll im Durchſchnitt. Aeſte hat er gar nicht. Er iſt mit einer Rinde von lichtbrauner Farbe überzogen, die von den Narben der abgefallnen Blätter bunt iſt. An einem Baume ſind gemeiniglich funfzehen Blätter, beynahe vier Fuß im Umfange, in ſieben oder acht Abſchnitte getheilt, welche wiederum ohne Ordnung in andere zertheilet ſind, und in ſtumpfe Spitzen ſich endigen. Dieſe Blätter ſtehen an eben ſo

*) Noch beſſer unſtreitig Wermuthſalz mit Münzwaſſer eingenommen. Browne *Nat. hiſt. of Jam.* S. 350.

**) Herr D. Browne macht doch eine beſondere Gattung davon, und nennet ſie JATROPHA foliis palmatis: lobis incertis, radice oblonga, funiculo valido per centrum ducto, carne nivea. *Nat. hiſt. of Jam.* p. 350. Sie iſt nicht giftig.

***) CARICA *Papaya.* Papaw-Tree.

viel hohlen grünen Stielen beynahe zwey Fuß lang, welche nahe beyſammen aus dem Gipfel des Stammes hervorkommen, zwiſchen denen ſodann die Stiele der Blüthen entſpringen. Dieſe Stiele ſind kurz, und mit Träubchen von fünfblättrichten Blumen bedeckt, die eine weißgelde Farbe haben, ſehr wohlriechend ſind, und zu Zuckerwerk und Confituren gebraucht werden. Die Poppaufrucht läßt ſich vortreflich gut einmachen, wenn ſie noch jung und klein iſt. Sie iſt oval, und gegen ſechs Zoll lang, wenn ſie reif iſt, da ſie auch ihre vorher grüne Farbe in gelb verwandelt. Ihrem Aeußerlichen nach gleichet ſie einem Kürbiß. Wenn ſie bald reif iſt, wird ſie gekocht und gegeſſen, nachdem man den milchigten cauſtiſchen Saft, den ſie in ſich hat, vorher hat austrocknen laſſen. Inwendig hat ſie eine mit einem weichen Fleiſche angefüllte Hölung, worinnen ſich eine Menge kleiner Saamenkörngen finden. Der männliche Poppau unterſcheidet ſich von dem weiblichen in zwey Stücken. Er trägt keine Früchte; und die Stiele, woran ſeine Blüthen hängen, ſind faſt drey Fuß lang.

Der Tauben- oder Angola-Erbſenbaum *) iſt ein äſtiger Strauch, ohngefähr neun Fuß hoch, mit glatten langen und ſchmalzugeſpitzten Blättern bedeckt. Er trägt Papilionblumen, aus welchen eine Menge Schoten von dunkelbrauner Farbe erwachſen, die wie die Schoten der engliſchen Erbſen geſtaltet, aber flacher ſind. Dieſe ſind in vier bis fünf Zellen **) abgetheilt, deren jede eine flache Erbſe enthält, die zwar

*) CYTISUS *Cajan.*

**) Die Hölen, in denen die Saamen oder Erbſen liegen, ſind nicht von einander abgeſondert, und können daher auch nicht eigentlich Zellen heißen.

zwar ein wenig adſtringiren, aber wohlſchmeckend und nahrhaft ſind.

Die Arnotta= oder Roucouſtaude *) iſt eine holzigte Pflanze, in verſchiedene Zweige verbreitet, gemeiniglich neun Fuß hoch, mit langen, ſchmalen, ſpitzigen und grünen Blättern bedeckt, die an den Zweigen in abwechſelnder Ordnung vertheilt ſind. Die mittlere und die Queerrippen an dieſen Blättern ſind roth. Die Blüthen haben fünf Blätter, und eine bläulichgelbe Farbe. Die Blumenblätter ſchließen viele Staubfäden in ſich, welche purpurfarbne Staubbeutel haben: in deren Mitte befindet ſich ein Piſtill, woraus eine koniſche ſtachliche, innerlich in verſchiedne längliche Hölen abgetheilte Capſel wird, welche mit kleinen runden Saamenkörnchen angefüllt iſt, die, wenn ſie reif ſind, mit einem ſchönen karmoiſinfarbnen Fleiſche überzogen ſind. Der Roucou wird von den Indianern am ſtärkſten gepflanzt; ſein Saame in Limonienſaft macerirt, worinnen Gummi von dem Maunabaume aufgelöſet worden, giebt die berühmte indianiſche Schminke, oder karmoiſinrothe Farbe, womit die Einwohner ihre Leiber mahlen.

Der franzöſiſche Guavabaum iſt eine holzigte Pflanze, die aus unterſchiedlichen Aeſten beſtehet, ohngefähr zwölf Fuß hoch, mit breiten ovalen und paarweiſe ſtehenden Blättern. Aus dem Hauptſtamme ragen verſchiedne gerade Aehren hervor, die an dem Gipfel mit Träubchen gelber herabhängender Blüthen bedeckt ſind. Dieſe Blumen geben, wenn man ſie zerſtößt, einen höchſt adſtringirenden und austrocknenden Saft, den D. Hillary für ein ſpecifikes Mittel wider die Flechten hält,

*) BIXA *Orellana.*

hält, die in dieſem Clima äußerſt beſchwerlich ſind.

Die americaniſche Aloe *) iſt eben ſo bewundernswürdig als ſchön, und wird gemeiniglich in Gärten und Spatziergängen gepflanzet. Der Stamm dieſes Baums iſt beſtändig grün, gemeiniglich neun Zoll im Diameter, und zwanzig Fuß in der Höhe. Seine Rinde beſteht aus ſchönen dreyeckigten Lamellen oder Blättchen, die ſich in einer ſtachlichten Spitze endigen. Die innerliche Subſtanz des Stammes ſowohl als der Aeſte iſt ein weißes ſchwammigtes Mark. Der Stamm iſt nahe an der Erde mit einem Haufen von Blättern umgeben, die unmittelbar aus den Wurzeln hervorſchießen. Dieſe Blätter ſind vier Fuß in der Länge, ſieben oder acht Zoll in der Breite, gegen die Mitte, allwo ſie breiter ſind, als an der Wurzel; ſie ſind an dem Ende zugeſpitzt, und ohngefähr einen halben Zoll dick, mit einer glatten Haut von ſchönem Grün überzogen. Ihre innere Subſtanz iſt weiß, ſchwammigt und ſeifenartig. Die Aeſte kommen wechſelsweiſe, ohngefähr zehn Fuß unter dem Wipfel des Baums hervor; ſie ſind kurz und zahlreich, jeder trägt einen ſehr großen dichten Büſchel gelber Blumen; eine jegliche von dieſen Blumen ſteht an einem kurzen cylindriſchen hellgrünen Stiele, und beſteht aus ſechs ſpitzigen Blumenblättern, die eine gleiche Anzahl langer Staubfäden umgeben, deren Staubbeutel einen gelben Blumenſtaub enthalten. Aus der Mitte ſteigt das Piſtill hervor. Sobald die Blüthen abfallen, treiben ihre Stiele breite ſpitzige Blätter, die in Form eines Zuckerhuths oben enge zuſammen gehen.

*) AGAVE *vivipara?* May-Pole.

hen. Dieſe enthalten den Embryo eines künftigen Baumes; wenn ſie zur Reife gekommen, ſo fällt der Stamm des Baumes um und vergehet, und ſeine Blätter welken und verderben. Dieſer Baum erlangt nach drey Monaten Wachsthum ſeine vollkommne Größe, und treibt ſeine Blumen in völliger Schönheit heraus.

Die Seidengraspflanze *) iſt faſt der amerikaniſchen Aloe ähnlich, aber nicht ſo hoch und ſo ſtark. Ihre Blüthen ſind einzeln, beſtehen aus ſechs ovalen Blättchen, die eben ſo viele Staubfäden mit Antheren einſchließen, welche ein Piſtill umgeben. Die Blätter kommen dicht beyſammen unmittelbar aus der Wurzel; ſie ſind ohngefähr drey Fuß lang, und den Blättern der amerikaniſchen Aloe ähnlich, aber etwas dicker, ihre Ränder ſind mäßig ausgezackt, und die Zwiſchenräume zwiſchen den Zacken laufen in einen ſpitzigen Stachel aus. Die innerliche Subſtanz der Blätter beſteht aus einer Menge ſtarker, dünner, weißer Faſern oder Fäden, die nach der ganzen Länge des Blatts hinlaufen, und mit einem ſeifenartigen Fleiſche umgeben ſind, deſſen ſich die Negers zum Waſchen bedienen. Die Fäden werden von dieſer Materie durch Stoßen, Maceriren und Schlagen abgeſondert. Das Seidengras wird vornehmlich von den Indianern gebauet, bey denen es Curreta heißt.

Die gemeine Aloepflanze **) beſteht aus unterſchiedlichen Blättern, welche ſich von dem Stengel entfernen und auf der Oberfläche der Erde verbreiten.

Dieſe

*) AGAVE *americana.* Die gemeine amerikaniſche Aloe, die in den europäiſchen Gärten häufig iſt.

**) ALOE *vera.*

Dieſe Blätter haben ohngefähr zween Fuß in der Länge, und gegen die Mitte ſechs Zoll in der Breite, von da ſie abnehmen, und ſich in eine Spitze endigen. Sie ſind ohngefähr ſechs oder ſieben Linien dick und mit einer ſtarken, glatten und grünen Haut bedeckt, an den Seiten aber mit ſtarken kleinen Stacheln verwahret, die, ſo lang das Blatt iſt, auf beyden Rändern einen halben Zoll weit von einander ſtehen. Mitten zwiſchen den Blättern kömmt ein ſchlanker, koniſcher Stengel hervor, der ohngefähr achtzehn Zoll weit über die Enden der Blätter heraus wächſt, und bisweilen geſpalten iſt. Am Obertheile treibt er verſchiedne hangende, einblättrige, gelbe Blumen hervor, die eine große Menge Saamen in ſich haben, der, wenn er reif iſt, klein und ſchwärzlich ausſieht. Innerhalb der Haut der Blätter iſt ein weiches, ſaftiges, bittres Mark, aus welchen ein dicker klebrichter Saft wird, der, wenn er entweder durch die Sonnenhitze, oder das Sieden harte gemacht worden, die Aloe ausmacht. Jedoch iſt die an der Sonne getrocknete Aloe die beſte zum innerlichen Gebrauche, und wird auch viel theurer verkauft.

Die Bieſampflanze *) iſt ohngefähr vier Fuß hoch, und in verſchiedne kleine Zweige getheilet. Ihre Blätter ſind groß, und in drey Abſchnitte getheilt, deren jeder gezäckt und ſpitzig iſt. Die Blume hat eine ſchöne gelbe Farbe, beſteht aus fünf langen ovalen Blätter, die ein großes Piſtill einſchließen, das an ſeiner Spitze mit purpurnen Antheren umgeben iſt, welche mit gelben Blumenſtaube beſtreut ſind. Auf dieſe folgen grüne koniſche fleiſchigte Capſeln, ohngefähr zween

*) HIBISCVS *Abelmoſchus.*

zween Zoll lang, und einen im Durchſchnitte. Dieſe, nebſt den Blättern und Aeſten, ſind mit häufigen Haarſtacheln oder Borſten verwahret, die, wenn die Schote reif iſt, Stärke und Elaſticität genug haben, ein heftiges und ſchmerzhaftes Jucken zu verurſachen, wenn man ſie mit der bloßen Hand anrühret. Die innere Höhlung des Saamengehäuſes iſt in zwo länglichte Zellen getheilt, die an der Zahl und Richtung ihren äuſſerlichen Winkeln entſprechen. Dieſe Cavitäten ſind mit kleinen ovalen Saamen von dunkelbrauner Farbe und mondförmiger Krümmung angefüllet. Dieſe Saamenkörner geben einen ſtarken Bieſamgeruch von ſich, und ſind mit Oel erfüllt, welches in dieſer Landſchaft für ein Specificum wider den Biß giftiger Schlangen gehalten wird, wenn man es einnimmt; desgleichen wird auch aus dem zerſtoßnen Saamen ein Pflaſter gemacht, und auf die Wunde gelegt. Beydes habe ich mit gutem Erfolg brauchen ſehen.

Die Ocropflanze *) iſt der Bieſampflanze ſehr ähnlich, außer, daß ſie keinen Geruch von ſich giebt, und nicht die ſpitzigen Borſten hat, die jene bedecken. Ihre Saamengehäuſe werden, wenn ſie noch jung und zart ſind, gekocht, und geben eine angenehme und nahrhafte Speiſe ab; ſie ſind von einer mucilaginöſen, ſchleimichten und ſchlüpfrichmachenden Beſchaffenheit. Die Sclavinnen, welche die boshafte Abſicht haben, zur Unzeit zu gebähren, ſind darauf gefallen, die Geburtstheile mittelſt des Gebrauchs derſelben vorher ſchlüpfrig zu machen.

Die

*) HIBISCVS *eſculentus.*

Die rauche Bohne, oder Cow Itch *) iſt ein langes dünnes ſich fortſchlingendes Gewächs. Die Blätter, welche ganz dünn, von mittler Größe und zugeſpitzt ſind, ſtehen dreyfach beyſammen, und ſind mit einer weichen Wolle überzogen. Die Blumen hängen Büſchelweiſe. Eine jede beſteht aus zwey ſchmalen purpurfarbnen Blättern, ohngefähr ſechs Linien lang. Zwiſchen dieſen iſt ein langer weißer Stachel **) mit einer ſcharfen Spitze, aus dem verſchiedne Staubfäden mit Antheren hervorgehen. Jede Blume bringt eine Schote, die an Größe und Geſtalt der von der engliſchen Erbſe ſehr gleich kömmt, aber platter iſt, und etliche kleine purpurfarbne Bohnen in ſich hat. Die Schote iſt mit einem dicken dunkelbraunen Pelze bekleidet, welcher aus ſehr feinen, ſteifen, elaſtiſchen Haaren oder Stacheln beſtehet, die ſo ſpitzig ſind, daß ſie, wenn man ſie nur mit der Haut anrühret, ein unerträgliches Jucken verurſachen. Allein ihre Eigenſchaft, die Würmer zu vertreiben, die in Europa unbekannt iſt ***), macht ſie mit Grunde einer beſondern Aufmerkſamkeit würdig. Hievon will ich Ihnen nachher eine ſehr umſtändliche Nachricht mittheilen, da ich ſonderlich von vielen Beyſpielen ihrer ungemeinen Wirkung ein Zeuge bin.

Der Jngber iſt eine Art Schilf. Aus ſeinem Stocke, der ohngefähr ſechzehn Zoll hoch iſt, kommen in abwechſelnder Ordnung, etliche lange, ſchmale, graſar-

*) STIZOLOBIVM pedunculis bipartitis axillaribus. BROWN. *Nat. hiſt. of Jam.* p. 290. n. 2.

**) Vermuthlich das Piſtill, oder die ſelbiges umgebenden unten in eine Haut zuſammenverwachſenen Staubfäden.

***) Browne hat ſie ſchon bekannt gemacht.

graſsartige Blätter hervor, die in einer Spiralrichtung in die Höhe gehen, und ſich mit einer ſcharfen Spitze ſchließen. Die Wurzeln findet man in der Erde, in fingerförmigen Klauen oder Bündeln. Der Boden in Guiana an der Seeküſte iſt ungemein tauglich zu Erzeugung des Ingwers, noch mehr aber zum Reisbau, welcher in einem Boden, der öftern Ueberſchwemmungen von friſchem Waſſer ausgeſetzt iſt, vortreflich wächſet; man hat hier gefunden, daß es ſchon genug iſt, wenn man bloß das Land von den Bäumen befreyet, und den Reis auf den unaufgebrochenen Boden hinſtreuet, wo er ſogleich Wurzel ſchlägt, ſehr wuchert und geil wächſet, und eine erſtaunliche Erndte giebt.

Die indianiſchen Yams *) ſind ſonderlich dieſem Theile des feſten Landes von America eigen, und in keiner von den weſtindiſchen Inſeln bekannt. Sie ſind verſchieden von dem Guinea-Yam, und dem, ſo ſich durch ſprenklichte Ranken unterſcheidet. Beyde Gattungen werden hier mit großem Vortheile gebauet. Der indianiſche Yam iſt eine mehlartige Wurzel, von einer hellen Purpurfarbe, faſt in der Stärke eines Mannsarms, und ſieben oder acht Zoll in der Länge. Sie iſt der Potatoe etwas ähnlich, hat aber einen ganz eignen Geſchmack, der ſehr angenehm iſt. Sie wird auf kleinen Hügeln gepflanzet, und bringt eine lange ſchwache Rebe mit großen fingrichten Blättern; ſie kömmt ohngefehr in zehn Monaten, nach der Zeit, da ſie gepflanzt worden, zu ihrer Reife.

Ich

*) DIOSCOREA *alata*.

Ich könnte hier fortfahren und die verſchiedenen Gattungen Orangen, Adamsäpfel, die Chineſiſchen, die Seviliſchen, und die Sauerorangenbäume zu beſchreiben, wie auch die Liſſaboniſchen, und die St. Helenenlimonien; den Limonien- Citronen- Bergamot- Sapadilla- Mammee- Cuſtardäpfel- und Caſchewbaum; desgleichen den Tamarindenbaum, den arabiſchen Jasmin, die Waſſerlimonie, die Grenadille oder Paßionsblume, nebſt der Ananas ꝛc. beſchreiben. Aber da dieſe nicht Guiana ganz eigen, und ſchon zu wiederholtenmalen beſchrieben worden ſind, ich auch nichts neues oder wichtiges zu dieſen Beſchreibungen hinzu zu ſetzen habe, ſo will ich ſie ohne weitere Meldung übergehen, aus Begierde die weitgeſtreckten Wälder, die ich jetzt mit eben ſo viel Erſtaunen als Bewunderung in ein immerwährendes Grün gekleidet, und mit hohen Bäumen, deren erhabene Wipfel von den herunterhangenden Wolken verhüllet werden, gezieret ſehe, zu durchforſchen: Wälder, wo die freygebige Hand der gütigen Natur, in einer ſchönen ländlichen Unordnung, eine unzählbare Mannichfaltigkeit, eine unermeßliche Menge Pflanzengeſchlechter, Weide und Aufenthalt für eine eben ſo unzählbare Mannichfaltigkeit von Thieren, geordnet hat. Hier muß ich nur über die unverzeihliche Trägheit und Unachtſamkeit der geſittetern Einwohner dieſes Landes ſeufzen, deren wenige jemals weiter in die Gehölze gekommen ſind, als die Grenzen ihrer Plantagen gehen. Daher bleiben die Kräfte der großen Menge von Pflanzen und Kräutern, womit die Erde überall bedeckt iſt, faſt gänzlich unbekannt. Viele davon ſind dafür bekannt, daß ſie das tödtlichſte Gift ſind, und viele von den übrigen

verra-

verrathen merklich ganz außerordentliche Kräfte, und könnten ohne Zweifel in die heilſamſten Arzeneyen verwandelt werden.

Ich habe viele Tage auf die gefährliche und beynahe fruchtloſe Bemühung verwendet, die Natur und Eigenſchaften dieſer Pflanzen zu unterſuchen, und durch das Gefühl, den Geruch, Geſchmack ꝛc. oft zu verſchiedenen Zeiten entdecket, daß faſt alle die verſchiedenen Sinne, und ihre Werkzeuge entweder in Unordnung gebracht, oder heftig angegriffen wurden, ohne daß ich beſtimmen konnte, welchem unter den vielen Gegenſtänden meiner Unterſuchung ich dieſe außerordentliche Wirkungen zuſchreiben ſollte. „Multa „venientis aeui populus ignota nobis ſciet. „Multa ſeculis, tunc, cum memoria noſtri ex„oleuerit, reſeruantur.“ SENECA.

In Beſchreibung der in Guiana wildwachſenden Producte des Pflanzenreichs will ich keine Ordnung beobachten, ſondern blos nach der Größe gehen, und ſelbſt dabey wird mich die große Unordnung dieſer grenzenloſen und faſt unerforſchlichen Waldungen bisweilen zu Abweichungen verleiten. Und hier muß ich Sie im voraus bitten, keine Nachricht von der unermeßlichen Menge von Producten zu erwarten, deren Eigenſchaften und Nutzen die Trägheit unſers jetzigen Zeitalters der Unterſuchung einer wißbegierigen Nachkommenſchaft überlaſſen hat.

Der Kohlbaum *) iſt nach der Ordnung der Größe, der ich zu folgen mir vorgeſetzt habe, zu betrachten. Sein Stamm, der

*) *Palma* 3. BROWN. l. c. p. 343. oder eine nahe verwandte Gattung.

aus unzähligen kleinen langen Wurzeln hervorkommt, iſt ohngefähr ſieben Fuß ſtark, und gemeiniglich hundert und zwanzig Fuß hoch; er iſt ſchwach, gerade, läuft von der Wurzel bis an den Gipfel regulär ſpitzig zu, und iſt gänzlich ohne Aeſte, bis beynahe hundert Fuß von der Erde, wo die Rinde ihre hellgrüne Farbe in eine dunkelgrüne verändert. Nahe an dem Wipfel kommen häufige grüne Aeſte hervor, ohngefähr zwölf Fuß lang, die ſich nach allen Seiten ausbreiten, und eine horizontale Richtung halten. Dieſe ſind an den beyden gegenüber ſtehenden Seiten mit einem Gefieder dicht an einander ſtehender Blätter bewachſen, die ohngefähr zwey und einen halben Fuß lang, zwey bis drey Zoll breit ſind, und ſich in eine Spitze endigen. Dieſes Laub nimmt an Länge ab, je näher es gegen die Enden der Aeſte ſtehet. Die Blüthe, wofern man ſie ſo nennen kann, entſtehet aus demjenigen Theile des Stammes, wo ſich die aſchfarbne Rinde mit der grünen vereinigt, und wenn ſie zuerſt zum Vorſchein kömmt, iſt ſie eine grüne hülſichte Blumenſcheide, zwanzig Zoll lang und vier breit. Inwendig iſt ſie mit vielen abwechſelnden erhabnen Knötgen angefüllt, die in kleine faſerichte Fäden eingeſchloſſen ſind: aus dieſen entſtehen eine große Menge kleiner ovaler Nüſſe, an Größe einer unabgehülſeten Caffeebohne gleich. Jede dieſer Nüſſe hat den Stoff zu einem künftigen Baume in ſich. An dem Wipfel des Stammes ſelbſt findet man den ſo genannten Kohl in einer grünen ſchaaligten Decke eingeſchloſſen; wenn man dieſe abſchälet, ſo zeigt er ſich in langen, dünnen, weißen, zarten Flocken oder Schichten, die den Mandelkernen am Geſchmacke ähnlich ſind. Der

Stamm

Stamm des Baumes beſteht aus einem feſten Holze, hat aber, wie alle Palmenarten, zu denen er gehört, inwendig eine lange Höle, welche eine markigte Subſtanz in ſich hält.

Der Etabaum iſt mit dem vorhergehenden von einerley Gattung, aber kleiner. Er trägt Kohl, wie jener, aber ſeine Nüſſe, die in ſehr großen Büſcheln wachſen, ſind kugelrund, und an Größe einer großen Weinbeere gleich. Sie ſind mit einer ohngefähr zwo Linien dicken gelben ſaftigen Materie überzogen, die außerordentlich delicat und wohlſchmeckend iſt; in dieſem Mark iſt eine harte Schale, die einen Kern einſchließt, welches der Embryo von einem künftigen Baume iſt.

Der Cocaritobaum iſt dem vorigen ähnlich, aber ſehr niedrig, und ſelten über dreyßig Fuß hoch. Er trägt den delicateſten und angenehmſten Kohl unter allen Palmenarten. Seine Nüſſe, ob ſie ſchon den vorigen etwas gleich ſind, ſind minder angenehm. Die äußerliche Subſtanz ſeines Stammes wird wegen ſeiner außerordentlichen Härte in zugeſpitzte Splitter geſpalten, die, nachdem ſie mit dem Gift der Woorara beſtrichen worden, die Indianer zu den Spitzen ihrer kleinen giftigen Pfeile gebrauchen, welche vermittelſt gewiſſer Blaſeröhre von hohlem Schilf, eine gute Strecke weit geſchoſſen werden.

Der Manicole iſt der kleinſte unter allen Palmarten. Ob er gleich mehrentheils gerade und allmählich ſpitzig zu läuft, und eine Höhe von vierzig oder funfzig Fuß bekömmt, ſo hat er doch im Durchſchnitt ſelten acht oder neun Zoll. Er iſt mit einer hellbraunen Rinde bedeckt, welche feſt an dem Holze hängt; jedoch

nimmt ſie ohngefähr drey Fuß unter dem Wipfel eine grüne Farbe an, und formirt eine ſchaalige Bedeckung für den Kohl, der ohngefähr in der Größe einer Mannsfauſt und beynahe drey Fuß lang iſt, und, ſo wie die Blätter und Aeſte, dem an dem Kohlbaume ähnlich ſieht, außer, daß die letztern viel kleiner und kürzer ſind. Der Stamm hat, ſo lang er iſt, allemal zween bis drey Fuß weit auseinander, Gelenke. Seine äußerliche harte Subſtanz iſt nicht über einen halben Zoll dick, und wird zu einer Art von dünnen ſchmalen Bretern geſchnitten, derer man ſich in dieſer Gegend zu häuslichen Bedürfniſſen bedienet. Er trägt weder Blätter noch Nüſſe, aber eine Blumenſcheide, welche nahe an dem Gipfel herauskömmt, und ſich in zwanzig bis dreyßig ungleiche holzigte Saiten oder Faſern theilet. Dieſe werden hier wegen ihres Gebrauches Broms genennet. Den Kohlbaum haben viele weſtindiſche Inſeln miteinander gemein, aber der Eta, der Cockareta, und der Manicole ſcheinen nur Guiana und Terra Firma eigen zu ſeyn. Der Kohl, den ſie bringen, iſt zart, ſchmackhaft und lieblich, und wird entweder gekocht, oder als Sallat gegeſſen. Man hat aber gefunden, daß ein lange anhaltender Gebrauch deſſelben Flatulenzen und Diarrhöen erzeuget; wiewohl man dieſen Folgen großentheils durch den reichlichen Gebrauch des rothen Pfeffers vorbeugen kann. Faſt die ganze Oberfläche der Erde auf dieſer Küſte iſt in einem Bezirk von funfzig Meilen von der See, mit Manicolenbäumen bedeckt, welche gemeiniglich für ein Kennzeichen eines fetten fruchtbaren Bodens gehalten werden, wo man dieſelben antrift.

Der Seidenbaumwollen Baum *) hätte nach dem Range ſeiner Höhe gleich nach dem Kohlbaume betrachtet werden ſollen; aber ich habe es für das ſchicklichſte gehalten, die Palmenarten hinter einander zu beſchreiben. Er iſt faſt hundert Fuß hoch und gegen zwölf Fuß ſtark. Der Stamm hat eine hellgrüne Rinde mit kurzen dicken Stacheln beſetzt. Er läuft einfach oder unzertheilt fort, bis auf ſiebenzig oder achtzig Fuß Länge von der Erde an gerechnet. An den äußern Enden eines jeden Stieles ſtehen ſieben lange ſchmale Blätter, in die Runde herum, mit einer ſolchen Regelmäßigkeit, daß ſie als eben ſo viele Abſätze von einem geſingerten Blatte ausſehen. Gleich auſſerhalb dieſen kommen roſenartige Blüthen heraus, die aus fünf weißen Blättgen beſtehen und den Griffel innerhalb fünf Filamenten, mit Antheren an ihren Spitzen, einſchließen. Die ganze Blume iſt in einem grünen Kelch eingeſchloſſen. Auf dieſe folget die kegelförmige Frucht, die ohngefähr fünf Zoll lang iſt. Wenn ſie reif wird, öfnet ſich ihre Schale und giebt ihre eingeſchloßne Baumwolle dem Winde preiß. Sie beſteht aus kurzen, klaren, ſeidenmäßigen Fäden mit kleinen ſchwärzlichen Saamen vermengt. Sie kann nur aller drey Jahre einmal eingeſammlet werden. Die Indianer höhlen dieſen Baum vermittelſt des Feuers aus, und machen daraus ihre Canoes, die meiſtentheils ſiebenzig Fuß lang ſind, und ſehr große Laſten tragen können.

Der Locuſtbaum **) iſt öfters ſiebenzig Fuß hoch, und neune dick, aus der Claſſe der ſchotentragenden Gewäch-

*) BOMBAX *pentandrum.*
**) HYMENAEA *Courbaril.*

Gewächſe. Der Stamm iſt mit einer hellen aſchfarbnen Rinde überzogen, und bis nahe an den Wipfel ohne Aeſte. Oben aber kommen ſie ſehr häufig hervor, und ſind mit ovalen Blättern bewachſen, die ohngefähr eine Länge von drey Zollen, und eine dunkelgrüne Farbe haben. Sie ſind paarweiſe vertheilt, ſo daß jedes Paar einen einzigen Stiel hat, und werden allezeit durch die mittlere Faſer ungleich abgetheilt. Die Blüthen ſind papilionförmig, und ihnen folgen etwas flache Schoten, ohngefähr drey Zoll lang und anderthalb breit, von einer hellbraunen Farbe, wenn ſie reif ſind. Dieſe enthalten drey purpurfarbigte Kerne, die den windſorſchen Bohnen etwas ähnlich, aber kleiner ſind. Sie ſind mit einer hellbraunen, mehlichten und zuckerſüßen Materie bedeckt, die die Indianer mit großer Begierde eſſen, wie ſie denn in der That ſüß und annehmlich ſchmeckt. — Zwiſchen den Hauptwurzeln dieſes Baums ſchwitzt ein klares, durchſichtiges Harz *) heraus, entweder von gelber oder rother Farbe. Dieſes findet man in der Erde unter den Wurzeln in großen Klumpen zuſammengelaufen. Wenn es in Alcohol, oder rectificirtem Weingeiſte (denn in einem wäßrichten Menſtruum iſt es unauflöslich) aufgelöſet wird, ſo giebt es einen Verniß, der noch den chineſiſchen Lack übertrift. Das Holz iſt von einer hellbraunen Farbe, dicht, ſchwer und dauerhaft, und ſinkt im Waſſer zu Boden, wie es faſt alle Hölzer dieſer Landſchaft thun.

Der grüne Sipeirabaum **) iſt nur wenig von dem Locuſtbaume an Größe und Höhe unterſchieden. Es

*) Gummi oder Reſina Anime in den Apotheken.

**) LAURUS *Chloroxylum*. Cogwood-Tree. Green Hart-Tree.

Es giebt davon zweyerley Gattungen, eine ſchwarze und gelbe, die nur durch die Farben der Rinde und des Holzes, welche bey der erſten weit dunkler ſind, als an der gelben, ſich von einander unterſcheiden. Dieſer Baum hat keine Aeſte bis nahe an den Wipfel. Sein Laub iſt lang, ſchmal und ſpitzig, und ſtehet an den Aeſten abwechſelnd. Die Blumen ſind von einer gelblich weißen Farbe, vierblätterig. Auf dieſe folget eine mehligte kugelrunde Frucht, ohngefähr einen Fuß im Diameter, woraus die Indianer zuweilen eine ſehr mittelmäßige Gattung von Brodt zubereiten, wenn ſie es unterlaſſen haben, ſich mit einer hinlänglichen Quantität Plantins, Caſſava u. ſ. w. zu verſehen. Das Holz iſt, ſonderlich von der ſchwarzen Art, ſehr theuer, wegen ſeines Gewichts, Dichtheit und Dauerhaftigkeit.

Der Purple-Hart Tree wächſt mit dem vorigen in gleicher Höhe und Größe. Er iſt mit einer glatten ſchwarzbraunen Rinde überzogen, und macht eine Krone mit mittelmäßig großen ovalen Blättern, welche paarweiſe ſtehen. Die Blüthen ſind röthlich und beſtehen aus fünf Blättern; auf dieſelben folgen kleine kermeſinrothe Beeren, mit Saamen. —— Das Holz iſt von einer hellen Kermeſinfarbe, ſeine auswendige Seite aber, wenn ſie einige Zeit der Luft blosgeſtellt geweſen, verändert ſich nach und nach in eine dunkle Purpurfarbe. Das Holz iſt außerordentlich ſchwer und dauerhaft, und wird noch höher gehalten als irgend eines von den vorigen.

Der Bulletbaum wächſt gemeiniglich gegen funfzig Fuß hoch, hat aber ſelten mehr als ſechs oder ſieben Fuß im Umfange. Er hat eine graue, glatte und

feſt an dem Holze hangende Rinde. Der Stamm hat, wie die vorigen, keine Aeſte, bis nahe an der Spitze. Seine Blätter ſind lang, und gegen den Stiel zu ſchmal. Die Blüthen beſtehen aus fünf Blättern von einer röthlich blauen Farbe, auf welche kleine purpurfarbige Beeren folgen. Das Holz deſſelben iſt auſſerordentlich dichte, ſchwer und dauerhaft. Seine eigenthümliche Schwere übertrift ſo gar noch die vom Seewaſſer. Es hat eine ſchwarzbraune Farbe, mit vielen kleinen weißen Flecken geſprengt, und wird für das vortreflichſte Holz zu Flügeln, Schäften u. ſ. w. an Windmühlen gehalten.

Bogenholz, oder Waſceba, iſt an Größe und Höhe dem vorigen beynahe gleich. Seine Rinde iſt braun und etwas aufgeriſſen. Die Blätter ſind von einer ſchwarzgrünen Farbe, und einer lang-ovalen Figur. Die Blüthen ſind häufig und weiß, die Beeren aber, welche darauf folgen, klein und von brauner Farbe. Das Holz, ſo eine hellbraune Farbe hat, iſt ſchwer, dauerhaft, und ungemein elaſtiſch; die Indianer gebrauchen es, ihre Bogen daraus zu machen.

Der Eiſenholzbaum *) wächſt gemeiniglich gegen funfzig Fuß in die Höhe, und der Stamm, der mit einer graulich weißen Rinde bedecket iſt, hat fünf bis ſechs Fuß im Umfange. Die Blätter ſind glatt, von lichtgrüner Farbe, ohngefähr drey Zoll lang, anderthalb Zoll breit, und nach dem Stiele zu am ſchmälſten. Er trägt weiße Blüthen, worauf kleine Beeren mit einzelnen Saamen folgen; die Haut ſowohl als die innerliche Subſtanz dieſer Beeren iſt von

einer

*) ERYTHROXYLON *areolatum.*

einer lebhaften rothen Farbe. Die Schwere und Feſtigkeit dieſes Holzes hat ihm den Namen des Eiſenholzes zuwege gebracht. Hieraus machen die Indianer große ſchwere Keulen, mit ſcharfen Kanten; dieſer bedienen ſie ſich ſtatt der Waffen zur Vertheidigung, und ein einziger Schlag damit iſt mehr als hinreichend, einen Hirnſchädel zu ſpalten. Der Locuſt-Sipeira-Purple-hart-und Bulletbaum, das Bogenholz, und Eiſenholz, wächſen alle in dem innern Theile des Landes, auf einem dürren erhabnen Boden. Von allen dieſen Bäumen werden Bauholzſtücke zugehauen, ſo zu dem Windmühlenbau dienen, daher ſie in großen Quantitäten ausgeführt, und mit vielen Koſten auf die Engliſchen Weſt indiſchen Inſeln geſchaft werden, wo das Stück, ſonderlich von den vorzüglichern, an die Eigenthümer von Plantagen nicht unter funfzig Pfund Sterlings verkauft wird. Dieſes macht den Engliſchen Planteurs große Unkoſten, deren man in dieſem Lande gänzlich überhoben ſeyn kann; und eben das gilt auch von verſchiednen andern Beſchwerlichkeiten, denen jene bloßgeſtellet ſind.

Der Franzoſenholzbaum *) wächſt in dieſer Gegend gemeiniglich vierzig Fuß in die Höhe, und die Peripherie ſeines Stammes iſt zwiſchen drey und vier Fuß. Er theilet ſich in viele Aeſte, an welchen die gefiederten ſtumpfen Blätter paarweiſe ſtehen. Die Blumen ſind fünfblätterig, und von violettblauer Farbe. Auf dieſe folgen hodenförmige Beeren von einer röthlichgelben Farbe, deren man ſich gemeiniglich zu mediciniſchen Tränkchen bedienet. Der Gebrauch des Holzes, und die mediciniſchen Eigenſchaften ſeines Gummi, ſind ſchon

*) GVAJACVM *officinale*.

ſchon allgemein bekannt. Es giebt noch eine weiße Art von Franzoſenholz, die bloß durch ihre weiße Blüthe unterſchieden, und nur eine Varietät iſt.

Der wilde Zimmetbaum iſt hoch, aber ſchlank, er bringt Blätter von der Lorbeerart, ohngefähr vier Zoll in der Länge, und anderthalb in der Breite. Sie ſind glatt, zugeſpitzt, und von dunkelgrüner Farbe. Die Blüthen ſind gelb, und bringen kleine rothe Beeren. Die Rinde des Baums iſt faſt zwo Linien dick, rauh, mit leichten Riſſen, von brauner Farbe, und hat einen gewürzhaften, etwas ſcharfen Geſchmack, und angenehmen Geruch.

Der Mawnabaum wird ohngefähr funfzig Fuß hoch, und ſein Stamm zertheilt ſich bald in viele Aeſte; er iſt mit einer dünnen ungleichen Rinde von hellbrauner Farbe bedeckt. Er treibt Blätter von einer ovalen Geſtalt, mit häufigen kermeſinrothen fünfblättrigen Blumen, nach welchen Nüſſe kommen, die, wenn man ihnen die äußere Decke genommen hat, an Geſtalt und Anſehen der orientaliſchen Muskatennuß ähnlich ſind. Sie haben aber weder an Geſchmack noch an Geruch im mindeſten etwas aromatiſches. Wenn man in den Stamm dieſes Baumes Einſchnitte macht, ſo ſickert ein gelbes Gummi heraus, das ſich in keinem wäßrichten Menſtruum auflöſen läßt, und ein Stück von der Compoſition des berühmten indiſchen Pigments iſt.

Der Launabaum erreicht eine Höhe von ohngefähr funfzig Fuß, iſt aus vielen Aeſten zuſammen geſetzt, welche mit einer glatten grauen Rinde bedeckt ſind, und ſchwärzlichte grüne Blätter, von einer länglich ovalen Figur haben, die bey dem Stiele am ſchmälſten ſind.

Sie

Sie ſind auf der Oberfläche etwas rauch, und ſtehen allezeit paarweiſe. Die Blüthen ſind weiß, und vierblättrig; auf ſie folgt eine ovale Frucht, ſo groß, als eine liſſaboniſche Limonie, welche mit einer rauchen, graulich, grünen Haut überzogen iſt. Die innere Subſtanz der Frucht iſt ſowohl an Farbe, als Conſiſtenz einem Apfel ähnlich, außer, daß ſie etwas härter iſt. Der Saft dieſer Frucht, wenn er eine kurze Zeit der Luft bloßgeſtellet geweſen, verwandelt ſein Weiß in eine ſchöne dunkelblaue Purpurfarbe, und die innerliche Subſtanz der Frucht, wenn ſie zerſtoßen, und in Waſſer macerirt wird, giebt die bey den Indianern ſo beliebte Schminke, welche an Farbe dem Indig faſt gleich kommt. Mit dieſer zieren ſie ihre Leiber, indem ſie ſolche mit allerley Figuren bemahlen, die den Einfällen einer kurzweiligen plumpen Einbildungskraft angemeſſen ſind. Wenn dieſe Figuren alſo auf die Haut gemalet ſind, ſo ſind ſie vor einer Zeit von neun bis zehn Tagen völlig unauslöſchlich, und keine Kunſt, die bisher entdeckt worden, vermag ſolches zu bewerkſtelligen. Wenn dieſe Zeit verfloſſen iſt, ſo fangen ſie gewöhnlicher Weiſe an zu verſchwinden, und ſind bald darnach ganz unſichtbar. Aus dieſer Frucht wird auch eine ſchöne Dinte gemacht, die aber in einer kurzen Zeit unſichtbar wird, und daher zu allerhand betrügeriſchen Abſichten ſehr geſchickt iſt. Daher iſt auch der Gebrauch derſelben bey der härteſten Strafe unterſagt.

Der rothe Mangrovenbaum *) wächſt faſt überall auf dem Theile des feſten Landes zwiſchen den Wendezirkeln, iſt aber bisher ſehr unvollkommen beſchrieben worden, da die Art ſeiner Vegetation ungewöhnlich, bewun=

*) RHIZOPHORA *Mangle.*

bewundernswürdig, und ſehr abweichend iſt. Er entſpringt aus verſchiednen ſtarken holzigten Wurzeln, welche über der Oberfläche der Erde zwo oder drey Ruthen weit hervorragen, ehe ſie ſich mit dem Stamme vereinigen, welcher ſtark, hoch, und in viele Aeſte getheilt iſt. Aus dem Stamme ſproſſen verſchiedene zähe, holzigte, ohngefähr drey Zoll ſtarke Schößlinge hervor, und ſchlagen, wenn ſie die Erde erreichen, Wurzel. Wie der Baum an Höhe und Größe zunimmt, werden auch dieſer Schößlinge mehr, und man ſieht ſie nicht nur von dem Stamme, ſondern auch von den höchſten Aeſten, als Seile herabhängen, welche wenige Fuß weit von einander angeſetzt, einfach, und ohne Blätter ſind, und ſich in einen herabhängenden zugeſpitzten Kopf endigen, der in die Erde eindringt und Wurzel ſchlägt. Dieſe Schößlinge nehmen, nachdem ſie in die Erde eingedrungen, an Größe, Stärke und Dichte zu; werden eben ſo viele Stützen, den Baum wider die Gewalt des ſtrömenden Waſſers zu vertheidigen, und die Lockerheit des Erdreichs, worinnen ſie wachſen, zu erſetzen; und machen alle zuſammen ein faſt undurchdringliches Dickigt. Die Aeſte ſind mit grünen ovalen Blättern bedeckt. Die Blüthe iſt ein kleiner hülſenartiger coniſcher Kelch, welcher aus vier braunen Blumenblättern beſteht, die das Piſtill umgeben, auf dieſe folgt eine flache braune Schote, ſo etliche Körner in ſich ſchließt, die den Erbſen ähnlich ſind. Das äußerliche Häutlein der Rinde iſt lichtgrau, aber ihre innerliche Subſtanz roth, ſtark zuſammenziehend, und bey den Spaniern zum Ledergerben gebräuchlich. Das Holz iſt ſchwer, dicht, und dauerhaft. Ich hätte vorher erwähnen ſollen, daß dieſer Baum nur in tiefen feuchten Gegenden,

an

an dem Rande fließender Waſſer wächſt. Es giebt eine Art von weißen hochländiſchen Mangroven, die in einer Entfernung vom Waſſer wächſt, und, wie die Natur niemals etwas vergebens thut, dieſe Schößlinge nicht hat, welche den rothen Mangrovenbaum unterſtützen.

Der Caßiaröhrenbaum *) iſt gemeiniglich zwiſchen vierzig und funfzig Fuß hoch, mit einer lichtbraunen Rinde bedeckt, die etwas rißig und ungleich iſt. Die Aeſte, deren eine Menge ſind, kommen ohnweit der Spitze hervor. Blätter hat er wenig, von mittler Größe, ſchmal und ſpitzig. Nahe an dem äußerſten Ende derſelben ſtehen Träubchen gelber fünfblättriger Blumen, welchen herunterhangende cylindriſche Schoten, von einer ſchwarzbraunen Farbe, ordentlicher Weiſe gegen achtzehn Zoll in der Länge, und zwey bis drey im Umfange, folgen. Die Schale dieſer Schoten iſt an beyden gegenüberſtehenden Seiten längshin von einem Ende bis zum andern, durch Näthe, wovon die an einer Seite etwas hervorragend iſt, verbunden. Die ganze Höhlung der Schote iſt in kleine Zellen getheilt, jede der Scheidewände, welche dieſe Zellen machen, iſt mit einem ſüßen, ſchwärzlichten laxirenden Fleiſche bedeckt; zwiſchen dieſen liegen die Saamenkörner, welche glatt und flach ſind. Dieſer Baum wächſt in Guiana in Menge, ohne Wartung, von ſich ſelbſt, ohngeachtet alles deſſen, was man dawider geſagt hat.

Der Tetermerbaum wächſt an ſechzehn Fuß hoch, ſein Stamm hat oft acht bis neun Fuß im Umfange, und eine helle, etwas ungleiche Rinde. Die Blätter ſind

*) CASSIA *Fiſtula.*

ſind lichtgrün, glatt, ohngefähr vier Zoll lang, und zween breit, gegen den Stiel zu am ſchmälſten. Das Holz ſieht dem Mahagoni ſehr ähnlich, iſt aber etwas unter ſelbigem an Gewicht, Härte, Farbe, und der Textur ſeines Kerns. Jedoch iſt es einer ſehr guten Politur fähig, und zu eingelegter Arbeit ſehr dienlich. Dieſe Bäume wachſen in großer Menge, und geben Bretter zu Täfelung der Häuſer, und anderm häuslichen Gebrauche.

Der Caraba- oder Crabbaum erreicht eine Höhe von vier Schuhen, und beſteht aus vielen Aeſten, mit langen ſchmalen, und dunkelgrünen Blättern bedeckt. Er bringt eine Menge weißer Blüthen, und dieſen folgen flache eckige Nüſſe, ohngefähr ſo groß, als eine Kaſtanie, welche in einer dünnen, braunen, hülſenartigen Schale einen weißen öhlichten Kern haben. Aus dieſen Kernen machen die Indianer, durch Zerſtoßen, Einweichen, und Kochen, ein gelblichtes, bittres butterartiges Oel, womit ſie, aus verſchiednen nützlichen Abſichten, ihre bloße Haut beſtändig ſchmieren und reiben. Wie dieſe Salbe wegen ihrer außerordentlichen Bitterkeit, die Fliegen und Mücken (Musquitos) abhält, welche ſie ſonſt, da ſie unbekleidet ſind, ſehr plagen würden; ſo macht ſie auch zugleich die Haut geſchmeidig, welche, da ſie ſtets den Sonnenſtrahlen ausgeſetzt iſt, ſonſt hart werden würde; auch verhindert ſie, indem ſie die Schweißlöcher verſtopfet, die allzuſtarke Ausdünſtung, und ſchützet für Erkältungen im Thau, Regen u. ſ. w.

Der Savorybaum beſteht aus vielen Aeſten, wird vier Fuß hoch, und hat eine dunkelbraune Rinde. Die Blätter ſind hellgrün, oval, groß, und beynahe fünf

Zoll

Zoll lang. Die Blüthen ſind von einer gelblicht weiſſen Farbe, und beſtehen aus fünf Blumenblättern. Sie kommen an den Spitzen der Aeſte hervor, und nach ihnen erſcheint eine große kugelrunde, herabhängende Frucht, die ohngefähr funfzehn Zoll im Umfange hat. Dieſe Frucht beſteht aus einer weißen, dicken, ſchwammigen Bedeckung, die zwey oder mehr flache circulrunde Nüſſe in ſich ſchließt, deren Schalen eine röthlicht braune Farbe haben, und wie ein Pfirſichkern, eingekerbt, aber viel größer ſind. Jede dieſer Schalen enthält einen weichen Kern von einer weißen, zarten, ſchmackhaften Subſtanz, und einem weit lieblichern Geſchmacke als eine von den bisher erzählten Nüſſen.

Der Ducollaboll wächſt vierzig Fuß hoch, und hat eine rauche Rinde, von röthlicht brauner Farbe. Der Stamm des Baumes hat ſelten über zwanzig Zoll im Durchmeſſer. Die Aeſte kommen nahe am Wipfel hervor, und haben kleines ovalrundes Laub. Blüthen hat er ſehr wenig, von blaulicher Farbe, und dieſe bringen kleine purpurfarbne Beeren. Das Holz, welches allein den Baum merkwürdig macht, iſt dem Mahagoni etwas gleich, aber von vorzüglichern Eigenſchaften, indem es eine dunklere rothe Farbe, feinere, gleichere und dichtere Adern hat, härter und ſchwerer iſt, und ſich viel feiner poliren läßt, als jenes.

Der Simarubabaum *) iſt Guiana nur allein eigen. Er wächſt gemeiniglich eine gute Strecke von der

*) Der hier beſchriebene Baum ſcheint von der BURSERA *gummifera*, die ſonſt für die Simarouba gehalten wird, unterſchieden zu ſeyn; wenigſtens giebt die obige Beſchreibung nicht zu erkennen, daß er gefiederte Blätter habe, die der Burſera eigen ſind. Die einzelnen Blättchen,

der See, an den Ufern der Flüſſe. Wenn er völlig ausgewachſen iſt, hat er eine Höhe von 40 Schuhen, iſt äſtig und etwas gekrümmt. Seine Rinde iſt glatt und von lichtbrauner Farbe. Das Laub deſſelben iſt groß, von langer ovalrunder Figur, und ſteht abwechſelnd an den Aeſten. Niemals habe ich Blüthen oder Früchte daran geſehen. Die Simaruba iſt die Rinde, entweder der Wurzeln, oder der Aeſte. Erſtere iſt am beſten und wirkſamſten in der rothen Ruhr, wider die ſie als ein ſpecifikes Mittel gebraucht wird. Sie iſt von einer gelblich weißen Farbe, und bitterm Geſchmacke, ſie ſtärkt den Magen, iſt etwas zuſammenziehend, balſamiſch, und harntreibend.

Der Wallabahbaum wird gemeiniglich vierzig Schuh hoch, und zween ſtark. Er hat eine röthlich braune flach gefurchte Rinde. Die Blätter ſind groß, von dunkelgrüner Farbe, und laufen an beyden Enden ſchmal zu. Der Baum hat einen dünnen weißen Splint, das Holz iſt aber innerhalb demſelben dunkelroth, und mit weißen Striemen und Flecken ſchön ſchattirt. Es iſt hart, ſchwer und glänzend, und würde vortreflich zu Hausgeräthſchaften ſeyn, wenn es nicht ſo leicht ſpaltete. Indeſſen macht dieſe Eigenſchaft daſſelbe ſehr bequem, Dauben zu Zuckerfäſſern daraus zu verfertigen, wozu man es allein braucht. Die Rinde, welche einen etwas bittern Geſchmack hat, iſt ein ſehr gutes Brechmittel, und das einzige, welches die Indianer in dieſer Gegend von Guiana beſtändig gebrauchen. Sie kochen insgemein zwey bis drey Drachmen in einem Quart Waſſer, und trinken davon etliche Löffel voll, welches

chen, woraus ſelbige zuſammengeſetzt ſind, ſtehen auch nicht abwechſelnd bey der Burſera.

welches ſogleich den Magen zum Erbrechen reizet; dieſes wird ſo lange wiederholet, bis man die nöthige Ausleerung des Magens bewirkt hat.

Den americaniſchen Muſcatenbaum findet man nur tief im Lande. Man hat mir erzählt, daß er eine anſehnliche Länge und Größe bekomme, da ich ihn aber ſelbſt niemals geſehen habe, ſo kann ich keine genaue Beſchreibung davon geben. Die Frucht deſſelben, wie ſie von den entferntern Einwohnern des Landes zu uns gebracht wird, iſt in vier Viertel getheilt, und an Schnüren gereihet, damit ſie beſſer trocknen könne. Aus der Größe dieſer Viertel ſchlüße ich, daß die Frucht ſo dick und groß ſeyn müſſe, wie ein mittelmäßiger Apfel. Die Textur ihrer Subſtanz iſt wie bey der orientaliſchen Muſcatennuß beſchaffen, aber von einer dunkelbraunern Farbe. Der Geſchmack iſt hitzig und gewürzmäßig. Sie wird gemeiniglich von den Indianern für ein Mittel gegen die Bauchflüſſe gehalten, da ſie etwas anhaltend iſt. Ihre guten Wirkungen in dieſer Krankheit, der die Indianer, wegen der Beſchaffenheit ihrer Speiſen, vornehmlich unterworfen ſind, haben viele von den holländiſchen Einwohnern veranlaſſet, dieſes den Indianern nachzuthun.

Das americaniſche Gummi Anime iſt das Product eines Baumes, der vierzig Schuh hoch iſt, und gegen den Wipfel zu etliche wenige Aeſte hat. Das Laub iſt klein, hat eine dunkelgrüne Farbe, und ovalrunde Figur. Die äußerſte Haut der Rinde iſt ſchwarzbraun, und ihre innere Subſtanz röthlicht braun. Wenn man Einſchnitte in dieſe Rinde macht, ſo ſchwitzet das Anime heraus, welches eine gelblichweiße Gummireſine iſt. Es hat einen ſüßen annehm-

lichen Geruch, der dem Storaxgeruche in etwas gleicht, und einen etwas hitzigen lieblichen Geſchmack. Die Indianer käuen es, wenn ſie Magenbeſchwerungen und Blähungen haben, brauchen es auch oft als Räuchwerk wider Schnupfen, Kopfſchmerzen u. d. gl.

Der Balſam, welchen die Indianer Arrecocerra nennen, kömmt von einem Baume her, der ohngefähr dreyßig Fuß hoch wächſt, den ich aber niemals geſehen habe, weil er nur tief im Lande angetroffen wird. Die Indianer bringen ihn in Flaſchen zu uns, deren jede gegen zwölf Unzen hält. Er hat eine ſchöne gelbe Farbe, iſt von einer ſehr zähen Beſchaffenheit, und an Conſiſtenz etwas weicher als der Tolubalſam, wird aber demſelben gleich, wenn er vom Alter härter geworden iſt. Er giebt einen ſtarken lieblichen Geruch von ſich, der dem von dem Balſam von Gilead faſt gleich iſt, und wenn er in den Mund genommen wird, einen angenehmen bitterlichen Geſchmack hat. Man kann ihn durch die Hitze flüßig machen, aber nicht auflöſen, auſſer eine ſehr kleine Quantität, entweder in rectificirtem Weingeiſte, oder Waſſer, jedoch nimmt keines von beyden einige Farbe davon an, ob ſie gleich nach einer langen Digeſtion der vermiſchten Materien einen bittern Geſchmack davon bekommen. Dieſes iſt die berühmte indianiſche Wundſalbe für Wunden u. ſ. w. die geſchwinde davon heilen.

Der Capiribalſam, oder der Capoibabaum *) wächſt ebenfalls in großer Menge in den innern Gegenden von Guiana, von daher ihn die tiefer im Lande wohnenden Indianer in großen Kürbisflaſchen, die etliche

*) COPAIFERA officinalis.

liche Pfund halten, herbeybringen; er iſt aber zu bekannt, als daß er einer Beſchreibung bedürfte.

Ich könnte nun fortfahren eine faſt unzähliche Menge von Balſamen, Gummi, und Harzen zu erzählen, die durch Einſchnitte beynahe aus jedem Baume oder Strauche fließen; aber da die Kräfte dieſer ausländiſchen Produkte bisher unbekannt geweſen ſind, ſo muß ich ſie in der Dunkelheit laſſen, bis der Zufall oder der künftige Fleiß Eigenſchaften daran wird entdeckt haben, die ihnen auf unſere vorzüglichere Aufmerkſamkeit einen Anſpruch geben. Jedoch kann ich unter den Gewächſen von Guiana den **Kampferbaum** nicht übergehen, welchen Herr **Sanders**, ein geſchickter Wundarzt in dieſer Colonie, in deſſen Wahrheitsliebe ich keinen Zweifel ſetze, wie er mir eben erzählt hat, letztlich von ohngefähr auf der Friendſchipplantage angetroffen hat. Er ward daſelbſt einen Baum von der Lorbeergattung gewahr, deſſen Rinde (die durch einen Zufall vorher geritzt worden war) eine kleine Quantität wirklichen Kampfer *) ausgeſchwitzet hatte, ſo noch an dem verwundeten Theile hieng. Dieſer iſt ohne Zweifel mit dem, welcher in der Inſel Borneo erzeugt wird, einerley. Durch ſolche unvermuthete Vorfälle haben ſich alle unſere americaniſchen Entdeckungen unſern

*) Man hat doch noch nicht gehört, daß der rechte Kampferbaum (LAURUS *Camphora*) in Weſtindien gefunden worden wäre. Vielleicht iſt es ein ähnliches Product einer ganz andern Gattung von Bäumen, wovon der Herr Verfaſſer hier redet. Man weiß ja, daß viele Gewächſe einen Kampfer geben. Doch wäre es auch nicht ſo gar ſehr zu bewundern, wenn der orientaliſche Kampherbaum auch ein Einwohner der neuen Welt wäre. Hat doch der Herr Bergrath Jacqvin den Zimmtbaum in Martinick gefunden.

ſern trägen Beobachtern ſelber aufgedrungen. Jedoch ſollten die ſehr vielen wirkſamen Arzeneyen, welche mehr der Zufall, als die Wiſſenſchaft den Americaniſchen Wilden entdeckt hat, und die vermuthlich nur einen kleinen Theil von denen ausmachen, die noch unbekannt ſind, andre aufmuntern, genauere und weitläuftigere Unterſuchungen in dieſen undurchforſchten Wäldern anzuſtellen, welche in Abſicht auf ihre Größe und Fruchtbarkeit ein weites Feld zu glücklichen Bemühungen allen denen verſprechen, welche Muth und guten Willen genug haben, eine Mühe über ſich zu nehmen, um unſerer Armuth an Specereyen abzuhelfen. Eine Mühe, die die Geſundheit und Glückſeeligkeit des menſchlichen Geſchlechts zum Gegenſtande hat, würde öffentlichen Beyſtand und Aufmunterungen reichlich verdienen; denn dieſe ſind allezeit zu Ausführung dieſer Abſichten erforderlich, ſo lange die menſchlichen Handlungen durch ſolche Leidenſchaften und Grundſätze gelenket werden, welche in jedem Zeitalter, und unter jedem Himmelsſtriche als unzertrennliche Begleiter der Menſchlichkeit angetroffen werden.

Die Canella alba oder Wintersrinde *), wie ſie gemeiniglich genennet wird, iſt das Product eines Baumes, der häufig in den innern Gegenden dieſes Landes wächſt. Die Indianer, welche jenſeits der Flüße Eſſequebo und Demerary wohnen, bringen ſie den weißen Einwohnern zum Verkauf. Sie iſt eine weiße Rinde, dicker als Zimmet, und in lange Röhren gerollet. Sie hat einen ſcharfen, beiſſenden, aromatiſchen Geſchmack; ihre mediciniſchen Eigenſchaften ſind ſchon zur Gnüge bekannt.

Bourra-

*) WINTERANIA *Canella.*

Bourracourra, ſo bey den Franzoſen Bois du Lettre, und bey den Holländern Letter-Hout heißt, iſt das Herz eines Baums, der ohngefähr dreyßig Fuß hoch wird, aus vielen Aeſten beſteht, und mit einer röthlich braunen Rinde überzogen iſt. Der Stamm iſt von verſchiedener Stärke, jedoch niemals über ſechszehn oder achtzehn Zoll im Durchſchnitt. Seine Blätter ſind von mittlerer Größe, klein und zugeſpitzt. Die Blüthen ſind fünfblätterig, purpurfarbig, und bringen kleine rothe Beeren. Wenn man den weißen Splint, welcher ſehr dick iſt, abhauet, ſo entdeckt man das Herz des Baums, welches ſehr klein iſt, und in einem Baume, deſſen Diameter ſechszehn Zoll iſt, ſelten über zwölf Zoll im Umfange hat. Deswegen wird viel Arbeit erfordert, ein kleines Stückgen von dieſem Holze zu bekommen. Dieſes, nebſt der unvergleichlichen Schönheit deſſelben, und der Seltenheit der Bäume, macht, daß es ſelbſt in dieſer Gegend von ſehr großem Werthe iſt, wo doch ſonſt das Holz überhaupt wenig geachtet wird. Dieſes Holz iſt von großem Gewichte, Härte und Dichte, hat einen feinen gleichen Kern von einer ſchönen dunkelrothen Farbe, iſt an jedem Orte ſeiner ganzen Subſtanz mit ſchwarzen Flecken und Figuren ſchattirt, woraus man eine eingebildete Aehnlichkeit mit Buchſtaben erzwungen, daher die Europäer es durch den Nahmen des Buchſtabenholzes unterſchieden haben. Es nimmt eine ſehr feine Politur an, ſo, daß es einen Glanz faſt wie ein Spiegel, oder wenigſtens doch einen weit größern, als alle übrigen bisher bekannt gewordenen Hölzer, von ſich wirft; aber die geringe Größe der Stücke, die man davon haben kann, macht, daß es ſelten zu etwas zu gebrauchen iſt,

außer zu Stöcken und eingelegter Arbeit. Die Indianer machen indeſſen Bogen daraus, die ſie aber vielmehr zum Zierrath als zum Gebrauch haben. Es giebt auch an dieſen Flüſſen eine große Menge von Ebenbäumen *), Fuſtik **) und ſpaniſchen Cedern, nebſt vielen andern Gattungen von koſtbaren Bauholze, welches nur Indianiſche Nahmen hat, als Urobolla, Cerrebolla, Copperbolla, Hathebolla u. ſ. w. aber eine Beſchreibung derſelben würde eckelhaft, langweilig, und vielleicht von ſchlechtem Nutzen ſeyn ***).

Der Ducollaapfelbaum erlangt insgemein eine Höhe von dreyßig Schuhen, und beſteht aus vielen Aeſten. Er hat eine graulich braune Rinde. Seine Blätter ſind klein, von einer länglich ovalen Figur, und dem Laube eines Europäiſchen Apfelbaums etwas ähnlich. Die Blüthen haben eine gelblicht weiße Farbe. Auf dieſe folget der Apfel, der eine grüne ſtachliche Schale, und inwendig ein weiches Fleiſch von röthlich brauner Farbe, mit untermiſchten vielen ſehr kleinen Saamen hat. Dieſes Fleiſch hat einen ſehr delicaten Geſchmack, der dem von einer Quittenmarmalade in etwas gleich kömmt. — Es giebt in dieſer Gegend eine große Mannichfaltigkeit angenehmer und geſunder Früchte, die ungebaut in den wilden Wäldern wachſen, und einen guten Theil von der Nahrung der eingebohrnen

*) Vermuthlich ASPALATHUS *Ebenus* LINN. BRYA I BROWN. Denn das rechte Ebenholz kömmt aus Oſtindien; dieſes aber heißt in Weſtindien Ebony.

**) MORUS *tinctoria*.

***) Unter den Händen eines Naturkenners würde ſie ſchon haben angenehm, unterhaltend und nutzbar werden können.

nen Landeseinwohner ausmachen; allein die Grenzen, welche ich mir geſetzt habe, wollen mir nicht erlauben, mich in eine genaue Beſchreibung derſelben einzulaſſen. —— Aus den innern Theilen des Landes wird von den Indianern ein ſehr angenehmes Parfum gebracht, welches in den Augen eines kleinen Baums enthalten iſt. Dieſe Knoſpen oder Augen ſind von einer kegelförmigen Geſtalt, ohngefähr ſechs Linien lang, und von röthlich brauner Farbe. Sie geben einen ſehr angenehmen und ſtarcken Geruch, werden hier gemeiniglich in Schnupftobacksdoſen geführt, um den Toback zu parfumiren, und heißen daher bey den weißen Einwohnern Schnupftobacksparfum.

Der Samecbaum wird zwanzig bis dreyßig Fuß hoch, hat eine aſchfarbne Rinde, und ſchmales ſpitziges Laub. Die innerliche Subſtanz der Rinde beſteht aus langen, ſchönen, ſtarken Fäden, die dem Hanf ähnlich ſind, woraus die Indianer ihre Stricke und gewöhnlichen Hangematten machen.

Der Hearreebaum wächſt insgemein an den Ufern der Flüſſe, in einiger Entfernung von der See, und einzeln bey einander, indem man hier ſagt, daß er durch ſeine giftigen Eigenſchaften alle Pflanzen um ſich her verderbe. Er wird insgemein zwanzig bis fünf und zwanzig Schuhe hoch, und hat eine grüne ungleiche Rinde, welche mit einem weißlichen Moos bewachſen iſt. Aeſte hat er nur wenig nahe unter dem Wipfel, mit rauchen ungleichen Blättern von einer todten grünen Farbe; aber ich habe niemals weder Blüthen noch Früchte an ihm geſehen. Man hält ihn hier für eines der tödlichſten Gifte; und der Rauch des brennenden Holzes iſt allen Thieren ſchädlich, wenn ſie ihn durch

 den

den Odem in die Lungen ziehen. Aus dieſem Grunde hat man an verſchiedenen von den innern Plantagen, wo einige wenige von dieſen Bäumen angetroffen werden, dieſelben wachſen laſſen, und der mit ihnen gränzende Boden iſt unbebaut blieben.

Die Caruna, wie ſie von den Indianern genennet wird, iſt die giftige Nuß eines kleinen Baums oder Staude, die mit einer dünnen braunen Rinde überzogen iſt, und kleines hellgrünes Laub hat. An den äuſſern Enden der Aeſte kommen verſchiedene röthliche Blüthen hervor, auf welche nachher die Nüſſe folgen. Wenn man von dieſen Nüſſen ihre äußerliche Schale abſchälet, ſo erſcheinen ſie in der Geſtalt des americaniſchen Anacardiums; ſie ſind ohngefähr 10 Linien lang, fünf im Durchſchnitt in der Mitte, und vier an jeden Ende, wo ſie ſich etwas einwärts krümmen. Jede Nuß hat eine harte braune Schale, die aus vier Stücken beſteht, welche zur Seite und in die Länge an einander gefügt ſind, aber die zirculrunde Zuſammenfügung der Länge nach, ſtehet um ein merkliches näher gegen das eine Ende, als gegen das andere, und machet dadurch Platz zu einer Höle gegen das Ende, welches von dieſer Fuge am weiteſten entfernt iſt. In dieſer Höle iſt ein mehlichter, etwas öhlichter Kern, in der Größe einer Haſelnuß. Die Subſtanz dieſes Kerns iſt ein langſames aber höchſt ſchädliches Gift, und man ſagt, daß ſie ein Stück der Compoſition eines weißen mehlartigen Giftes, in den Händen des Stammes Accawau ſeyn ſoll, welches ſie bisweilen bey ihren Zuſammenkünften, wenn ſie eine Beleidigung rächen wollen, unter ihren Nägeln verbergen, bis ſie eine bequeme Gelegenheit finden, es in das Getränke

des

des für dieſe geheime und langſame, aber tödtliche Rache beſtimmten Schlachtopfers, zu thun. Die Schalen dieſer Nüſſe werden von dem Kerne abgeſondert und mit Aſche abgerieben, um ihnen alle ſchädliche Eigenſchaft zu benehmen; ſodann werden ſie an Schnüre angereiht, welche die indianiſchen Tänzer bey ihren Feyerlichkeiten um ihre Knöchel winden. Aber die Indianer ſind ungemein ſorgfältig, daß ſie, ſo lange ſie mit Zubereitung dieſer Schalen beſchäftiget ſind, und auch nachher, ihre Speiſen nicht eher anrühren, als bis ſie ihre Hände auf eine gleiche Weiſe gereiniget haben.

Die Nibbees (wie ſie ſowohl von den Indianern, als den weißen Einwohnern genannt werden) ſind gleichſam eine Art holzigter Taue, von großer Länge und verſchiedner Größe, von einem halben Zoll im Durchmeſſer bis zu achtzehn Zoll im Umfange, welches die Spanier Bejucos *) nennen. Sie ſind außerordentlich häufig in den innern und erhaben liegenden Theilen des Landes, wo man ſie ohne Blätter und Aeſte bis auf die Gipfel der höchſten Bäume hinan, von da wieder zur Erde herabſteigen, neue Wurzel ſchlagen, und wieder auf den nächſten Baum hinaufſteigen ſieht. So gehen ſie von Baum zu Baum in ſchiefen, horizontalen und perpendiculairen Richtungen,

*) Bejuco iſt ohne Zweifel eben das im Spaniſchen, was die Franzoſen in Amerika Liane nennen; ein Name, der alle diejenigen Pflanzen andeutet, die mit vielen Ranken oft auf eine unbeſchreibliche Länge fortlaufen, und die Bäume dermaßen mit einander verflechten, daß das Fortkommen durch die Wälder deswegen oft faſt unmöglich wird. Es kömmt in allen Reiſebeſchreibungen viel davon vor.

gen, wie die Taue eines Schifs, eine große Strecke fort, verwickeln ſich bisweilen untereinander ſelbſt, und umgeben die Stämme der neben einander ſtehenden Bäume, woran ſie in Schraubenlinien hinanſteigen, und ſie durch das bloße Umſchlingen tödten; indeß daß einige in die Rinde andrer Bäume Wurzeln einſchlagen, und dieſelben verderben, weil ſie ihnen ihre Nahrung entziehen. Die größere Art von Nibbees wird gemeiniglich gebraucht Laſtſchiffe an dem Ufer vor Anker zu legen; die kleinern aber werden von den Indianern in kleine Bänder geſpalten, und zu vielerley nützlichen Abſichten, inſonderheit die Strohdächer der Häuſer zu befeſtigen, gebraucht. Jedoch ſind dieſe Nibbees von mancherley Gattungen und Eigenſchaften. Die runden ſind gemeiniglich unſchädlich, die aber, welche entweder flach, eckigt oder längshin ausgekehlt ſind, haben gemeiniglich ein Gift von der ſchlimmſten Art bey ſich. Doch giebt es von dieſer Regel einige Ausnahmen. Die Woorrara, welche das Hauptbeſtandtheil der Compoſition zu dem tödtlichen indianiſchen Pfeilgifte gleiches Namens iſt, gehört zu der flachen Art. Von dieſem Gifte will ich in der Folge umſtändlicher reden. Das Gift etlicher von dieſen Nibbees iſt ſo wirkſam und ſchädlich, daß ſich viele von den Indianern ſo gar fürchten, ſie zu zerſchneiden.

Vanilla *) oder Vanelle iſt die Frucht einer holzigten ſchotentragenden Liane, die große eckigte Blätter und eine irreguläre Blume hat, welche aus ſechs Blättern beſteht, deren fünfe in eine Zirculrundung geſetzt ſind, und um das ſechſte herum, welches

in

*) EPIDENDRUM *Vanilla*.

in der Mitte ſteht und concav iſt, gleichſam eine Verzäunung machen. Auf dieſe folgen die Schoten, die, wenn ſie reif werden, meiſtens rund und ſchmal, ohngefähr ſechs Zoll lang, und beynahe einen Zoll dick, etwas runzlicht, weich, öhlich, und von einer röthlichen Farbe ſind. Innerhalb der äußerlichen Schaale iſt ein röthlichtes Fleiſch, mit vielen kleinen ſchwarzen Körnern, von einem aromatiſchen Geſchmacke, und ſtarken lieblichen Geruche, der dem peruviſchen Balſam in etwas gleich kömmt. Ihr Gebrauch bey der Chocolate iſt bereits bekannt genug.

Batts-Bane iſt die Frucht einer holzigen Liane, die an den Ufern der Waſſer wächſet, und ſich an den nachbarlichen Bäumen hinanſchlinget. Sie trägt ein groſſes dreyeckigtes Blatt, und nahe an der Spitze kommen unterſchiedliche lange Stengel hervor, welche Büſchlein von blaulichtweißen fünfblättrigten Blumen tragen, nach denen Träubgen mit runden, ein wenig eckigten Früchten folgen, die in einer glatten grünen Hülſe eingeſchloſſen ſind. Sie haben ohngefähr neun Linien im Durchmeſſer, und werden von den Indianern blos zu Gift für die Fledermäuſe (die hier ſehr beſchwerlich ſind) gebraucht, wo ſie auch ihre gute Wirkung thun.

Troolies ſind vielleicht die größten Blätter, die man bisher in irgend einem Theile der Welt entdeckt hat. Jedes Blatt hat ſeinen beſondern Stamm, der unmittelbar aus der Wurzel entſpringt, und die mittlere Ribbe des Blattes wird, welche längſt durch daſſelbe hingeht. Dieſe Stämme ſind hart und ſtark, halten gegen die Wurzel zu faſt drey Zoll im Umfange, und laufen von da an bis an das Ende ſpitzig zu.

Jedes

Jedes Blatt iſt zwanzig bis dreyßig Fuß lang, und zwey bis drey Fuß breit. Die Faſern ſind ſtark, und von einem Ende an das andre, ohne einige Abſchnitte, oder Zertheilungen, genau an einander verbunden. Gemeiniglich wachſen zehn oder zwölf ſolche Blätter in einem Büſchel, aus einem Haufen kleiner faſerichter Wurzeln. Mitten aus den Blättern kömmt ein kurzer Stengel hervor, welcher eine Parthie gelblichtweiſſer Blumen trägt, denen eine gute Menge großer runder Nüſſe folgen, mit einer rauhen, braunen äußerlichen Haut, und einer dicken, harten, ſchwarzen Schaale, ſo einen harten Kern einſchließt, zu welchem durch eine kleine circulrunde Hölung ein Gang iſt. Wenn der Kern, ohne die Schale zu zerbrechen, herausgenommen wird, ſo iſt ſie einer kleinen Handgranate ähnlich, und könnte zur Noth ſtatt derſelben dienen, in Anſehung des Gewichts, der Dicke und Härte der Schale. Die Troolies wachſen hier in großer Anzahl, und ſind ein ſehr ſchätzbares Product, indem ſie ohne viele Mühe gebraucht werden können, die Dächer der Häuſer auf eine ſehr vortheilhafte Art damit zu bedecken, ſo daß ſie den heftigſten Regen abhalten, und viele Jahre dauern.

Der Mucconnucco wächſt allezeit im Waſſer, an den Ufern der Flüſſe. Er hat gemeiniglich an dem Fuße achtzehn bis zwanzig Zoll im Umfange, und läuft in der Höhe ſpitzig zu, ſo daß er am Ende nicht über zehn Linien im Durchſchnitte hält. Er wird gewöhnlicher Weiſe acht bis zehn Fuß hoch, und hat viel Gelenke, die nur etliche Zoll weit auseinander ſtehen. Seine Rinde iſt glatt und hellbraun, ſeine innerliche Subſtanz aber ein weiches ſchwammigtes Mark.

Ganz

Ganz an dem Gipfel theilt er ſich in zween oder drey grüne Stengel, davon jeder ein großes ovalrundes Blatt trägt. Dieſe Blätter ziehen ſehr heftig; die Sklaven, die ſich öfters krank machen, um der Arbeit eines Tages zu entgehen, binden ſich dieſelben vielmals die Nacht über auf ihre Füße, die man den Tag darauf zu einer ungeheuren Dicke geſchwollen findet. Die Indianer binden ſich ſolche oft, wenn ſie Entzündungen in den Augen haben, auf die Augen, und es erfolget darauf gemeiniglich ein häufiger Thränenfluß, womit ſich die Entzündung hebt. Die weißen Einwohner folgen mit gutem Erfolg häufig ihrem Beyſpiele. Dieſe Blätter werden auch zum Blaſenziehen gebraucht.

Die Hiarreewurzeln *) wachſen entweder von ſich ſelbſt, oder werden auch von den Indianern gebauet. Jedoch ſind die letzten die beſten, und machen einen guten Theil von dem Gewerbe des Stammes Accawau, welche ſie an die weißen Einwohner ſowohl als an die an der Seeküſte wohnenden Indianer gegen ſolche Waaren vertauſchen, die ſie ſelbſt nicht haben, da dieſe Wurzeln nur in den innern Theilen des Landes, auf einem dürren hochliegenden Baume wachſen. Es iſt die Wurzel einer holzartigen Staudenpflanze, welche ohngefähr ſechs Schuh hoch wächſet, und mit großen ausgeſchweiften Blättern verſehen iſt, die an beyden Enden ſchmal ausgehen. Die Wurzeln wachſen acht oder

*) Dieſer Name unterſcheidet ſich von dem Namen eines vorher beſchriebenen giftigen Baums blos durch ein J, anſtatt eines E. Und viele andere indianiſchen Worte haben eine ſo nahe Verwandſchaft im Laute, daß ihr Unterſchied gar nicht merklich wird, wenn man nicht äußerſt aufmerkſam iſt. Anm. der Grundſchr.

oder zehn Fuß lang in einer faſt gleichen Größe bis nahe an die äußern Ende fort, wo ſie ſich in verſchiede-ne Aeſte theilen. Sie ſind rund, beynahe drey Zoll ſtark, und von einem zähen fäſerichten Gewebe, den friſch gegrabenen Süßholzwurzeln ähnlich, aber mit einem gelbbraunen Häutgen, wie die Paſtinakwurzeln, überzogen. Wenn die Accawaus ſie zum Verkaufe bringen, ſind ſie meiſtentheils in zween Fuß lange Stücke geſchnitten, und in kleine Bündel gebunden. Wenn man eines von dieſen Stücken zerſtampfet, und es in eine kleine Bucht des Meeres oder Fluß wirft, wenn das Waſſer zu der Zeit, da es am höchſten oder niedrigſten iſt, ſtill ſtehet, ſo kann man dadurch alle die Fiſche in einem ziemlichen Bezirke dergeſtalt trunken machen, daß ſie in wenig Minuten ohne Bewegung auf der Oberfläche des Waſſers ſchwimmen, und mit leichter Mühe gefangen werden können. Wenn man aber zu langſam iſt, ſo erheben ſie ſich bald wieder, es müßte denn das Waſſer mit einer ſehr großen Quantität von den trunkenmachenden Theilchen dieſer Hiarree angefüllt worden ſeyn. Die meiſten Fiſche, welche man in dieſem Lande iſſet, werden auf dieſe Weiſe gefangen *), und man hat bisher nicht gemerkt, daß ſie durch die Hiarree ungeſund geworden, weil

*) Das Gewächs, wovon hier die Rede iſt, ſcheint von demjenigen nicht verſchieden zu ſeyn, welches D. Browne Cytiſus? fruticoſus erectus et villoſus, foliis plurimis pinnatis, ſpicis florum terminalibus. *Nat. hiſt. of Jam.* p. 296. nennt, obgleich die Blätter hier, vielleicht aus einer unvollkommenern Erinnerung, etwas anders beſchrieben werden. Die Rinde der Wurzel von Piſcidia Erythrina LINN. (Ichthyometia I. BROWN. *l. c.*) thut eben die Wirkung; dieſes iſt aber ein zwanzig bis dreyßig Fuß hoher Baum.

weil deren ſchädliche Theilchen vermuthlich, wie die von der Caſſava, durch das Küchenfeuer verbeſſert werden. Don Antonio Ulloa *) gedenkt einer Art von Kräutern, deren ſich die Indianer an dem Fluſſe Guyaquil, in Südamerica, zum Fiſchen bedienen. Dieſe, ſagt er, kauen ſie, und werfen ſelbige ins Waſſer. Sollten die Indianer von Guyana die Hiarree kauen, ſo würden ſie ſelbſt eben ſo alle Bewegbarkeit verlieren, wie die Fiſche, die ſie damit fangen. Auch kann ich nicht begreifen, wie es mit denen von Guyaquil anders ſeyn könne, weil man doch niemals gefunden hat, daß der Menſch, in ſofern er ein Menſch iſt, wider die ſchädlichen Wirkungen eines künſtlichen oder natürlichen Produkts geſichert wäre; noch wird irgend ein thieriſcher Körper von gleicher Größe ſo leicht von Arzeneyen oder Gift angegriffen, als der menſchliche. Indeſſen will ich wegen der Stärke der Unwahrſcheinlichkeit keinesweges die Glaubwürdigkeit der Sache läugnen; ob ich gleich aus verſchiedenen Umſtänden der Weiſe, wie Ulloa ihrer Meldung gethan hat, vermuthe, daß er es vielmehr nach Erzählungen als aus eigner Erfahrung beygebracht habe.

Currawattie, wie ſie von den Indianern genannt wird, iſt die Frucht einer großen Pflanze, die man gemeiniglich in Thälern, an dem Fuße ſandiger Hügel in dem innern Theile des Landes antrift. Dieſe Pflanze beſteht aus einem Buſch röthlicher Stengel, die eine Höhe von vier oder ſechs Schuhen erreichen, und große, glatte, dicke Blätter, von einer ovalen Form,

*) *Relacion Hiſtorica del Viage al Americal Meridional etc.*

Form, tragen, die beynahe fünf Zoll lang ſind. In der Mitte zwiſchen dieſen Blättern findet man einen geraden, zähen, faſrichten Stängel, der ohngefähr zween Schuh hoch iſt, und unmittelbar aus der Wurzel entſpringt. Um ihn herum kommt ein Straus großer fleiſchfarbiger vierblättrichter Blumen zum Vorſcheine, die durch kleine röthliche Stiele mit ihrem Stängel verbunden ſind. Auf jede Blume folgt eine viereckigte, faſt ovale Frucht, etwas größer als eine welſche Nuß. Dieſe Frucht beſteht aus einem dichten eckigten Träublein kleiner aromatiſcher Saamenkörnchen, die an Geſchmack und Geruch den Paradieskörnern beynahe gleich kommen. Sie befinden ſich in einem Gehäuſe, das aus vier vereinigten Theilen beſtehet. Dieſes iſt ohngefähr zwo Linien dick, und mit einem durchſichtigen purpurrothen Saft erfüllt, der etwas zuſammenziehend iſt, und von den Indianern in Augenkrankheiten gebraucht wird. Wenn man ſich deſſen ſtatt Dinte bedienet, ſo verwandelt er ſich an der Luft in eine ſchöne ſchwarzblaue Farbe, die unverändert bleibt. Er giebt auch eine Farbe zu Leinen und Baumwolle u. ſ. w. fermentiret aber bald, nachdem er ausgedrückt worden, wofern er nicht gebraucht wird; und nimmt alsdann eine todte grüne Farbe an. Es giebt auch eine kleinere Gattung, die man allezeit neben den größern findet. Die Frucht hängt an einem langen dünnen Stengel, der ſich in eine große Menge Aeſte vertheilet, die man auf der Erde liegen ſiehet. Der Saame dieſer Frucht iſt von dem an der erſtern weiter nicht unterſchieden, außer daß das Gehäuſe dünne, hülſenartig, und nicht, wie an jener voll Saft iſt.

Die weiße Ipecacuanha *) iſt die Wurzel einer Pflanze, die einen ohngefähr drey Fuß langen Stengel, mit großen, glatten und ſpitzigen Blättern, und gelben Blumen trägt. Die Frucht iſt eine runde langgeſpitzte Schote, ohngefähr dritthalb Zoll lang, ſie hat eine glatte grüne Schale, welche eine Menge weißer, weicher, durchſcheinender, ſeidenartiger Fäden einſchließt, an deren einem Ende eine große Anzahl kleiner dünner, und flacher Saamenkörnerchen von dunkelbrauner Farbe hängt. Die Wurzeln ſind ſchwach, holzig, glatt, und verurſachen Erbrechen, werden aber von den Indianern niemals zu dieſer Abſicht gebraucht, ſondern ſie bedienen ſich in ſolchen Fällen blos der Rinde von dem Wallabbabaum.

Es giebt hier auch ſehr viel weiße ſpaniſche Röhre, die denen ähnlich ſind, welche aus Oſtindien gebracht werden; auch Bambus, welche haufenweiſe an den Ufern der Flüſſe, oder in tiefem ſchwammichten Boden wachſen, und mit langen Stacheln beſetzt ſind, daß man ihnen nicht beykommen kann. Penguins **) wachſen gleichfalls im Ueberfluß wild an den Anhöhen; ingleichen eine große Menge kleiner Ananas, welche ſehr ſüß und angenehm ſind; nebſt mancherley andern Früchten, welche nahmhaft zu machen zu langweilig ſeyn würde.

Die Ordnung, an die ich mich bisher gehalten habe, würde mich nunmehr darauf führen, die faſt unermeßliche Menge und Mannichfaltigkeit der Kräuter

*) Aſclepias erecta, foliis anguſtis acuminatis verticillatim ternatis, floribus vmbellatis terminalibus. BROWN. *Nat. hiſt. of Jam.* p. 183. Apocynum SLOAN. *Nat. hiſt. of Jam. T. I. tab. 129. f. 4.*

**) BROMELIA *Pingnin.*

ter zu betrachten, welche überall die Oberfläche der Erde bedecken, und vermuthlich viele vortrefliche Eigenſchaften haben, die aber vorjetzt noch unbekannt ſind. Da aber eine Beſchreibung von dieſen ausländiſchen Pflanzen, ohne die Kenntniß ihrer Kräfte, nur wenig zum Vergnügen oder Nutzen beytragen dürfte, ſo will ich ſie in der Dunkelheit laſſen, und meinen Verſuch über das Pflanzenreich dieſes Landes mit einer Anmerkung aus dem Plinius ſchließen, welche ſich auf die natürliche Geſchichte von Guiana ſehr wohl anwenden läßt:

„Multum adhuc reſtat operis, multumque „reſtabit, nec vlli nato poſt mille ſaecula prae„cluditur occaſio aliquid adiiciendi.“

Die große Länge, zu welcher dieſer Brief bereits angewachſen iſt, nöthiget mich, meine eigne Angelegenheiten bis auf eine künftige Gelegenheit zu verſchieben. Zum Glück haben ſie ſich nur wenig geändert, ſeitdem ich zuletzt das Vergnügen gehabt habe, Sie von der Liebe und Achtung zu verſichern, mit welcher ich jederzeit verharre

Liebſter Bruder

Dero ꝛc.

II. Brief.

II. Brief.

Rio Demerary den 15 Aug.
1766.

Liebſter Bruder,

Da die unangenehmen Umſtände, die neulich in meinem Privatzuſtande ſich ereigneten, und wovon ich Ihnen vor wenig Tagen Nachricht gab, nunmehr glücklich gehoben ſind; ſo kann ich jetzo meinen Gegenſtand, die natürliche Geſchichte, wieder vor die Hand nehmen, außer der vielleicht keine Beſchäftigung einem richtigdenkenden Geiſte ein vernünftigeres Vergnügen gewähren kann. Die meiſten übrigen Wiſſenſchaften endigen ſich in Zweifel und Ungewißheit, und nach ganzen auf mühſames Nachforſchen verwendeten Jahrhunderten haben wir oft den Verdruß, zu finden, daß wir entweder ein Phantom oder einen Gegenſtand verfolget haben, welchen die Natur hinter einen der menſchlichen Klugheit undurchdringlichen Vorhang verborgen hat. Die Geſchichte der Thaten und Begebenheiten iſt zwar nicht mit dieſen unangenehmen Folgen verbunden, aber allezeit mit einer Reihe melancholiſcher Zufälle und unangenehmer Wahrheiten verknüpſt, welche eine Kette mühſamer und oft demüthigender Betrachtungen verurſachen, die hinlänglich genug ſind, das Vergnügen zu vermindern, welches das Gemüth aus der Betrachtung der Mannichfaltigkeit und Abwechſelung irrdiſcher Begebenheiten ſchöpfet. Allein die Naturgeſchichte, deren Ziel immer die Gewißheit iſt, wird von dieſen unangenehmen Folgen nicht begleitet, und die Seele hat den voll-

kommnen Genuß des Vergnügens, welches ſie allezeit empfinden muß, wenn ſie die Einfalt, die Mannichfaltigkeit und Schönheit der Natur in ihren ordentlichen Wirkungen, mit jenen ſpielenden Produkten vergleichet, worinnen ſie die Einſicht eines endlichen Verſtandes hintergeht; und indeß ſie uns den Nutzen und die Eigenſchaften der nahen und fernen Gegenſtände, und deren Anwendung zu den menſchlichen Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten lehret, zugleich die Abſicht hat, das Gemüth mit Empfindungen des Danks gegen ſeinen wohlthätigen Schöpfer zu erfüllen.

Ich bin Willens, Ihnen in dem folgenden Briefe eine Beſchreibung von den Thieren zu geben, welche ſich in Guiana aufhalten, und mit dem menſchlichen Geſchlechte zugleich des allgemeinen Seegens dieſes Landes theilhaftig ſind. Sie laſſen ſich bequem in Landthiere, See- oder Waſſerthiere, und Amphibien eintheilen; die letztere Gattung aber werde ich, um unnöthige Eintheilungen zu vermeiden, unter die Claſſen der Landthiere mit einſchalten. Dieſe will ich, nach dem Beyſpiele des Herrn Ray, nach ihren bekannteſten Eigenſchaften ordnen. Der Menſch, ſofern er hier zu betrachten iſt, ſoll, nebſt dem, was von der hieſigen Religion, Sitten und Gebräuchen, anzumerken ſeyn wird, den Inhalt eines künftigen Briefes ausmachen; um ihn nicht, mit dem Linnäus, in eine gemeinſchaftliche Claſſe mit den Affen zu werfen.

Unter den verſchiednen Gattungen von Landthieren ſcheinen die vierfüßigen eine beſondere Aufmerkſamkeit zu verdienen, da ſie, in Anſehung der Dienſte, die ſie leiſten, oder ihres Schadens, für den Menſchen die intereſſanteſten unter den thieriſchen Geſchöpfen zu

ſeyn ſcheinen. Dieſe ſind entweder wilde oder zahme; obgleich die Anzahl der zahmen in Guiana natürlicher Weiſe ſehr klein ſeyn muß, da die beſtändige Abweſenheit des Winters, welche die menſchliche Vorſorge für ihren Unterhalt unnöthig macht, dieſelben in den Stand geſetzt hat, in einer wilden Freyheit und Unabhängigkeit zu leben.

Ich werde mich nicht auf eine anatomiſche Beſchreibung des innerlichen Baues und Mechanismus der Thiere dieſes Landes einlaſſen, weil mich dieſes über die Grenzen führen würde, die ich mir vorgeſchrieben habe, und vielleicht ſehr wenig unterhaltend ſeyn dürfte. Es wird aber nicht undienlich ſeyn, dasjenige zu wiederholen, was ich ſchon vorher in Abſicht auf die Schreibart in dieſem Verſuche verſprochen habe: die Naturgeſchichte hat, wie alle übrigen Wiſſenſchaften, ihre eigene Sprache, und der Hauptcharakter dieſer Sprache iſt, wie bey den Operationen der Natur ſelbſt, Einfalt. Dieſe iſt in Beſchreibungen der Thiere noch nöthiger, als bey den Pflanzen, und dieſe Einfalt durch fremde Zierrathen zu entſtellen, würde eben ſo unnatürlich ſeyn, als einen Affen in menſchlichen Habit zu kleiden.

Von Thieren mit ungeſpaltnem Hufe giebt es nur drey, nämlich das Pferd, den Eſel und die Zebra, wovon keins Guiana, noch ſonſt einem Theile von America eigen iſt. Jedoch ſind die beyden erſtern von den Spaniern und andern Europäern hieher gebracht worden, und in den Savannahs an dem Fluſſe Oronoque ſehr häufig, wo ſie wild herumlaufen, wie auch Mauleſel von einem Eſel und einer Stute.

Unter den widerkäuenden Thieren gehört dem Rindviehe der erſte Platz; aber weder der Ochſe noch die Kuh ſind einem Theil von Südamerika eigen, ob ſie gleich, wie das Pferd und der Eſel, mit gutem Erfolg nach Guiana verſetzt worden, welches ſonderlich von den Spaniern an dem Fluſſe Oronoque geſchehen, wo dieſe Thiere gleichfalls wild herumlaufen, und ſehr zahlreich geworden ſind, ſo daß ſie gemeiniglich Stück vor Stück für zwey Thaler verkauft werden. Die Politik der Spanier unterſagt alles Gewerbe zwiſchen ihren Colonien, und den übrigen Colonien der europäiſchen Nationen auf dieſer Küſte, aber gleichwohl werden viele Stücke von ihren zahmen Vieh und Mauleſeln in die holländiſchen Colonien nach Guiana von den Kaufleuten geſchaft, die entweder mit einer ſtärkern Macht, als ihre Küſtenbewahrer, reiſen, oder ihrer Aufmerkſamkeit entgehen. Man hat geſagt, daß ſich alle europäiſchen Thiere verkleinert hätten, als ſie wären nach Südamerika gebracht worden. Dieſes aber iſt der Fall mit dem Rindvieh gar nicht, die an Größe vielmehr zugenommen haben, obgleich der Geſchmack, wegen der allzuſtarken Ausduftung in dieſem Clima, etwas minder angenehm iſt.

Die Schaafe, welche ebenfalls kein einheimiſches Thier von Guiana ſind, ſind auch hierher verſetzt worden, ob gleich nicht mit dem guten Erfolg, wie die vorhergehenden. Hier verwandelt ſich ihre Wolle in Haare, wie in andern Gegenden zwiſchen den Wendezirculn; die Natur aber hat dieſe Verwandlung durch die Wolle des Baumwollenbaums erſetzt, welche in den heißen Himmelsſtrichen zum Gebrauche der Menſchen tauglicher iſt, als die von den Schaafen.

Die

Die Guianiſche Ziege iſt nur ein klein wenig gröſſer, als ein europäiſches Ziegenlamm; ihr Haar aber iſt der europäiſchen Ziegen ihrem gleich. Ihre Hörner ſind kurz, ſchwach und niederwärts gekrümmt. Sie ſind ungemein fruchtbar, und bringen gemeiniglich bey einem Wurfe drey, bisweilen auch vier oder fünf Lämmer.

Von Hirſchen giebt es in Guiana zwo Arten, eine große, und eine kleine. Die große wird ſowohl von Eingebohrnen als Europäern Bajeu, und die kleinern Wirrebocerra genennet. Der Bajeu iſt ein Hirſch ohngefähr in der Größe eines Europäiſchen Rehbocks, hat einen großen Kopf, mit kurzen Hörnern, die an den Enden gekrümmt ſind. Der Hals iſt kurz und dick; die Ohren ſind groß und herabhängend, die Augen glänzend und lebhaft, und der Schwanz kurz und dicke. Der Leib iſt mit kurzen Haaren, von röthlich brauner Farbe, bedeckt, außer an dem Bauche, wo ſie weiß ſind. Das Fleiſch iſt zwar gut, aber doch noch unter dem Europäiſchen Wildpret. Sie ſind ſehr häufig, und weiden nicht nur in den Savannahs, in dem innern Theile des Landes, ſondern ſogar an den Gränzen der Plantagen, wo ſie von den jagenden Indianern häufig getödtet werden.

Der Wirrebocerra iſt wenigſtens um ein Drittheil kleiner als der Bajeu, und hat gar keine Hörner. Er ſcheint von eben der Gattung zu ſeyn, als der zu Cayenne, welchen Pater Labat *) beſchreibet. Der ganze Bau dieſes Thieres iſt außerordentlich rahr und zart. Der Kopf iſt klein, die Ohren ſchmal und kurz,

*) *Voyage du Chevalier de Marchais en Guinée et Cayenne etc.*

die Augen lebhaft und durchdringend, der Schwanz klein und kurz, die Füße mit geſpaltnen Klauen, die Lenden ſchwach und nervigt, und insbeſondre zu der ſchnellen Bewegung eingerichtet, die das Thier allein in den Stand ſetzet, vor den Anfällen der Tiger, und anderer reißender Thiere, welche die Delicateſſe ihres Fleiſches ihnen zu Feinden gemacht hat, ſich zu ſchützen. Es hat ein kurzes weiches Haar, von röthlich gelber Farbe. Es iſt leicht, flüchtig, und außerordentlich furchtſam, das Fleiſch iſt zärter und ſchmackhafter, als an allen übrigen Hirſcharten. Man ſieht dieſes Wild oft quer über die Flüſſe ſchwimmen, wo es leicht lebendig gefangen wird, da ſeine ſchwachen Lenden zum Schwimmen ſehr ſchlecht eingerichtet ſind. Labat ſagt, ſie würden von den Negern gejagt; allein in dieſem Theile von Guiana wird weder von den Weißen noch den Negern jemals gejagt, ſondern dieſes iſt allein den Indianern überlaſſen, als ihr angebohrnes Handwerk, worinnen ſie alle übrigen übertreffen.

Außer den Schweinen, welche aus Europa ſind herüber gebracht worden, und an vielen Orten wild werden, giebt es noch zwo Arten, welche dieſen Gegenden von Amerika zwiſchen den Wendezirkuln eigen, und inſonderheit in Guiana häufig ſind. Dieß ſind die Picary und die Warree. Der Picary *) iſt um ein gutes Theil kleiner, als die ordentlichen europäiſchen Schweine, ſein Rücken iſt mit langen, dicken, ſteifen, ſträubigen Borſten, beynahe fünf Zoll in der Länge beſetzt, und wegen einer Drüſe merkwürdig, die einem Nabel ähnlich ſieht, wofür man ſie aus Irrthum durchgängig gehalten hat. Sie ſteht auf der Kante des Rückens,

*) SVS *Tajaſſu*.

Rückens, über den hintern Lenden, und hat eine milchigte Feuchtigkeit in ſich, die einen Bieſamgeruch von ſich giebt. Tyſon hat eine genaue Beſchreibung von dieſem Thiere herausgegeben, wovon er eins anatomiret hat; ich will es alſo bloß bey der Anmerkung bewenden laſſen, daß es bey weiten nicht ſo furchtbar iſt, als man es vorgeſtellt hat, denn ob ſie gleich gemeiniglich herdenweiſe zu mehr als Hunderten beyſammen gehen, ſo greifen ſie doch die Indianer allezeit an, und es fehlt ſelten, daß ſie deren nicht zwanzig bis vierzig erlegen, ehe ſie entfliehen. Die Indianer lieben das Fleiſch ſehr; aber den Weißen iſt es wegen der Drüſe auf dem Rücken des Thieres unſchmackhaft, ſo, daß ſie deswegen das Fleiſch des Pecary ſelten eſſen. Die Vorſicht, welche, wie Wafer*) ſagt, die Indianer von Darien brauchen, dieſe Drüſe, ſobald das Thier getödtet iſt, abzuſondern, wird bey den Indianern von Guiana ebenfalls beobachtet.

Das Warreeſchwein iſt ebenfalls von Wafern, aber ſonſt von keinem andern Verfaſſer einer Naturgeſchichte gedacht worden. Es iſt hier ſo gar häufiger als der Pecary, auch viel größer, hält ſich aber, wie jene, in großen Heerden beyſammen. An Größe und Geſtalt iſt es faſt dem europäiſchen Schweine ähnlich, außer, daß die Ohren kleiner ſind, und daß es größre Hauzähne hat, und mit langem groben Haar oder Borſten bedeckt iſt, die an jedem Theile des Körpers dichte bey einander ſtehen. Das Fleiſch iſt weniger öhlicht und delicater als das europäiſche Schweinefleiſch, und wird von den weißen Einwohnern dieſer Colonien ſehr gern gegeſſen.

Eine

*) ſ. *Voyage to the Isthmus of America.*

Eine Art von Hippopotamus, oder Waſſerpferd, dasjenige, ſo man an der africaniſchen Küſte, bey dem Vorgebürge der guten Hofnung gefunden hat, iſt, wie man mich berichtet, in dem Fluß Eſſequebo gefangen worden, jedoch nicht ſo groß als jenes. Es iſt ein Waſſer- und Landthier, das ſich gern in friſchen Waſſerflüſſen aufhält, und das Graß, welches an ihren Ufern wächſt, frißt. Dieſe Thiere ſind an Farbe und Geſtalt dem Rhinoceros ähnlich, haben aber kürzere Schenkel, und ſind von gleicher Größe, vom Kopf bis auf die Füße. Der Kopf ſieht einem Pferdekopfe gleich, mit einem weiten Maul und Naſenlöchern, aber kleinen Augen und Ohren; der Schweif iſt kurz und ſtumpf, und mit kurzen Haaren dünne bedeckt. Dieſes Thier unterſcheidet ſich vornehmlich durch ſeine Hauzähne, deren vier an der Zahl aus dem Maule, ziemlich weit über die untre Lippe herausgehen, in der Größe eines Ochſenhorns, und von ungemeiner Weiße. Die Haut iſt einen halben Zoll dick, und, außer am Kopfe, faſt undurchdringlich für eine Musketenkugel. Dieſe Thiere ſind überaus groß, und wiegen öfters auf dem Vorgebürge der guten Hoffnung zweytauſend bis dreytauſend Pfund, ob ſie gleich zu Eſſequebo über hundert Pfund nicht haben, wenn man mich recht berichtet hat, denn ich habe niemals Gelegenheit gehabt, eins zu ſehen. Das Fleiſch wird ſehr hoch gehalten.

Die Laubba, wie ſie von den Eingebohrnen ſowohl, als den Europäern genennet wird, iſt ein Land- und Waſſerthier, welches Guiana eigen, und wovon noch keine Beſchreibung nach Europa gekommen iſt. Der Körper dieſes Thieres iſt rund, kurz und dick, an Größe einem vier Monat alten Spanferkel gleich. Der

Hals

Hals iſt ſtark und kurz, und der Kopf an Geſtalt einem holländiſchen Bauerhunde, ziemlich ähnlich, aber ſowohl Augen als Ohren viel kleiner. Es hat keinen Schwanz; die Lenden ſind kurz, und die Füße gleichen den Hundefüßen. Die Laubba hat ein feines kurzes Haar, von kaſtanienbrauner Farbe, außer unter dem Bauche, wo ſie weiß iſt. Allein dieſes kaſtanienfarbene Haar iſt mit weißen runden Flecken, ohngefähr drey Zoll im Umfange, gezeichnet. Dieſe Thiere freſſen Graß, Korn und Früchte. Wenn man ſie verfolgt, ſo flüchten ſie gemeiniglich in die Krieken, und ſchwimmen eine große Strecke unter dem Waſſer fort, ob ſie gleich ſelten ſo weit untertauchen, daß ſie den Indianern unſichtbar werden, die ſie gemeiniglich mit Pfeilen erſchießen, wenn ſie unter dem Waſſer ſind. Ihr Fleiſch iſt außerordentlich ſchmackhaft und zart, und wird von den Europäern allen übrigen Arten von Fleiſchwerk vorgezogen, ſo gar das Wildpret des Wirrebocerra nicht ausgenommen.

Thiere von dem Affengeſchlechte giebt es in dieſem Theile von Amerika in größerer Anzahl und Mannigfaltigkeit, als in irgend einem andern bekannten Welttheile. Dieſe große Verſchiedenheit derſelben von dem Orang-Outang an, bis zu dem Saccawinkee, und die Schwierigkeit ſie habhaft zu werden, hat mich genöthiget, einen Vorſatz, den ich ehemals gefaſſet hatte, Ihnen eine genaue Beſchreibung von ihren verſchiedenen Gattungen zu geben, fahren zu laſſen, welche, wie ich völlig überzeugt bin, ſchwerlich in einen ordentlichen Oktavband zuſammengefaſſet werden könnte.

Der Orang-Outang von Guiana iſt viel größer, als der africaniſche und orientaliſche, wenn man ſich

auf

auf die Nachrichten der Einwohner verlaſſen kann; denn ich finde nicht, daß jemand von den weißen Bewohnern dieſer Küſte, welche niemals weit in die Wälder kommen, ein ſolches Thier geſehen hätte. Dieſe Thiere werden in allen verſchiedenen Sprachen der Eingebohrnen mit ſolchen Nahmen beleget, die einen wilden Mann bedeuten. Die Indianer erzählen, daß ſie aufrecht gehen, eine menſchliche Geſtalt haben, mit kurzen ſchwarzen Haaren dünn bedeckt, und fünf Fuß hoch wären. Ich vermuthe aber, daß ihre Höhe durch die Furcht der Indianer vermehret worden, weil ſie ſich auſſerordentlich für ihnen fürchten, und den Augenblick fliehen, ſobald ſich eines von dieſen Thieren blicken läſſet, daß alſo noch keines jemals lebendig gefangen, noch weniger aber Verſuche gemachet worden, ſie zahm zu machen. Die Indianer erzählen viel fabelhafte Hiſtörchen von dieſen Thieren, und behaupten, wie die Bewohner von Africa und Oſtindien, daß ſie die Mannsperſonen anzufallen, und den Frauensperſonen Gewalt anzuthun pflegten.

Der Affe, welcher hier Quato genennet wird, iſt groß, und hat über und über langes ſchwarzes Haar, nur das Geſicht ausgenommen, welches kahl und runtzlicht iſt. Die Ohren ſind groß, und den Menſchenohren ähnlich, die Augen liegen tief in ihren Höhlen, und die Naſe iſt der Naſe eines Negers ſehr ähnlich, nur etwas kleiner. Der Leib iſt beynahe zwey Fuß lang, und um die Bruſt herum ohngefähr achtzehn Zoll im Umfange. Sie haben weder Bart noch Schwanz. Dieſe Thiere werden häufig zahm gemachet, und beweiſen in allen ihren Handlungen einen beſondern Grad von Fähigkeit und Geſchicklichkeit, aber nicht ohne einen

nen Antheil der boshaften Verſchlagenheit, um derentwegen ſie merkwürdig ſind. Wenn man ihnen ihre Hände oder Vorderfüße auf den Rücken bindet, ſo können ſie einen ganzen Tag lang in einer aufrechten Stellung gehen und laufen, und dieſes mit eben der Leichtigkeit und guten Art, als ob es ihre natürliche Poſitur wäre. Wenn man eines von dieſen Thieren ſchlägt, ſo läuft es den Augenblick, und klettert auf einen Limonien- oder Orangenbaum; und wenn man es verfolgt, ſo bricht es Limonien oder Orangen ab, wirft ſie ſeinem Verfolger auf den Kopf, und bemüht ſich ſo gar, ihn dadurch zu vertreiben, indem es ſeinen Unrath auf ihn fallen läſſet, zu gleicher Zeit macht es allerley Grimaſſen und nimmt tauſend lächerliche Dinge vor, welche den Zuſchauern kein geringes Vergnügen verurſachen. Die Männlein ſind ſehr geil, und practiciren ſehr oft die Selbſtbeſleckung; aber was noch mehr bemerket zu werden verdienet, iſt, daß die Weiblein dieſer Gattung von Thieren ihre Reinigung eben ſo regelmäßig haben, als Frauensperſonen.

Die heulenden Paviane, wie ſie hier genennet werden, ſcheinen diejenigen Thiere zu ſeyn, welche vom Markgraf ſind beſchrieben worden, und bey den Einwohnern von Braſilien Guereba *) heißen. Sie ſind in der Größe eines Fuchſes, haben ein feines glattes Haar von einer glänzenden ſchwarzen Farbe, ausgenommen an den Lenden, wo es Kaſtanienbraun iſt. Dieſe Thiere tragen ihr Geſicht aufrecht, welches dem Geſicht des Quato ziemlich ähnlich iſt, aber ihre Ohren ſind kleiner, die Augen ragen mehr hervor, und das Kinn iſt mit einem langen, geraden ſchwarzen

zen

*) SIMIA *Beelzebul.* LINN. *Syſt. nat. ed. XII. p. 37. n. 12.*

zen Barte bedecket. Sie haben einen langen Schwanz, der faſt bis ans Ende kahl iſt, vermuthlich, weil ſich das Haar abreibt, indem ſie ihn ſehr oft um die Aeſte der Bäume herumſchlingen, wenn ſie von einem zum andern klettern. Sie ſind die zahlreichſte Gattung unter dem ganzen Meerkatzengeſchlechte, wie ſie denn auch den meiſten Lärm machen. Sie verſammlen ſich öfters zu hunderten, ſowohl in der Nacht, als am Tage, und erheben ein unaufhörliches, lautes und unangenehmes Geheule, das man in einer groſſen Entfernung hören kann, und den Einwohnern nicht wenig beſchwerlich fällt. Bisweilen wird das Heulen bloß von einem etliche Minuten lang fortgeſetzt, bis die übrigen in den Chor mit einſtimmen; aber dieſe Pauſen ſind nicht gar häufig, weil ſie das Stillſchweigen bey dieſen Zuſammenkünften haſſen, und ſich ungern das Vergnügen verſagen, zu dieſer lärmenden Unterhaltung ihren Antheil beyzutragen. Außer dieſer giebt es noch eine andere Meerkatze *), etwas größer, als die heulende, welche langes, röthliches Haar, große Ohren, einen langen rothen Bart, und einen langen zottichten Schwanz hat. Dieſe Thiere machen, wenn es möglich iſt, ein noch viel gräßlicher Geſchrey, als die vorigen; aber zum Glück ſind ihre Zuſammenkünfte nicht ſo zahlreich.

Wie der Orang-Outang die größeſte, ſo iſt der Saccawinkee **) die kleinſte Art von dem Affengeſchlechte in Guiana. Sein Name iſt urſprünglich Indianiſch, ob er gleich von den weißen Einwohnern angenommen worden. Der Leib eines Saccawinkee iſt

*) SIMIA *Seniculus.* LINN. *Syſt. nat.* 37.
**) SIMIA *Pithecia* LINN.

iſt von dem Kopfe bis zu dem Anfange des Schwanzes ohngefähr ſechs Zoll lang: der Schwanz hat neun Zoll, und iſt mit ſehr langen ſchwarzen Haaren bedecket. Er hat einen kleinen Kopf und kleine Ohren, welche faſt rund ſind. Die Naſe iſt dünn und platt, die Augen etwas hervorragend, und von einer glänzenden ſchwarzen Farbe. Das Geſicht iſt mit einem ſchönen weißen kurzen Haar bedecket, und der Leib mit langen Haaren von einem leuchtenden Schwarz, auſſen an den Spitzen, welche weiß ſind. Dieſe Thiere werden in Menge zahm gemachet, und ihre Poſſen und Gebärden beluſtigen nicht wenig; aber niemals kann man ihnen eine gewiſſe tückiſche Art abgewöhnen, die ſie merkwürdig machet, und ihnen angebohren zu ſeyn ſcheinet.

Zwiſchen dem Ovato und Saccawinkee giebt es noch viele Gattungen dieſer Thiere, von mittlerer Größe, welche unmöglich durch Beſchreibungen, wenn ich ſie auch geben könnte, genau kenntlich zu machen ſeyn würden. Aber ohngeachtet ich mich beynahe drey Jahre in Guiana aufgehalten habe, ſo kann ich mich doch nicht rühmen, alle die verſchiedenen Gattungen dieſer Thiere geſehen zu haben, da ſich faſt jeden Tag entweder bey den Indianern, oder in den Wäldern, wo ſie ſo häufig ſind, eine neue Art meiner Beobachtung dargeſtellet. Dieſe Thiere ſind auch nicht wenig beſchwerlich, indem ſie öfters in den Plantagen die Früchte, das Korn, den Reiß u. ſ. w. ſtehlen. Dieſe Diebſtähle unternehmen ſie mit großer Liſt, und bedienen ſich ſo gar der Vorſicht, auf einem gelegenen hohen Baum, eine Schildwache auszuſtellen, welche die Annäherung eines Feindes melden muß; eine

Pflicht, der ſie ſich, wie man ſagt, wechſelsweiſe unterwerfen; und wenn ſie durch Nachläßigkeit oder Unachtſamkeit ihrer Schildwache überfallen worden, ſo ſollen ſie ſolche ſehr hart beſtrafen.

Der Tiger von Guiana hat unter den Thieren von dem Katzengeſchlechte den Vorzug. Er iſt etwas kleiner als der Africaniſche, und von einem ſchlankern Bau, obgleich ſein Kopf, Maul, Ohren, Füße, Zehen und Klauen jenen auf alle Weiſe in Anſehung der Bildung gleich ſind. Er iſt auf dem Rücken graulichbraun, und mit ſchwarzen Streifen gezeichnet, die der Länge nach vom Kopfe bis zum Schwanze hinuntergehen. An dem Bauche iſt das Haar weiß, mit ſchwarzen Streifen, die denen auf dem Rücken ähnlich ſind. Der Schwanz iſt ohngefähr achtzehn Zoll lang, mit ringförmigen Streifen von ſchwarzer und bräunlichtgrauer Farbe in abgewechſelter Ordnung bedeckt. Es iſt ein ſehr grauſames und hämiſches Thier, welches oft Einfälle auf die Plantagen thut, und Schweine, Schaafe u. d. g. raubet. Selbſt der Menſch iſt nicht für ihren Angriffen ſicher, ſonderlich in den Jahreszeiten, wenn ſie Junge haben, als zu welcher Zeit ſie am kühnſten und raubegierigſten ſind, wie die Indianer bisweilen zu ihrem Unglück erfahren. Es hat ſich ſeit meinem Aufenthalte auf dieſer Küſte ſchon etlichemal zugetragen, daß ſie die Einwohner, ſogar wenn dieſe bewafnet geweſen, angefallen, und getödtet haben; obgleich ein neuer Schriftſteller, wenn er die Tiger in America mit denen in Africa und Indien vergleichet, ſich bemühet, ſie als ſehr verächtliche Thiere vorzuſtellen; womit er demjenigen, was er in einem andern Theile ſeines Werks vorhero geſagt hat, offenbar

widerſpricht. Dieſe und andere Irrthümer ſcheinen ſich nicht mit dem Vorgeben eines Autors zu reimen, der ſich rühmt, an dem Orte ſelbſt unterſucht zu haben, „was jemals America oder die bekannten Theile „von Africa merkwürdiges und ſonderbares hervorge„bracht haben.“ Ich will des Autors Vorgeben wegen dieſes Umſtandes nicht widerſprechen, ob ich gleich geſtehen muß, daß ich nirgendwo, weder in Guiana, noch in etlichen andern Theilen von America, welche ich beſucht habe, die Spuren ſeiner Beobachtungen antreffen kann, obgleich ſein Werk in der That nicht ohne alles Verdienſt iſt.

Die Tigerkatze von Guiana *) iſt ohngefähr um ein Drittheil größer, als die größte Hauskatze in Europa, und ihr Kopf, Barthaare, Ohren, Füße, Zehen und Klauen ſind denen von einer gemeinen Katze ſehr ähnlich, aber größer. In ihren Augen und übrigem Bezeigen hat ſie viel Wildes. Sie iſt mit einem kurzen, klaren, weichen Felle, von einer ſchönen kaſtanienbraunen Farbe bedeckt, welches mit kohlſchwarzen Flecken etwas unordentlich gezeichnet iſt. Sie ſind wilde, herzhafte Thiere, und können auch auf keinerley Weiſe zahm gemacht werden.

Der guianiſche Luchs iſt der Tiegerkatze ſehr ähnlich, aber beynahe zweymal ſo groß. Sein Kopf, Ohren, Füße, Zehen ſind des Tigers ſeinen gleich, aber kleiner. Er hat lange halbmondförmige Klauen; und ſein Rachen iſt mit langen Barthaaren beſetzt. Das Haar iſt in Anſehung der Farbe und der Streifen dem Tiger vollkommen gleich. Er iſt ein grimmiges, raub-

*) Chat ſauvage tigré. BRISSON. *reg. animal.* p. 267?

raubgieriges Thier; doch merke ich nicht, daß er die Menſchen anzufallen pflegte.

Die guianiſchen Hunde ſcheinen mir eine Mittelart zwiſchen dem Jagdhunde und Wachtelhunde zu ſeyn. Ihr Bau iſt ſchlank, ihre Ohren lang, und herunterhangend, die Naſe ſtumpf und das Maul groß. Sie haben langes zottichtes Haar, gemeiniglich von goldgelber Farbe. Sie verfolgen und treiben das Wild aus dem Lager, ſobald ſie es ſpühren.

Der Dachs in Guiana iſt ohngefähr achtzehn Zoll lang, hat ein feines, dunkles, kaſtanienbraunes Haar, außer am Bauche nicht, wo es weißlichgelb iſt; und ſein Schwanz, welcher ohngefähr ſechzehn Zoll lang iſt, hat Streifen von eben der Farbe, wie die Haare am Bauche. Der Kopf iſt rundlich, mit einer langen Schnautze, und einem großen Maule. Die Ohren ſind klein, die Augen ſchwarz und vorragend, die Beine ſind kurz und dick.

Das Thier, welches die meiſten Einwohner in Guiana indianiſches Kanin (indian Coney) und die Eingebohrnen des Landes Puccarara *) nennen, ſcheinet eine Mittelgattung zwiſchen Haſen und Kaninchen zu ſeyn. An Größe, Farbe der Haare und Geſtalt ſind ſie den Haſen ſehr ähnlich; aber am Geſchmack ihres Fleiſches, und der Eigenſchaft, daß ſie in die Erde wühlen, gleichen ſie den Kaninchen. Ihre Beine ſind ohngefähr vier Zoll lang; ihre Ohren ſind etwas klein und rundlich; der Bauch iſt weiß, und der Kopf beynahe einem Haſenkopfe ähnlich. Sie haben geſpaltene Lippen, aber keine Schwänze. Sie ſind ſehr fruchtbar, und ihr Fleiſch macht beynahe die Hälfte

*) LEPUS *braſilienſis*. LINN. Tapeti. MARCGR.

Hälfte von der animaliſchen Nahrung der Einwohner aus, weil ſie ſehr zahlreich ſind, und leichter als irgend ein andres Thier, deſſen Fleiſch eben ſo ſchmackhaft wäre, gefangen werden. Dieſes Thier iſt vermuthlich eben dasjenige, ſo Wafer auf der Landenge Darien beſchrieben hat.

Zuweilen ſieht man auch in Guiana die americaniſchen Stachelſchweine, aber nicht ſehr häufig. Dieſe Thiere ſind ſchon verſchiedenemal von Naturkündigern beſchrieben worden, und ich will mich daher blos auf ihre Beſchreibungen beziehen, da ich keine bequeme Gelegenheit gehabt habe, ſie genau zu unterſuchen.

Das guianiſche Eichhorn *) iſt an Größe und Geſtalt dem gemeinem engliſchen ſehr ähnlich, hat aber einen ſehr langen buſchigten Schwanz, welchen es gemeiniglich in die Höhe hält. Am Leibe hat es ein glattes feines Haar, auf der Bruſt und am Bauche weiß, an den übrigen Theilen des Körpers aber von einer bleichen gelblichbraunen Farbe, an jeder Seite mit einem ſchmalen weißen länglichten Streife gezeichnet. Die Haare am Schwanze ſind ſehr lang, und von einerley Farbe mit denen am Leibe, aber mit weiſſen und ſchwarzen Flecken verſehen.

Die Ratten ſind in Guiana außerordentlich häufig, und viel größer als die Engliſchen, aber ſonſt in allen Stücken denſelben gleich. Sie halten ſich vornehmlich im Zuckerrohre auf; weswegen die Einwohner, nachdem ſie das Rohr ausgeſchnitten und weggeſchaft haben, die ſtehend gebliebenen Blätter davon ringsherum anzünden, da denn viel tauſend derſelben verbrennen müſſen.

*) *Sciurus* palmarum? LINN.

Der americaniſche Igel *) iſt Guiana eigen; er hat gegen acht Zoll in der Länge, einen kurzen dicken Kopf, Hals und Schwanz. An dem Kopfe ſind zween Gehörgänge, aber keine Ohren. Die Beine ſind drey bis vier Zoll lang, und jeder Fuß iſt in fünf Zehen getheilt, welche mit langen ſpitzigen krummen Klauen verſehen ſind. Der Rücken und die Seiten des Igels ſind mit kurzen ſteifen aſchfarbigen ins gelbliche fallenden Stacheln bedeckt. Das Vordertheil des Kopfs, der Bauch, die Beine und der Schwanz haben ein feines weiches weißlichtes Haar. Ueber den Augen ſind die Haare kurz und kaſtanienbraun, aber auf dem Rücken und an den Seiten des Kopfs ſind ſie länger und dunkler.

Der Tattu oder Armadillo von Guiana **) iſt die größte dieſer Art Thiere, und von der Schnautze bis an das Ende des Schwanzes faſt drey Fuß lang. Der Kopf mit der Schnautze iſt einen Zoll lang; es iſt am Kopfe und Ohren einem Spanferkel ſehr ähnlich. Der Körper iſt faſt anderthalb Fuß lang, und mit einem harten Panzer bedeckt, der aus zween Stücken oder Schildern beſteht, deren eins über den Schultern und das andre über den Hüften befeſtiget iſt. Den Zwiſchenraum erfüllen neun länglichte Gürtel oder Bänder, mit dreyeckigen Schuppen bedeckt. Dieſe ſind durch eine ſtarke fibröſe Membrane leicht mit einander verbunden, und erſetzen die Stelle der Articulationen, ſo daß das Thier im Stande iſt, den Panzer zirkel-

rund

*) ERINACEUS *inauris*. Man vergleiche bey dieſer Beſchreibung des Herrn BRISSON *regne animal* S. 184. Le hériſſon de l'Amerique.

**) DASYPUS *novemcinctus*. LINN. Armadillus guianenſis. BRISS.

rund zu krümmen. Die Beine ſind kurz, dick, und ſchuppicht. Die Forderfüße haben vier Zähen, worunter die zwo mittelſten einander gleich ſind, und die Hinterfüße haben deren fünf, worunter die mittelſte am längſten iſt. Der Schwanz iſt ohngefähr einen Fuß lang, am Anfange ziemlich dick, wird aber gegen das Ende immer dünner, und endigt ſich in einer Spitze; der obere Theil beſteht aus vielen Ringen. Dieſe Thiere graben ſich Hölen in die Erde, welche ſie ſehr geſchickt zu machen wiſſen. Man ſieht dieſe Hölen in großer Anzahl auf allen den Sandhügeln, die von der See etwas entfernt liegen. Ihr Fleiſch hat, wenn es noch jung und zart iſt, einen ſehr guten Geſchmack; wenn es aber alt wird, ſo bekömmt es einen ranzichten und bieſamartigen Geſchmack, welcher es den Europäern unangenehm macht; dahingegen es eben alsdenn von den Eingebohrnen des Landes am liebſten gegeſſen wird. Außer dieſen giebt es noch eine kleinere Art in Guiana, welche in Terra Firma und Neu-Spanien ſehr gemein ſind.

Die Guianiſchen Fledermäuſe *) ſind mit denen am Amazonenfluſſe einerley, zweymal ſo groß als die Engliſchen, und ohne Schwänze. Der Kopf und Leib ſind mit einem weichen feinen kurzen Haar von brauner Farbe bedeckt. Sie wiſſen ſehr geſchickt das Blut auszuziehen. Die meiſten von den Einwohnern, ſowohl Europäer als Einheimiſche in dieſer Gegend, ſchlafen in Hangematten, weil ſie da für Schlangen und giftigen Ungezieſer ſicherer, als in Betten ſind. Ihre Füße aber ſind eben deswegen dieſen Thieren bloßgeſtellt, welche mit großer Geſchicklichkeit unvermerkt

*) VESPERTILIO *Spectrum?* LINN. *ſyſt. nat.* 46.

die Adern öffnen, und das Blut ausſaugen, ſo lange, bis ſie geſättiget ſind. Es iſt daher nichts ungewöhnliches, daß Leute aufwachen, und ſich ganz entkräftet, und mit ihrem eigenen Blute beſudelt finden. Auf eben dieſe Weiſe ſaugen dieſe Thiere auch Pferden, Mauleſeln, Ochſen u. ſ. w. das Blut aus.

Das Faulthier*) iſt ebenfalls in Guiana gemein, und in der Größe eines Fuchſes. Seine Förderfüße ſind länger als die hintern, und jeder Fuß hat drey Klauen. Die beſonderſte Eigenſchaft dieſes Thieres iſt ſeine unüberwindliche Abneigung für aller Bewegung, indem es das trägſte und unthätigſte unter allen Thieren iſt. Auf ebenem Boden iſt es nicht im Stande, ſich in einem Tage über vierzig oder funfzig Schritte weit zu bewegen, und wenn es einmal auf einen Baum ſteigt, ſo verläſſet es ihn nicht, ſo lange noch Früchte oder Blätter daran ſind. Wenn man ſie durch Schläge zwingen will, ſich zu bewegen, ſo machen ſie ein höchſt jämmerliches Geſchrey, und die kläglichſten Geberden. Da aber dieſe Thiere allen Theilen von Amerika zwiſchen den Wendezirkuln gemein ſind, und zu wiederholten malen beſchrieben worden, ſo will ich mich in keine genauere Beſchreibung derſelben einlaſſen.

In Guiana giebt es dreyerley Gattungen von Fröſchen. Die erſte iſt gelb, mit Roth ſchattirt. Die andre hat eine röthliche Aſchfarbe mit rothen Streifen, und die dritte Gattung iſt braun mit weißen Flecken.

Die Pipa**) iſt eine große giftige Kröte, welche Guiana eigen iſt. Ihre Jungen werden auf dem Rücken des Männleins ausgebrütet, wo das Weiblein ſeine

Eyer

*) BRADYPUS *tridactylus.* The Sloth.

**) RANA *Pipa.* Pipal.

Eyer hinlegt *). Dieſe Kröte iſt von dem berühmten Ruyſch genau beſchrieben worden, auf welchen ich mich, in Abſicht einer weitern Nachricht von derſelben, beziehen will.

Unter den Claſſen von Eidexen verdienen wohl offenbar die Alligators die erſte Stelle. Man ſiehet ſie in Guiana öfters in den Flüſſen, und an den Ufern der Flüſſe nahe an der See. An Geſtalt haben ſie mit den gemeinen Eidexen viel gemein, haben aber beynahe zwanzig Fuß in der Länge, und eine ſchwarzbraune oder ganz ſchwarze Farbe. Die obere Kante des Schwanzes iſt ſcharf, hart, und mit Zähnen verſehen wie eine Säge; über jedem Auge iſt eine harte ſchuppichte Erhöhung oder Beule, größer als eine Mannsfauſt. Die Haut, womit ſie umgeben ſind, iſt dick, ſchuppicht, und von einer Musquetenkugel undurchdringlich, außer am Kopfe. Sie ſind, die Farbe ausgenommen, wenig oder vielleicht ganz und gar nicht von dem Crocodill unterſchieden. In dem Fluſſe Demerary ſieht man ſie, wenn das Waſſer ſeicht iſt, im Schlamme liegen, und ſich an der Sonne wärmen; ihre Jungen, die drey oder vier Fuß lang ſind, werden am Ufer von den Negern öfters mit Hacken oder Helleparden getödtet. Sie

 ſind

*) Gemeiniglich hält man dafür, es ſeyen die Weibchen, auf deren Rücken man Eyer oder Junge antrifft; dieſes hat die Frau Merian und andre Schriftſteller behauptet; und Herr Camper durch eine in den Verhandlingen der Maatſch. der Wet. te Haarlem Th. VI. (Allgemeines Magaz. Th. XII. S. 243) bekannt gemachte Wahrnehmung beſtätigt. Er hat nämlich eine ſolche mit ausgebrüteten Jungen auf dem Rücken beladene Pipal zergliedert, und gefunden, daß ſolche ein Weibchen geweſen. Mithin braucht das Angeben unſers Herrn Verfaſſers, der dieſer Meinung widerſpricht, doch noch eine mehrere Beſtätigung.

ſind hier weniger gefährlich, als ſie in andern Theilen von Amerika ſeyn ſollen.

Die Guianiſche Iguana *) iſt ebenfalls von der Eidexenart, ohngefähr drey Fuß lang von dem Kopfe bis an die Spitze ihres Schwanzes. Die Haut iſt mit kleinen dünnen Schuppen bedeckt, und hat eine dunkelbraune Farbe, auf dem Rücken und Seiten mit blaulichten Strichen, und an dem Halſe mit ſchwarzen Flecken ſchattirt. Die Beine und Füße ſind dunkelblau, und die Zehen mit krummen Nägeln verſehen. Der Rücken und Schwanz haben eine ſcharfe zähnichte Kante. Die Haut unter dem Rachen hängt loſe wie ein Beutel herunter, und die Kinnbacken ſind mit ſcharfen ſichelförmigen Zähnen beſetzt. Sie können ſehr geſchwind laufen, und werden von den Indianern gemeiniglich unter Fruchtbäumen, Ananaspflanzen u. d. gl. mit Pfeilen erlegt. Ihr Fleiſch wird von den Indianern, Negern, und ſelbſt den weißen Einwohnern, die ſich lange in der Gegend aufgehalten haben, für eine große Delicateſſe gehalten. Sie beißen ſehr tief, aber ihr Biß iſt nicht giftig.

Hier giebt es auch das Mexicaniſche Chamäleon, welches der Veränderung und Schönheit ſeiner Farben wegen merkwürdig iſt; und eine große Menge und Mannichfaltigkeit von Eidexen verſchiedener Gattungen, welche ſich in den Häuſern und Gärten aufzuhalten pflegen. Dieſe ſind ganz unſchuldig und unſchädlich. Der größte Theil derſelben wird ebenfalls in Braſilien, Terra Firma, Neu-Spanien, oder den Caribiſchen Inſeln gefunden, und iſt bereits vom Linnäus in ſeinem Naturſyſtem beſchrieben worden, auf welches ich Sie verweiſe,

*) LACERTA *Iguana*.

weiſe, wenn Sie eine genauere Nachricht davon verlangen.

Nachdem ich Ihnen eine Nachricht von den merkwürdigſten Thieren in dieſer Claſſe der vierfüßigen abgeſtattet habe, ſo will ich nunmehr zu der Beſchreibung der **Vögel** ſchreiten, die ſich in Guiana aufhalten, und wegen der Vielfältigkeit, Lebhaftigkeit und Glanzes der Farben, die ihr Gefieder zieren, nirgends vortrefflicher ſind. Ich will ſie nach der Methode ordnen, welche **Linnäus** in der zehnten Ausgabe ſeines *Syſtema naturae* beobachtet hat.

Der Geyer *), nach dem Linnäus, iſt ein Vogel mit einem geraden, und gegen das Ende gekrümmten Schnabel. Der Kopf iſt von Federn entblößet, die Haut vorn nackt, und die Zunge geſpalten. Der einzige Geyer, den ich in Guiana geſehen habe, iſt der dunkelgraue mit ſchwarzen Flügeln und einem weißen Schnabel **), der vom **Sloane** und **Ray** beſchrieben worden, und ſich auch in Braſilien, Terra Firma u. ſ. w. findet.

Der Surinamiſche **Falke** ***) hat einen krummen Schnabel, der an dem dickern Ende mit einer wachsähnlichen Materie bedeckt iſt. Seine Zunge iſt geſpalten, der Kopf iſt mit weißlichbraunen Federn dick bedeckt. Von eben der Farbe ſind ſie auch an dem obern Theile des Leibes; hingegen die am untern Theile, wie auch die erſten Schwanzfedern, ſind gelb und braun gefleckt, und die Beine völlig gelb. Dieſes Thier kann ſeinen Kopf dergeſtalt aufblaſen, daß er beynahe

ſo

*) Vultur.

**) VULTUR *Aura* L.

***) FALCO *Sufflator* L.

ſo groß wird, wie der übrige Körper, und dieſes thut es, wenn es böſe, oder erſchrocken iſt.

Der Guianiſche **Uhu** *) iſt eben der, welchen die Braſilianer und Markgraf **Caburo** nennen, in der Größe eines kleinen Krammetsvogels, mit einem krummen gelben Schnabel, der unten mit borſtigen Federn bedeckt iſt, einem großen Kopfe, großen Augen und Ohren, und einer geſpaltnen Zunge, kurzen gefiederten Beinen, und ſchwarzen Krallen. Der Kopf, der Rücken, die Schwingen, und der Schwanz ſind mit hellen gelbbraunen und weißſchattirten Federn beſetzt; die Federn an Bauch und Bruſt aber ſind weiß, mit hellgelbbraunen Flecken verſehen.

Der rothe **Neuntödter** oder Fleiſchervogel **) von **Surinam** ***), hat einen geraden Schnabel, mit einem Zahn auf jeder Seite bey der Spitze, eine nackende Naſe, und dem Schein nach zerrißne Zunge. Sein Körper hat eine glänzende rothe Farbe; auf den Flügeln und Schwanze, deren Federn an der Spitze ſchwarz ſind, iſt er mit Flecken, die wie Augen ausſehen, gezieret.

Der ſchwarz- und weiße Fleiſchervogel von Guiana †) hat einen ſpitzig zulaufenden Schnabel, von einer dunkelbraunen Farbe; die Spitze von dem obern Schnabel iſt über den untern heruntergebogen. Die Federn beym Anfange deſſelben hängen vorwärts und bedecken die Naſenlöcher zum Theil. Seine Beine, Füße und Krallen haben eine dunkelbraune Farbe, und der Kopf, der Rumpf, die Flügel und der Schwanz ſind mit Federn bedeckt, deren jede mit verſchiedenen Queerſtrichen,

*) *Le Hibou du Bréſil* BRISS. *orn* I. *p.* 499. *n.* 8.
**) Lanius. (Linn. ed. X.)
***) AMPELIS *Carnifex*.
†) LANIUS *doliatus*.

ſtrichen, oder Zeichen von ſchwarzen und weißen Farben ſchattirt iſt.

Unter den Vögeln von der Papagoyart ſind die ſogenannten Mackaws *) die größten. Sie haben krumme Schnäbel, deren Obertheil beweglich iſt, und mit denen ſie ſich im Klettern helfen. Ihre Zungen ſind fleiſchig, ſtumpf, und ungetheilt. Sie haben zwo Zehen forn und eben ſo viel hinten.

Der blau- und gelbe Makaw **) iſt an Größe einem Capaune gleich, hat einen großen ſchwarzen und in einen halben Circul gebognen drey Zoll langen Schnabel, und ſchwarze Krallen. Seine Beine ſind kurz und ſchwarz. Die Haut um die Backen und Augen herum iſt mit ſchwarzen Federn gefleckt, oben auf dem Kopfe aber ſind ſolche grün. Der Hals, der Rücken, die Flügel und der Schwanz ſind blau. Hingegen die Bruſt, der Bauch, der untere Theil des Halſes und Schwanzes haben eine röthlich gelbe Farbe, und die Kehle iſt mit einem ſchwarzen Ringe umgeben.

Der roth- und blaue Mackaw ***) iſt in der Größe einer Henne, mit einem langen keilförmigen Schwanze. Sein oberer Schnabel iſt ſchwarz und weiß, der untere gänzlich ſchwarz, die Backen nackt und faltig, und die Schwingen oben blau, unten aber röthlich. Unter den verdeckten Federn ſind verſchiedene gelbe. Die größten mittlern Federn im Schwanze ſind roth, und die an den Seiten blau.

Der

*) PSITTACVS *Macao.*

**) PSITTACVS *Ararauna.*

***) PSITTACVS *ſeverus.*

Der roth- und gelbe Mackaw *) iſt etwas kleiner als der vorige, und ſelbſt in Guiana, wo er doch einheimiſch iſt, ein wenig rar. Beyde Theile ſeines Schnabels ſind ſchwarz: die Federn an dem obern Theil der Flügel gelb; die auf dem Wirbel des Kopfes und an der Bruſt roth, und die langen Federn in den Schwingen und dem Schwanze blau und roth.

Eigentlich ſo genannte Papagoye giebt es in Guiana eine große Menge und vielerley Gattungen, aber keinen derſelben ohne grüne Federn, wie der aſchfarbige blaue Papagoy von Guiana, der mit dem weißen Kamme, und etliche andre. Sie fliegen in großen Zügen, die viele Hundert ſtark ſind, und es werden ihrer viel von den Indianern erſchoſſen, weil ſie das Fleiſch davon ſehr gern eſſen. Ihre natürliche Stimme iſt ein heiſeres unangenehmes Geſchrey, und es iſt in dieſem Lande beynahe unmöglich, einen Papagoy dahin zu bringen, daß er die menſchliche Sprache nachahmen, oder ſeine eigne vergeſſen ſollte, weil ſie alle Tage die Züge der wilden Papagoyen hören. Dieſe Vögel werden hier durch den Nahmen der eigentlichen Papagoyen, und derer, welche man *Creatures* nennet, unterſchieden. Dieſe ſind den erſtern in allen Stücken gleich, außer daß ſie minder gelehrig ſind, und die Gewohnheit an ſich haben, mit dem Kopfe zu nicken und zu ſchreyen, wenn man thut, als wollte man ſie angreifen; eine Gewohnheit, die ſie ſich niemals abgewöhnen laſſen, ob ſie gleich oft ſehr vernehmlich reden lernen.

Der

*) *L'Ara du Bréſil.* BRISS. *orn. IV. p.* 184. *t.* 19. *f.* 1. Iſt nach dem Herrn von LINNÉ von dem *Pſittacus* Macao nicht verſchieden.

Der größte Papagoy von Guiana heißt bey den Einwohnern Acushe. Er iſt beynahe ſo groß, wie ein Mackaw, und hat einen langen, ſchwachen und fleiſchfarbigen Schnabel. Der Leib hat ſehr ſchöne erbsgrüne Federn; die auf dem Wirbel des Kopfes aber ſind roth, ſo wie auch die obern Ränder der Flügel. Der Schwanz iſt lang und beſteht aus grünen, rothen, und blaulich purpurfarbnen Federn. Sie ſind in Demerary ſehr gemein, und ſprechen oft ſehr deutlich.

Der blauköpfige Papagoy (*Creature*) iſt in der Größe eines gemeinen grünen Papagoys; ſein Kopf iſt mit blauen Federn bedeckt; der Hals und Leib ſind grün; die Flügel haben blaue und grüne Federn unter einander; und der Schwanz, welcher ſehr kurz iſt, beſtehet aus rothen und grünen Federn. Der Schnabel iſt kurz, gekrümmt, und von dunkelbrauner oder Erdfarbe.

Der gelbkuppichte Papagoy (*Creature*) iſt gleichfalls mit grünen Federn bedeckt, die auf dem Wirbel des Kopfes, ſo, wie die in den Flügeln mit gelb untermiſchet. Der Schwanz iſt kurz, und hat gelbe und grüne Federn. Der Schnabel iſt wie am vorigen, aber fleiſchfarbig. Hier giebt es auch

Den grünen Papagoy des Ray *), mit einem langen Schwanze, nackenden Backen, und an den obern Rändern röthlichen Flügeln. Desgleichen

Den großen grünen Papagoy des Herrn Edwards mit einem langen Schwanze, blauen Vorderkopfe, und karmoiſinrothen Bruſt.

Der

*) *Pſittacus* viridis, alarum coſta ſuperne rubente. RAJ. *av.* 30. *Pſittacus* nobilis LINN.

Der Braſiliſche *) grüne Papagoy des Herrn Edwards hat einen kurzen Schwanz, ein rothes Geſicht und blaue Schläſe. Das Grün iſt durch einen gelblichen Schatten etwas verdunkelt. Unten, wo ſich der Flügel wölbet, iſt er roth, ſo wie auch die äußerliche Seite von zwoen Schwanzfedern, die obern Seiten der größten Schwung- und Schwanzfedern aber ſind blau.

Der kleinere grüne Papagoy des Edwards **) hat einen kurzen Schwanz, der Vorderkopf und die Schwingen ſind mit rothen Flecken gezieret, und der Wirbel des Kopfes, ſo, wie auch die Schwungfedern, blau.

Der guianiſche Cackatu iſt kleiner als ein gemeiner Papagoy. Sein Schnabel iſt kurz und Kaſtanienbraun, das Obertheil deſſelben ragt merklich über das Ende des untern hervor. Der Kopf, die Backen und der Hals haben lange loſe Federn von einer dunkelrothen Farbe, mit weißlichen Streifen. Auf dem Wirbel des Kopfs befindet ſich ein Kamm von beynahe anderthalb Zoll langen Federn, die er ſo als die an den Backen und Halſe nach Belieben empor richten kann. Der Leib und die Flügel ſind grün, und von den Schwanzfedern, welche kurz ſind, haben etliche eine grüne, andre eine dunkelrothe Farbe.

Der grüne Papogay von Guiana iſt ohngefähr in der Größe eines kleinen Krammetsvogels. Sein Schnabel iſt dünn, klein und fleiſchfarbig. Der Augenring iſt an dem äußern Rande röthlich, aber gegen die Pupille zu aſchfarbig. Die Augen umgiebt ein

*) PSITTACVS *braſilienſis*. LINN.

**) PSITTACVS *auctumnalis*.

ein Ring von kahler fleiſchfarbiger Haut, ohngefähr eine Linie breit. Sein ganzes Gefieder iſt grün mit einer Menge Schattirungen. Dieſe ſind unter allen guianiſchen Papagoyen die häufigſten. Ma findet ſie auch in Terra Firma, und auf etlichen Carribiſchen Inſeln.

Der rothköpfigte kleine Papagoy iſt von dem vorigen blos dadurch unterſchieden, daß ſeine Federn auf dem Kopfe kermeſinrothe Flecke haben. Hier iſt auch

Der braunkehlichte Papagoy *) des Herrn Edwards mit einem langen Schwanze, welcher eine grüne Farbe hat, der Wirbel des Kopfes aber, und einige Schwungfedern ſind blau.

Der langſchwänzichte grüne Papagoy **) des Edwards hat einen rothen Schnabel und Füße, und die Schwanzfedern ſind an den Spitzen blau.

Der Lory-Papagoy ***) beym Edwards hat eine gelblichgrüne Farbe und einen langen Schwanz. Der Hintertheil des Kopfes und die Kehle ſind roth, der Wirbel aber und die Seiten des Kopfes blau.

Der kurzſchwänzichte gelblichgrüne Papagoy des Linnäus ****) iſt in der Größe eines Sperlings, mit einem blauen Flecke auf den Flügeln und blauer Unterfläche derſelben; die größten Federn in den Flügeln ſind blau.

Der

*) PSITTACUS *aeruginoſus*. LINN.

**) PSITTACUS *rufiroſtris*. LINN.

***) PSITTACUS *ornatus*. LINN. Er wird ſonſt nicht mit unter die amerikaniſchen Gattungen gerechnet.

****) PSITTACUS *paſſerinus*. LINN.

Der Toucan von Guiana *) hat einen unförmlichen hohlen, convexen, rothen Schnabel, ohngefähr ſechs Zoll lang, und auswärts zähnicht. Die Naſenlöcher ſtehen hinter der Wurzel des Schnabels, die Zunge iſt lang und dünne, wie eine Feder, und ſeine Zehen ſind wie am Papagoy. An Größe iſt er einer gemeinen zahmen Taube gleich, und in der Geſtalt hat er mit einer Dohle viel ähnliches. Der Kopf iſt groß, und der obere Theil ſeines Schnabels, an dem dicken Ende, gelb, der untere Theil aber gegen den Kopf zu purpurfarbig. Die Seiten beyder Schnabelladen haben eine helle Scharlachfarbe. Der Kopf iſt ſchwarz bis auf zween weiße Flecke an dem obern Schnabeltheile. Die Federn am ganzen Leibe ſind ſchwarz, die Kehle und der obere Theil der Bruſt ausgenommen, wo ſie weiß ſind. Der Raum zwiſchen den weißen Federn der Bruſt, und den ſchwarzen am Bauche, iſt mit rothen Federn bedeckt, und ſtellt einen aufwärts ſtehenden halben Mond vor.

Der guianiſche Specht hat einen geraden Schnabel, der keilförmig zuläuft, mit einer langen runden zugeſpitzten Zunge, und die Naſenlöcher mit ſtruppichten Federn bedeckt. An Größe iſt er dem europäiſchen gleich. An jedem Fuße hat er drey Zehen, ſeine Federn ſind ſchwarz- und weißſprenklich, die Federn auf dem Wirbel des Kopfs und unter dem Bauche haben eine hellrothe Farbe **).

Der ſurinamiſche Eisvogel ***) hat einen dreyeckigten, dicken, geraden und langen Schnabel, mit einer

*) RAMPHASTOS *piſcivorus*. LINN.

**) Picus varius cayanenſis. BRISS. *orn. 4. p. 54.*

***) ALCEDO *Dea*. LINN.

einer kurzen breiten Zunge. Im Schwanze hat er zwo ſehr lange Federn. Sein Körper iſt von einer ſchwarzblauen Farbe, und die Flügel grünlicht. Es iſt Edwards Schwalbenſchwänzigter Eißvogel.

Der guianiſche Baumlaufer *) hat einen gebognen, ſchwachen und etwas dreyeckigten Schnabel, mit einer ſpitzigen Zunge. Er iſt blau von Farbe, aber die Flügel und der Schwanz ſind ſchwarz, und der letztere hat eine ungewöhnliche Länge.

Colibri's **) oder Honigvögel giebt es in Guiana außerordentlich viel. Sie ſind klein und ſehr mannigfaltig. Sie flattern um die Blumen herum, und wiſſen ſich in einer unveränderten Stellung dicht an denſelben, ſchwebend, und ohne ſich zu ſetzen, bloß durch die Bewegung ihrer Flügel zu erhalten; welche ſo ſchnell iſt, daß man ſie faſt nicht ſehen kann. In dieſer Stellung ſchieben ſie ihre Zungen, die aus zween feinen fleiſchigten Fäden beſteht, in die Höhlung der Blume hinein, und ſaugen das Honig heraus. Während der Zeit macht die geſchwinde Bewegung ihrer Flügel ein ſumſendes Geräuſch, wie es die Bienen machen. Sie ſind die ſchönſten unter den geflügelten Geſchöpfen, und ohne Zweifel die kleinſten unter den Vögeln, indem einige darunter nicht über funfzig Gran wiegen. Ihre Neſter ſind außerordentlich klein und ſonderbar, und werden gemeiniglich von dem Weiblein auf die Zweige der Fruchtbäume gebauet, wozu das Männlein die Materialien herbey ſchaffet, worunter die Baumwolle das vornehmſte iſt. Das Weiblein legt auf einmal zwey Eyer, welche rein, weiß, beynahe

*) CERTHIA *caerulea.* LINN.
**) Humming birds. TROCHILVS. LINN.

durchſichtig, und in der Größe einer Erbſe ſind. Das Männlein und das Weiblein ſtehen einander wechſelsweiſe im Ausbrüten bey, welches zwölf Tage lang dauert. Ihre ganze Nahrung ſcheint bloß aus Honigthau und Blumenſaft zu beſtehen.

Der Honigvogel unterſcheidet ſich ſonderlich durch einen pfriemförmigen oder fadenähnlichen und krummen Schnabel, welcher länger iſt, als der Kopf. Der obere Theil deſſelben iſt gleichſam die Scheide zu dem untern, und die Zunge gleichet einem geſpaltenen und ausgehöhleten feinen Faden.

Der ſchwarze Colibri oder ſummende Vogel, iſt der kleinſte von der ganzen Gattung, indem er nicht dicker iſt, als die Spitze eines Mannesfingers, und vom Kopfe an bis zu Ende des Schwanzes nicht länger als anderthalb Zoll. Sein Schnabel iſt ſchwarz und gerade, ausgenommen bey der Spitze, wo er eine kleine Biegung hat. Die Länge deſſelben iſt ohngefähr ſechs Linien, und die Größe einer ordentlichen Stecknadel gleich. Die großen Federn an den Flügeln und im Schwanze haben eine ſchöne ſchwarze Farbe, diejenigen aber, welche den übrigen Theil des Leibes bedecken, ſind grünlich-braun, und haben einen rothſcheinenden, unnachahmlichen Glanz. Oben auf dem Kopfe haben ſie einen kleinen Buſch, der unten grün iſt, oben aber eine ſchimmernde Goldfarbe hat. Die Schnelligkeit dieſer Vögel im Fluge iſt ſo groß, daß man ihrer Bewegung kaum mit den Augen folgen kann. Der ganze Leib, zuſamt den Federn, hat oft kaum funfzig Gran am Gewicht.

Der ſchwarz- und blaue Colibri *) iſt beynahe zweymal ſo groß, als der vorhergehende. Die groſ-

ſen

*) TROCHILVS *jugularis*?

ſen Federn an den Flügeln und im Schwanze haben ein ſchönes glänzendes Schwarz, die auf dem Rücken ein lebhaftes Blau, und die, welche die Kehle und Bruſt bedecken, ein ſchieligtes Kermeſin, welches, nachdem das Licht verſchiedentlich auffält, eine Menge der ſchönſten Schattirungen giebt.

Der kleine grüne und kermeſinfarbne Colibri iſt der häuffigſte unter allen Honigvögeln in Guiana, und ſcheinet dieſem Lande eigen zu ſeyn, da hingegen die beyden erſtern vielen Oertern in Terra Firma und den carribiſchen Inſeln gemein ſind. Dieſer Vogel iſt ohngefähr um ein Drittheil größer, als der kleinſte unter den beyden vorigen. Sein Schnabel iſt ſchwarz, lang und ſchwach. Die Federn am Halſe, auf dem Rücken und die obern Ränder der Flügel, haben eine ſchöne erbsgrüne Farbe. Der Wirbel des Kopfes iſt mit einem kleinen Buſche von ſchielender Kermeſinfarbe gezieret. Die Federn an der Bruſt ſind gleichfalls Kermeſin, und die langen Federn in den Schwingen, und dem Schwanze, grün, kermeſin und dunkel-purpurroth. Der Kopf iſt klein, mit kleinen, runden, ſchwarzen, glänzenden Augen.

Der kleine braune Colibri von Guiana iſt dem vorigen an Größe gleich. Die Seitenfedern ſeines Schwanzes haben eine violetblaue Farbe, und die, welche den Leib bedecken, ſind ziegelroth und fleckig. Auſſer dieſen halten ſich in Guiana auf:

Der langſchwänzige, ſchwarzkuppige Colibri des Herrn Edwards *), welcher lange Seitenfedern von brauner Farbe in dem Schwanze, grüne aber an dem Leibe, und eine ſchwarze Kuppe hat.

*) TROCHILVS *Polytmus*. LINN.

Der ſchwarzbäuchichte americaniſche Colibri *), deſſen Schwanzfedern auf der obern Seite ſchwarz, und alle von gleicher Länge ſind. Der obere Theil des Leibes iſt grün, die Bruſt blau, und der Bauch ſchwarz.

Der Colibri **) mit einem eiſenfarbigen Schwanz, ſchwarzen Flügeln, einem goldfarbigen Rücken und weißlichen Bauche.

Der grüne geradſchnäbliche Colibri mit braunen Flügeln, aſchfarbnen Bauche, und blauer Kuppe ***).

Die guianiſche wilde Ente iſt etwas größer als die Engliſche zahme Ende, der ſie an Farbe und Geſtalt ſehr nahe kömmt, ihr Schnabel aber iſt ſchwarz und gegen das Ende zu krumm, und die Beine und Füße haben eine Aſchenfarbe. Während der regnichten Jahreszeiten findet man ſie in großer Menge an den Ufern der Flüſſe.

Es giebt auch hier eine Gattung von Schopfenten †), etwas größer als die ordentliche europäiſche Ente. Ihr Schnabel iſt breit und ſchwarz. Die Federn am Kopfe ſind weißlich braun, die am Halſe, auf dem Rücken, und in den Flügeln ſind grau und braun mit kaſtanienfarbnen Flecken und Strichen gezeichnet. An der Bruſt und am Bauche hat ſie dunkle weiße Federn. Sie findet ſich, wie die vorigen, zu eben den Zeiten häufig an den Flüſſen.

Die guianiſche Löffelgans ††) hat einen geraden, flachen, breiten Schnabel, der ſechs Zoll lang, ohne Zähne, und an dem Ende krumm iſt, wo er breiter und

*) TROCHILVS *holoſericeus.* Linn.

**) TROCHILVS *ſurinamenſis.* Linn.

***) TROCHILVS *criſtatus* Linn.

†) ANAS *arborea* Linn.

††) PLATALEA *Ajaja.* Linn.

und rund wird. An dem obern Theile des Schnabels iſt ein Nagel angeſetzt; beſagtes Theil bildet eine Höhlung, die einem Löffel ähnlich iſt. Dieſe Schnabellade hat eine weißlich braune Farbe, iſt durchſichtig, ſo daß man durch ſeine Oberfläche die rothen Aeſte ſeiner Blutgefäße entdecken kann. Der untere Schnabeltheil iſt von eben der Farbe, aber fleiſchigter, und weniger durchſichtiger. Der Kopf iſt kahl von Federn und weißlich an Farbe, der Leib aber mit rothen Federn bedeckt, und die Zehen durch eine Haut an einander gefüget.

Hier iſt auch die Plataläa des Linnäus, welche einen etwas flachen Schnabel hat, der gegen das Ende zu breit, tellerförmig und ganz flach iſt; ſie hat die Größe eines Sperlings. Der obere Theil ihres Leibes iſt braun, aber der untere weiß; ſie hat vier Zehen mit ausgeſpannter Haut *).

Der guianiſche Reiger mit einem langen, geraden, geſpitzten, etwas zuſammengedrückten Schnabel, mit einer kleinen Furche, die von deſſen Anfang bis an die Spitze gehet, iſt des Herrn von Linné Reiher mit einer kleinen Kuppe hinten auf dem Kopfe, und einem geſtreiften Rücken **). Der untere Theil des Halſes iſt braungelb, der Wirbel des Kopfes ſchwarz, und die Flügel braun, nur die kleinern Schwungfedern ausgenommen, welche an den Spitzen ſchwarz ſind. Er hat vier Zehen, und iſt an Größe beynahe dem europäiſchen Reiger gleich.

Der guianiſche Keilhaken ***) oder der Indianiſche rothe Keilhaken beym Ray, hat einen langen runden

*) PLATALEA *pygmaea.* Linn.
*) ARDEA *ſtriata.* Linn.
*) TANTALVS *ruber.* Linn.

den gewölbten Schnabel. Der Leib, die Flügel, der Schwanz, der Kopf, und die Schenkel haben Federn von einer ſchönen hellrothen Farbe, die langen Federn in den Flügeln aber ſind an den Spitzen ſchwarz. Die Beine ſind lang und ſchwarz, die Füße roth, mit vier Zehen, worunter die hinderſte etliche Gelenke hat. Der Körper iſt ein wenig kleiner als der gemeine engliſche Keilhaken, und ſein Fleiſch wird ſehr geliebet. Er hält ſich an den Ufern der Flüſſe bey dem Meere in großer Menge auf.

An der Küſte und dem Auslauf der Flüſſe in Guiana giebt es große Flüge Brachvögel, die an Größe und Geſtalt den canadiſchen geſprenkelten Waſſerhünern*), nach Edwards Beſchreibung, ähnlich ſind.

Das Waſſerhuhn mit Spornen an den Flügeln**) des Edwards, wird gleichfalls in Guiana gefunden.

Der Pfauenfaſan***) von Guiana iſt bisher in Europa nicht bekannt geweſen. Man findet ihn ſehr häufig in den holländiſchen Colonien Berbice, Eſſequebo, und Demerary. Er iſt nur wenig kleiner als ein gemeiner türkiſcher Hahn. Sein Schnabel iſt gelb, die Spitze ausgenommen, wo er blau iſt, anderthalb Zoll lang, und convex. Der obere Theil deſſelben iſt gewölbt, und die Ränder ragen über den untern vor. Die Naſenlöcher ſind zum Theil mit einer convexen Haut bedeckt, welche gelb iſt. Oben auf dem Kopfe hat er einen Buſch von geradſtehenden Federn, die faſt einen

*) CHARADRIVS *apricarius.* Linn.

**) PARRA *variabilis.* Linn.

***) Ohne Zweifel CRAX *Alector.* LINN. *ſyſt. 269.* Crax niger iride ſubfuſco-crocea, ventre albido. BROWN. *hiſt. of Iam. 470.* Gallus indicus SLOAN. *hiſt. of Iam. 2. p. 302. t. 260.* und alſo ein längſt bekannter Vogel.

nen Zoll lang ſind, eine glänzende Schwärze haben, und ſich gegen die Spitzen, wo ſie mit weißen Zeichen oder Strichen gezeichnet ſind, ein wenig kräuſeln. Dieſe Striche aber fehlen dem Weibchen, deſſen Buſch nicht ſo hoch iſt. An den übrigen Theilen des Leibes hat dieſer Vogel ſchwarze glänzende Federn, ausgenommen am Bauche, wo ſie weiß ſind. Der Schwanz iſt lang und ſchwarz; die Beine und Zehen unterſcheiden ſich nur durch die Größe von denen an dem gemeinen Welſchen Hahne *). Dieſe Vögel werden von den Indianern, wegen ihres Schreyens, welches mit dem Nahmen einige Aehnlichkeit hat, Powese genannt. Ueberhaupt iſt dieſes ein Umſtand, welchen die Indianer in Benennung der Thiere allemal ſcheinen beobachtet zu haben. Sie laſſen ſich ſehr leicht zahm machen, zumal da ſie nicht vermögend ſind, ſonderlich weit zu fliegen. Sie ſind in ziemlicher Menge in den Wäldern, und machen einen guten Theil von der Speiſe der Plantagenbauer aus, womit ſie die Indianiſchen Jäger verſorgen. Ihr Fleiſch iſt in großem Werthe, und hat, wenn es zugerichtet iſt, mit dem Fleiſche des welſchen Hahns ſo viel Aehnliches, daß es Fremde oft dafür gegeſſen haben.

*) Indeſſen, daß dieſe Blätter zum Druck befördert wurden, hatte der Verfaſſer Gelegenheit einen von dieſen Faſanen zu ſehen. Der Beſitzer ſagte, er wäre vor kurzen aus Braſilien gekommen, wo ihn die Einwohner des Landes Curaſſo nenneten. Die Schiffer, welche nach fremden Gegenden ſegeln, pflegen die rarſten Vögel zu kaufen, und bringen ſie nach Europa, daher eine gute Anzahl der guianiſchen Vögel bereits von Naturkündigern beſchrieben worden, die doch niemals in dieſe Gegend gekommen ſind. Anm. d. Grundſchr.

Man nimmt an den hieſigen Hünern und Hähnen keinen weitern Unterſchied von den gemeinen engliſchen wahr, als daß ſie etwas kleiner ſind, und ſtruppichte und ungleiche Federn haben. Sie werden aus den innern Theilen von Guiana gebracht, wo ſie von den Indianern aufgezogen werden, und ohne Zweifel dieſem Theile von Amerika eigen ſind.

Der Vogel, welcher von den Indianern Marroden genannt wird, iſt ohngefähr in der Größe eines gemeinen Huhnes, und auch in der Geſtalt nur wenig unterſchieden, außer das ſeine Beine und Hals etwas länger ſind. Der Leib iſt über und über mit bräunlich ſchwarzen Federn bedeckt, die Farbe des Schnabels iſt dunkelbraun, und die Beine ſind grau. Sie ſind auſſerordentlich zahlreich in Guiana, ſitzen auf den Bäumen, und machen ein Geſchrey, das mit ihrem Indianiſchen Nahmen einige Aehnlichkeit hat. Dieß Schreyen wiſſen die Indianer ſo natürlich nachzumachen, daß ihnen die Vögel antworten, und ſich dadurch verrathen. Ihr Fleiſch iſt dem Fleiſche der gemeinen Hüner ſehr ähnlich, aber etwas ſchlechter am Geſchmack.

Der Hannaquaw iſt ein Vogel von eben der Gattung, wie der Marroden, aber von einem ſchlankern Bau, und glänzenden ſchwarzen Federn. Sie ſetzen ſich ebenfalls auf die Bäume, und laſſen früh morgens deutlich, aber etwas heiſcher, zu wiederholtenmalen das Wort Hannaquaw ſehr laut von ſich hören.

Das guianiſche Rebhun iſt mit dem europäiſchen von einerley Geſtalt, aber faſt zweymal ſo groß. Seine Federn ſind lichtbraun oder aſchgrau, mit ſchwarzen kaſtanienbraunen Flecken untermiſcht. Sie laufen

ſen gemeiniglich auf der Erde, kriechen, wie die Wachteln, im Geſträuche herum, und fliegen, wenn man ſie ſcheucht, mit einem lauten Geſchrey auf. Sie ſind fett, rund, und ungeſchickt, und ihr Fleiſch wird ſehr hoch gehalten. Bey den Indianern heißen ſie Mams.

Die einzige Taube in Guiana iſt die kleine Turteltaube des Ray mit geſprengelten Flügeln *). Die erſten Schwung- und Schwanzfedern ſind dunkelbraun, der Leib purpurfarben, und der Schnabel und die Beine gelb.

Der guianiſche Spottvogel **) hat einen kegelförmigen, erhobenen, fleiſchfarbnen Schnabel, und die Naſenlöcher an deſſelben Urſprunge. Der Größe nach iſt er engliſchen Amſeln gleich. Der Wirbel des Kopfes, die Bruſt, und die obern Ränder der Flügel, haben eine helle Karmeſinfarbe, und die Federn an den übrigen Theilen des Leibes, ein glänzendes Schwarz. Ihre Neſter ſind von Heu u. ſ. w. gebauet, cylindriſch, zwölf bis funfzehn Zoll lang, und acht oder neun weit, und ſcheinen von den obern Aeſten der höchſten Bäume herunter zu hangen, wo ſie von dem Winde hin und her getrieben werden, zu welchem Ende ſie auch von ſolcher Länge ſeyn müſſen, damit der Vogel nicht von jedem Stoße des Windes herausgeworfen werde, welches auſſerdem geſchehen würde. Dieſe Vögel haben einen überaus lieblichen und harmoniſchen Geſang, ahmen aber gerne andrer Vögel Geſang nach.

Der Guianiſche Reisvogel ***) hat einen Schnabel, wie des vorigen ſeiner, auch beynahe eben dieſelbe Größe.

*) COLVMBA *paſſerina*. Linn.
**) LOXIA *dominicana*. Linn.
***) LOXIA *Oryzivora*. Linn.

Größe. Seine Augen ſind klein, lebhaft ſchwarz, und mit Ringen von einer nackten weißen Haut umgeben. Der Kopf iſt klein, und alle ſeine Federn ſind ſo ſchwarz, wie ſchwarzer Agat. Er hält ſich zu den Reisfeldern, woher er auch ſeinen Namen hat.

Hier wohnt auch der kleinere ſchwarze Rothſchwanz *) des Catesby, mit einem weißen Flecke auf der Bruſt zwiſchen den Flügeln, und auf zwoen von den auswendigen Schwungfedern.

Auch der graue Gimpel **) des Linnäus, etwas größer als ein Rabe, mit einem kurzen, dicken, etwas ſtumpfen Schnabel, der Rumpf und Untertheil des Leibes brandgelb, und die vierte, fünfte und ſechſte Feder im Schwanze gegen der Kehle zu auf beyden Seiten weiß.

Der guianiſche Blaufinke ***) hat einen kegelförmigen Schnabel, deſſen beyden Schnabeltheile gegen den Kopf aus einander gehen. Sein Körper hat über und über himmelblaue Federn, die vornehmſten Federn aber in den Flügeln und im Schwanze, ſind auf der äußerlichen Seite mit Karmeſin ſchattirt.

Der gelbe Finke †) hat mit dem vorigen einerley Schnabel. Die Federn am Leibe haben eine friſche gelbe, die größern Federn in den Flügeln aber, ſo wie auch die im Schwanze ſind mit Grün untermiſcht.

Hier iſt auch der größere Rothſchwanz ††) des Edwards, deſſen Leib braun, an der Bruſt, der Kehle, und

*) LOXIA *nigra.* Linn.

**) LOXIA *cana.* Linn.

***) LOXIA *caerulea.* Linn.

†) LOXIA *flavicans.* Linn.

††) TANAGRA *militaris.* Linn.

und den Schultern mit großen blutfarbnen Flecken verſehen iſt.

Der Vogel, welchen hier die eingebohrnen Einwohner Kiſchee-Kiſchee nennen, übertrifft die ganze Familie der Vögel an Schönheit und Mannichfaltigkeit der Farben, die ſein Gefieder zieren. Er iſt etwas größer als ein gemeiner Hausſperling, und hat einen coniſchen, geraden, ſcharfen Schnabel von einer hellen Fleiſchfarbe. Seine Federn ſind ein verwirrtes Gemiſch von allen den lebhafteſten und ſchönſten Farben in der Natur: unter dieſen machen gelb, Scharlachroth, Grün, und ein ſchwärzlicher Purpur, oder Indigofarbe den größten Theil der Federn aus, außer dieſen aber hat er auch weiße, ſchwarze und blaue. Alle dieſe Farben ſind in einer ſolchen ſchönen Unordnung durch einander gemiſcht, daß es unmöglich iſt, einen Begriff von ihrer Vertheilung zu geben. Die Accawauindianer bringen dieſe Vögel aus den entlegnen innern Gegenden des Landes, und ſelbſt hier iſt ihr gewöhnlicher Preiß das Paar für zwo Piſtolen. Man hat viele vergebene Verſuche gemacht, ſie nach Holland zu bringen.

Der rothe und blaue braſiliſche Finke des Edwards *) iſt ebenfalls hier zu finden. Er hat einen Schnabel wie der vorhergehende, aber hellroth. Der Schwanz iſt keilförmig, und, wie der übrige Leib, röthlich, aber die Schläfe, der Rumpf und der Bauch, ſind violetblau.

Der guianiſche Grünling **) iſt am Kopfe und obern Theile des Körpers grün, an der Bruſt aber und dem

*) FRINGILLA *granatina.* Linn.

**) FRINGILLA *butyracea.* Linn.

dem Bauche gelb, die erſten Schwungfedern an dem auswendigen Rande weiß.

Der amerikaniſche Sperling *) des Seba, iſt, ob er gleich von Barbados geſchickt ward, ein in Guiana einheimiſcher Vogel. Der Rücken iſt ſchön, ſchwarz, der Bauch weiß, der Kopf und die Bruſt lebhaft blau, der Leib dunkelgrün, und die Flügel nebſt dem Schwanze von einem wunderbaren Schwarz mit Purpur ſchattirt.

Der rothbäuchige Blauvogel **) iſt ein Guiana eigener Vogel. Er hat einen pfriemenförmigen geraden Schnabel, mit beynahe gleichen Schnabelladen. Ihre Ohrenlöcher ſind faſt ovalrund, und die Zunge geſpalten. Die Farbe iſt blau, den Bauch und Steiß ausgenommen, welche röthlich ſind.

Der grüne ſchwarzkuppichte Fliegenſchnepper ***) des Edwards, deſſen vördere Federn an den Flügeln ſchwarz ſind, iſt auch in Guiana einheimiſch.

Die ſchwarze Meiſe ****) mit einem weißen, glatten, flachen Schnabel, und abgeſtutzter Zunge, die in Härchen ausgehet, wird gleichfalls in Guiana gefunden. Sie iſt ſchwarz mit einem gelben Flecke auf den Flügeln und Schwanze.

Dieſes ſind die merkwürdigſten Vögel in Guiana, ob es gleich noch eine Menge andere giebt, die in Abſicht der Schönheit ihrer Federn minder ſonderbar ſind. Denn in der That iſt hier dieſe Claſſe von Thieren ſo zahlreich, daß ſich verſchiedene Perſonen in dieſer Colonie

*) TANGARA *barbadenſis caerulea.* BRISS. *orn. 3. p. I. p. 8. n. 3.* FRINGILLA *jamaicenſis?* Linn.

**) MOTACILLA *Velia.* Linn.

***) MOTACILLA *Spiza.* LINN. *ſyſt. ed. X. p. 188.*

****) PARUS *Cela.* Linn.

nie mit gutem Vortheile beſchäftigen, nebſt ihren Sklaven und Untergebnen für die Cabinetter der Naturalienſammler in Europa Vögel zu tödten, und auszuſtopfen. Die Art und Weiſe, wie dieſes letztere gemacht wird, verdienet, daß ich ſie mittheile, da ſie in Europa unbekannt iſt *). Eine Methode, die Körper der Vögel für der Fäulniß zu erhalten, indem man die Höhlung unter dem Bruſtbeine, und den Unterleib, mit einem Gemenge von Salz und Alaune anfüllet, nachdem vorher die Eingeweide u. ſ. w. herausgenommen, auch in verſchiednen Theilen des Körpers Einſchnitte gemacht worden, welche mit eben dem Gemenge angefüllt werden, ward vor einiger Zeit in einem der monatlichen Magazine bekannt gemacht, und der Autor hielt es, wo ich nicht irre, für eine wichtige Entdeckung, die er, wahrſcheinlicher weiſe nicht ohne große Schwierigkeit zu Paris gemacht hat.

Die Methode, wie man in Guiana damit zu Werke geht, iſt dieſe: man thut den Vogel, welcher aufgehoben werden ſoll, in ein darzu dienliches Gefäß, und gießt brauſenden Wein, oder das, was bey Abziehung des Rums zuerſt übergehet, darauf. In dieſem Spiritus läßt man ihn vier und zwanzig oder acht und vierzig Stunden, oder auch länger, nach Beſchaffenheit der Größe, ſtehen, bis ſelbiger jeden Theil des Körpers durchdrungen hat. Wenn dieſes geſchehen, wird

*) Sie wird aber in Europa wohl nicht ſehr nachgeahmet werden, weil ſie zur Conſervation der Vögel in der That nichts beyträgt. Wenn der Spiritus verflogen iſt, bleibt das Fleiſch noch immer eine angenehme Speiſe für die Speck- und andere Würmer, wie die Beſitzer ſolcher Vögelſammlungen dieſes zu ihrem Schaden oft genug erfahren.

wird der Vogel herausgenommen, und ſeine Federn, welche durch dieſes Einweichen nicht im geringſten verändert worden, glatt und ordentlich gelegt. Sodann thut man ihn nebſt einer Anzahl andrer in eine Maſchine, die ausdrücklich dazu gemacht iſt, und ſein Kopf, Flügel, Füße, Schwanz u. ſ. w. werden genau nach dem Leben gelegt. In dieſer Lage werden ſie alle in einen ſehr gelinde geheitzten Ofen geſetzt, wo ſie langſam trocknen, und nachher beſtändig dieſe natürliche Lage, ohne Gefahr zu verfaulen, behalten. Dieſe Methode möchte vielleicht in England ſehr koſtbar ſcheinen, da die große Liebe zu abgezogenen Waſſern den Preis des Weingeiſtes zu einer außerordentlichen Höhe geſteigert hat; aber in einem Lande, wo man vier Maß Rum mit zehn Pence bezahlet, iſt der Fall ſehr verſchieden.

Es verdienet angemerkt zu werden, daß die Vögel in Guiana ſich vielmehr durch die Schönheit ihrer Federn, als die Harmonie und Lieblichkeit ihres Geſanges ausnehmen, und daß das Fleiſch der Thiere in dieſer, wie in allen übrigen Gegenden zwiſchen den Wendezirkeln, weniger Saft oder Brühe hat, als in Europa, welches wohl von der außerordentlichen Ausdünſtung herrühret.

Der Mechanismus der Fiſche berechtiget ſie zu dem nächſten Range nach den Vögeln. Aber es giebt ein Seethier, welches an der Küſte, oder in den Flüſſen von Guiana gefunden wird, das man nicht unter die Claſſe der Fiſche rechnen kann, und welches eine vorläufige Beſchreibung verdienet. Dieß iſt der Manati oder die Meerkuh, welche die Franzoſen Lamen-

tin

tin *) nennen. Dieſes Thier iſt ſechszehn oder achtzehn Fuß lang, und hat etliche Fuß im Umfange, ſonderlich bey dem Nabel, wo es am ſtärkſten iſt. Der Kopf iſt einem Schweinskopfe ähnlich, aber die Schnautze kürzer. Die Augen ſind klein, und ſtehen in der Mitte zwiſchen dem Rüſſel und den Ohren, oder beſſer Gehörgängen, welche ſich öfnen und wieder zuthun. Das Maul iſt groß, und hat auf jeder Seite ſtarke Barthaare; die Naſenlöcher ſind eines Ochſen ſeinen ähnlich. Das Zahnfleiſch in dem vordern Theile des Mauls iſt hart und zahnlos, die Zunge kurz, und ſo wie der Hals kaum ſichtbar. Der Leib iſt mit einer rauhen ſchwärzlichen Haut bedeckt, worauf wenige Haare einzeln ſtehen; der Rücken hat verſchiedne zirkelrunde Runzeln, und auf jeder Seite ſieht man verſchiedene Erhöhungen. An der Bruſt ſtehen zwo fleiſchige Tatzen oder Floßfedern, wie Flügel, von ohngefähr achtzehn Zoll Länge, mit welchen ſich das Thier aufrecht hält, wenn es an den Seiten der Flüſſe im Graſe weidet, und mit welchen das Weiblein ihre Jungen an die Brüſte hält, die den Brüſten einer Frauensperſon ähnlich ſind. Das Thier hat keine Floßfedern, als den Schwanz, welcher horizontal iſt, wie bey dem Wallfiſche. Es verläßt das Waſſer niemals gänzlich, und hält ſich gern in den Flüſſen auf, die ein ſüßes Waſſer haben, ob es gleich auch an der Seeküſte geſehen worden iſt. Sein Fleiſch iſt gemeiniglich fett, und hat mit dem Kalbfleiſche ſehr viel Aehnlichkeit. Die

*) TRICHECVS *Manatus* LINN. ein wirkliches vierfüſſiges Thier, welches aber ſchon viel Aehnlichkeit mit der Familie der Wallfiſche hat.

Die Seefiſche an der Küſte von Guiana ſind nicht ſo delicat, als die im ſüßen Waſſer, und zwar wegen des ſchlammichten Waſſers, welches ſich auf die dreyßig bis vierzig Meilen vom Ufer, längs der Küſte hin, erſtreckt. Auch haben die meiſten von dieſen Fiſchen keine Schuppen. Der größte darunter heißt Lowlow, iſt ohngefähr ſechs Schuh lang, und beynahe drey Schuh ſtark, mit einer blaulicht ſilberfarbnen Haut überzogen; er hat einen langen beinichten Kopf, ein breites Maul, ein paar Floßfedern ein wenig unter dem Kopfe, und ein andres Paar an dem Bauche, desgleichen eine einzelne auf dem Rücken, und eine große am Ende des Schwanzes. Dieſer Fiſch gehört unter die Seefiſche.

Der Fiſch, welcher bey den Indianern Barraketa genennet wird, iſt der größte von dem Fiſchgeſchlechte der ſüßen Waſſer, ohngefähr zween Schuh in der Länge, zween im Umfange, und meiſtentheils rund. Seine Geſtalt iſt einem Lachſe ſehr ähnlich, aber die Schuppen ſind größer, und der Körper in Proportion dicker. Sein Fleiſch iſt weiß, ſehr fett und delicat. Man findet ſie ſonderlich in den obern Gegenden der Flüße, wo ſie ſich in großer Menge aufhalten.

Der Fiſch, welchen die Indianer und die weißen Einwohner Peri nennen, iſt ohngefähr achtzehn Zoll lang, drey Zoll breit, etwas platt, und mit dünnen glänzenden Schuppen bedeckt. Er hat an jeder Seite des Bauches, ein wenig unter dem Kopfe, eine Floßfeder, eine einzelne auf dem Rücken, und eine andre an dem Ende ſeines Schwanzes. Der Kopf iſt breit, das Maul groß, und mit langen ſcharfen Zähnen bewafnet. Dieſes iſt gleichfalls ein Fiſch, der ſich im

ſüßen

ſüßen Waſſer aufhält, und die Krieken *) und Ufer der Speiſe wegen beſucht. Er iſt außerordentlich gefräßig, und beißt jede Sache an, die im Waſſer hängt. Den Enten, welche in den Krieken herumſchwimmen, pflegt er öfters die Füße abzubeißen, eben dieſes wiederfährt bisweilen den Brüſten der Weiber, und den Schaamgliedern der Männer, wenn ſie in den Flüßen ſchwimmen. Deswegen baden ſich die weißen Einwohner niemals in den obern Gegenden dieſer Flüſſe, wo das Waſſer ſüß iſt, ohne ſich vorher eine Serviette oder ein Schnupftuch um die Lenden gebunden zu haben. Die Indianer hingegen bedienen ſich dieſer Vorſicht im Schwimmen nicht, ſondern ſind darauf bedacht, daß ſie in einer beſtändigen Bewegung bleiben, ſo lange ſie im Waſſer ſind, wodurch der Fiſch verſcheucht wird, und ſich entfernt hält.

An der Küſte und in den Flüßen von Guiana giebt es auch Sägefiſche **), Schollen, die braſiliſche Scholle ***), die ſurinamiſche Makrele, Drummers ****), den alten Weiberfiſch †), Meeräſchen ††), eine Art von Anchovies †††), Garneelen, und eine Menge andrer ſowohl in ſüßen als in ſalzigen Waſſer lebender Fiſche, die ich nicht aufmerkſam genug beob-

*) *Creeks*, kleine Flüße; auch Canäle, welche dazu dienen, daß man von den Pflanzſtätten eine Communication mit den Flüßen haben kann. Condamine Reiſe nach Guiana. S. 8.

**) SQVALVS Priſtis. LINN.

***) ARAMACA *Braſil* RAI. *ſyn. piſc.* 33. PLEVRONECTES *papilloſus*. LINN.

****) LABRVS *Cromis*. LINN.

†) BALISTES *Vetula*. LINN. Old-wife.

††) MVGIL *Albula*. LINN. Mullet.

†††) ATHERINA *Menidia*. LINN?

beobachtet habe, um ſie umſtändlicher beſchreiben zu können. Einer derſelben aber, der zu dem Aalgeſchlechte gehört, verdient eine beſondre Aufmerkſamkeit; ich will ihn einsweils, wenn es erlaubt iſt, den betäubenden (torporific) Aal nennen, bis er durch einen eigenthümlichen Namen unterſchieden wird *).

Dieſer Fiſch hält ſich blos in ſüßem Waſſer auf, und wird gemeiniglich in dem Fluſſe Eſſequebo gefunden, wo er mehrentheils drey Fuß lang, und gegen die Mitte zwölf Zoll dick iſt. Er hat eine glatte Haut, von blaulicher Bleyfarbe, den bleyernen Platten ſehr ähnlich, welche dem Wetter lange ausgeſetzt geweſen ſind. Schuppen hat er gar nicht. Der Kopf iſt ſo groß wie der größte Theil ſeines Körpers, aber an der obern und untern Seite etwas flächer, und auf der Oberfläche mit verſchiedenen Höhlen durchlöchert, wie der Lampretenaal. Die obere und untere Lippe ragen in gleicher Weite hervor, endigen ſich in einem halben Mond, und formiren ein breites Maul ohne Zähne. An dem hintern Theile des Kopfes ſind zwo kleine Floßfedern, auf jeder Seite eine, die, wie die Ohren eines Pferdes, ſich bald aufrichten, bald wieder niederlegen, nachdem der Fiſch luſtig oder böſe iſt. Ohngefähr acht Zoll unter dem Kopfe nimmt der Körper an Größe nach und nach, bis zum Schwanze, ab, welcher ſich in eine Spitze ohne Floßfeder endiget. Unter dem Bauche iſt eine fleiſchige Floßfeder, ohngefähr einen

*) So unvollkommen und undeutlich auch die übrigen Fiſche beſchrieben ſind, ſo daß man ſie aus den angegebenen Merkmahlen wohl ſchwerlich dürfte erkennen können; ſo kann man doch in nachfolgender Beſchreibung den neuerlich berühmt gewordenen Zitteraal, GYMNOTUS *electricus*. LINN. *ſyſt.* 427. nicht verkennen.

nen halben Zoll dick und beynahe drey Zoll breit, die von dem Kopfe nach der Spitze des Schwanzes zu gehet, aber an Breite abnimmt, ſo wie der Körper kleiner und kleiner wird. Dieſe, nebſt den beyden am Kopfe, ſind die Floßfedern alle, die man an dem Leibe dieſes Aals findet, welcher faſt rund ſeyn würde, wenn er nicht die Bauchfloßfeder hätte. Dieſer Fiſch hohlt ſehr oft Athem, und hebt deswegen aller vier bis fünf Minuten ſeinen Kopf über die Oberfläche des Waſſers hervor. Die ſonderbarſte Eigenſchaft deſſelben aber iſt, daß wenn man ihn entweder mit der bloßen Hand, oder einem Stabe von Eiſen, Gold, Silber, Kupfer, u. ſ. w. den man in der Hand hält, oder auch mit einem Stäbgen von einem gewiſſen ſchweren amerikaniſchen Holze anrühret, er eine Erſchütterung verurſachet, die der electriſchen vollkommen ähnlich, und gemeiniglich ſo heftig iſt, daß nur wenige Perſonen ſie zum zweytenmale aushalten wollen.

Dieſer Fiſch iſt vermuthlich von einerley Gattung mit demjenigen, deſſen Herr de la Condamine in ſeiner *Relation abregée d'un Voyage, fait dans l'Interieur de l'Amerique etc.* beyläufig gedenkt, und ihn *une eſpéce de Lamproie* nennet, den er in der Gegend der Stadt Para, an dem ſüdlichen Ufer des Amazonenfluſſes gefunden, „dont le corps, com„me celui de Lamproie ordinaire, eſt percé „d'un grand nombre d'ouvertures, mais qui a de „plus la même propriété que la Torpille. Ce„lui qui la touche avec la main, ou même avec „un baton, reſſent un engourdiſſement doulou„reux dans le bras, & quelquefois en eſt, dit„on, renverſé.„ Das iſt alles, was dieſer Herr

von dem Fiſche ſagt: und es ſtimmt ziemlich genau mit den verſchiednen Umſtänden, die ich an dem betäubenden Aale bemerkt habe, überein. Wenn aber die Erſchütterung, wie er erzählt, durch einen Stab geht, ſo muß er von einer beſondern Art von Holze ſeyn; indem ich niemals die geringſte Empfindung habe ſpüren können, wenn ich ihn, wie ich oft gethan, mit eichnem, äſchenem, oder einer andern im Waſſer ſchwimmenden Art von Holze berühret habe. Was zwiſchen der Erſchütterung des betäubenden Aals und des Torpedo für eine Verwandſchaft iſt, kann ich nicht mit Gewißheit beſtimmen, da ich die letztere nicht gefühlt habe; aus allen den Umſtänden aber, welche ich in Beziehung auf denſelben habe ſammeln können, iſt es, wie ich glaube, ſehr augenſcheinlich, daß beyde Erſchütterungen auf einerley Weiſe, und vermittelſt gleicher Werkzeuge mitgetheilet werden.

Vor mehrern Jahren übergab der berühmte Herr von Reaumur *) der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris eine Abhandlung, worinn er ſich zu zeigen bemühete, daß die Erſchütterung des Krampfſiſches **) die Wirkung von einem Schlage ſey, welcher durch Muſkeln von einer beſondern Structur mit großer Schnelligkeit dem Gliede, womit man ihn anrühret, beygebracht werde. Dieſer Hypotheſe gab ganz Europa einen blinden Beyfall, und Herr von Reaumur hat bisher die Ehre genoſſen, die verborgne Urſache dieſes geheimnißvollen Effects entdeckt zu haben.

Allein

*) *Mémoires de l'Academie Royale des Sciences, etc.* 1714.

**) RAJA *Torpedo.* LINN. eine von derjenigen, von welcher unſer Herr Verfaſſer hier redet, ganz unterſchiedene europäiſche Gattung, die zur Familie der Fiſche eigentlich gar nicht gehöret.

Allein wenn es mir erlaubt iſt, dasjenige vorauszuſetzen, was ungezweifelt wahr iſt, daß nämlich die Erſchütterung des Krampffiſches und des Zitteraals beyde auf eine ähnliche Weiſe und durch ähnliche Mittel mitgetheilet werden, ſo wird es gar keine Schwierigkeit machen, zu beweiſen, daß die ganze vorgegebne Entdeckung des Herrn von Reaumur ein vollkommnes Unding iſt. Sie könnten es vielleicht für ein ſtolzes Unternehmen von mir halten, das Anſehen eines Mannes anzugreifen, deſſen litterariſche Verdienſte ſo allgemein bekannt ſind; ich bin aber überzeugt, daß ein blinder Glaube, wenn er durch das Anſehen eines groſſen Namens unterſtützt wird, eine fruchtbare Quelle von Irrthümern in philoſophiſchen Unterſuchungen ſey, und weil ich ſelber Verſtand und Fähigkeiten habe, ſo will ich ſie mit der Freyheit gebrauchen, wozu ſie mir gegeben worden ſind. Die Menſchheit iſt dem Irrthume allezeit unterworfen, und der Reitz der Neuigkeit mag vielleicht den Herrn von Reaumur zu einem Fehler verleitet haben. Um aber, außer der Möglichkeit des Irrthums, auch zu beweiſen, daß die Erſchütterung des Zitteraals nicht die unmittelbare Wirkung einer muſkularen Bewegung ſey, darf ich Sie nur bitten, folgende Umſtände zu erwägen:

1) Der Zitteraal, wenn er an einem Haken gefangen wird, erſchüttert die Perſon, welche die Leine hält, ſehr heftig.

2) Wenn ihn eine Perſon mit einem eiſernen Stabe in der einen Hand anrühret, welche mit der andern Hand ſich an eine andre Perſon anſchließet, u. ſ. w. ſo giebt er zehn bis zwölf Perſonen, die ihre Hände

alſo in einander gefüget haben, einen heftigen Stoß, gerade auf die Art, wie eine electriſche Maſchine.

3) Wenn jemand in der Entfernung von acht oder zehn Schuhen von dem Fiſche ſeinen Finger ins Waſſer hält, ſo bekömmt er in dem Augenblicke, da der Fiſch von einer andern Perſon berühret wird, einen heftigen Stoß.

4) Dieſer Aal, wenn er, da man ihn böſe macht, ſeinen Kopf über die Oberfläche des Waſſers emporhebet, wo ſich fünf oder ſechs Zoll daran die Hand einer Perſon befindet, verurſachet öfters einen unerwarteten Stoß, ohne angerühret zu werden.

5) Wenn man gleich die Hand nahe bey dem Fiſche ins Waſſer hält, und derſelbe nicht böſe, oder angerühret worden iſt, ſpüret man keinen Stoß.

6) Es wird derſelbe von den Indianern gegeſſen, wenn er todt iſt.

7) Der Stoß iſt viel heftiger, wenn der Fiſch im höchſten Grade aufgebracht iſt.

Aus dieſen Umſtänden iſt es offenbar: daß der Stoß durch eine Auslaſſung betäubender oder electriſcher Theilchen hervorgebracht wird;

Daß dieſe Auslaſſung (*emiſſion*) freywillig iſt, und von dem Willen des Thieres abhängt, welches ſie zu ſeiner Vertheidigung, wenn es angerühret oder böſe gemacht wird, von ſich läſſet;

Daß die Exiſtenz dieſer Partikeln von der Exiſtenz des Aals abhängt, und mit ſeinem Leben aufhöret; endlich

Daß ſie von jedem Theile des Körpers in gleicher Stärke herausgehen.

Hieraus

Hieraus ergiebt ſich von ſelbſt, daß entweder der Mechaniſmus und die Eigenſchaften des Krampffiſches von des betäubenden oder Zitteraals ſeinen weit unterſchieden ſeyn, oder daß Herr von Reaumur die Welt mit einer eingebildeten Hypotheſe unterhalten habe. Ich bin, ſowohl aus eigenen Beobachtungen, als aus den Erzählungen, welche ich in dieſer Sache habe erhalten können, ſehr geneigt, der letztern Meynung beyzupflichten.

Eine ſehr betrügliche Nachricht von den mediciniſchen Wirkungen dieſes Aals, iſt vor kurzem durch einen gewiſſen van der Lott, damals Wundarzt in Eſſequebo, jetzo aber in Demerary, bekannt gemachet, und in Holland gedruckt *), worinnen der Verfaſſer dieſem Thiere viele mediciniſche Kräfte zueignet, ſonderlich zu Heilung der Nervenfieber, Kopfſchmerzen u. ſ. w.; die aber noch niemand ſonſt daran hat entdecken können. Allein das Wunderbare in dieſer Nachricht iſt ſo häufig, daß ſich der Verfaſſer, welchen ich perſönlich kenne, in dieſer Colonie keinen ſonderlichen Ruhm dadurch erworben hat. Herr van der Lott nennt dieſen Fiſch einen Congeraal **), ob er gleich mit demſelben weniger Verwandſchaft hat, als mit irgend einer andern Gattung von Aalen. Die Theilchen des betäubenden Aals bringen vermuthlich dergleichen Wirkungen, wie die Electricität, hervor, die nicht nur in Abſicht der Empfindungen, die ſie mitthei-

 len,

*) Sie ſtehet in den *Verhandelingen der hollandſchen Maatſchappye der Wetenſchapen te Haarlem*, im VI. Theile, und iſt daraus in einer teutſchen Ueberſetzung in das hieſige beliebte allgemeine Magazin übergetragen worden, wo ſie S. 103. u. f. zu finden iſt.

**) Conger-eel. MVRAENA *Conger.* LINN.

len, ſondern auch des Mittels, durch welches ſie geleitet werden, eine nahe Verwandſchaft zeigen. Ich habe deswegen den Aal oft von Perſonen, die vom Schlage gerührt worden waren, berühren geſehen, ob ich gleich nicht ſagen kann, daß ich einen ſichtlichen Vortheil geſpüret hätte.

Man fängt dieſe Fiſche, wenn ſie noch jung ſind, und behält ſie in weiten Trögen auf, die ausdrücklich darzu gemachet und mit Waſſer angefüllet ſind. Ihre gewöhnliche Speiſe ſind kleine Fiſche, wenn aber dieſe nicht zu haben ſind, nähren ſie ſich von Erdwürmern. Aber die Schabe *) iſt dieſem Fiſche die allerangenehmſte Speiſe: wenn man eine davon in den Trog wirft, ſo öfnet der Fiſch ſein Maul und ſchlurfet ſie mit großer Gierigkeit und merklichem Vergnügen hinein. Denn Schlurfen iſt die gewöhnliche Art, wie er ſeine Speiſe zu ſich nimmt. Aus ſeiner Haut wird ein ſchleimiges Weſen ausgeſondert, daher man ihm täglich, oder wenigſtens allemal über den andern Tag, friſches Waſſer geben muß. Zu dem Ende wird an dem Boden des Troges ein Hahn angebracht, durch welchen man das Waſſer abläßt und den Trog ausfeget. Bey der Gelegenheit läßt man den Fiſch oft ohne Waſſer, etliche Stunden lang, unbeweglich liegen; und wenn man ihn in dieſem Zuſtande anrühret, ſo iſt der mitgetheilte Stoß nicht minder heftig als ſonſt. Die Art, wie ſich dieſe Fiſche fortpflanzen, iſt ungewiß. Man hat verſchiedene Verſuche gemacht, dieſen Fiſch nach Europa zu bringen; aber die Menge des friſchen Waſſers, welche erforderlich iſt, ihn ſo oft als nöthig, zu erfriſchen, nebſt den Stößen, welche er durchaus von der

*) *Blatta*, Cock-roach.

der Bewegung des Schiffes leiden muß, haben ſie bis-
her fruchtlos gemacht.

Außer den Seekrebſen an der Küſte von Guiana giebt es noch eine Art von großen Landkrebſen *), welche im

*) CANCER *ruricola.* LINN. *ſyſt.* 2040. von welchem Herr D. Browne eine ſehr umſtändliche Nachricht ertheilet, die ich, ihrer Merkwürdigkeit wegen, hier mit beyfügen will: „Dieſe Thiere ſind in etlichen Gegenden von „Jamaica, ſowohl als in den benachbarten Inſeln, „und an der Küſte des feſten Landes, ſehr häufig. „Sie haben gemeiniglich eine dunkle Purpurfarbe, die „aber nicht ſo beſtändig iſt, daß man ſie nicht oft auch „gefleckt, oder von ganz anderer Farbe finden ſollte. „Sie halten ſich vornehmlich auf dem trockenen Lande, „und in einer ziemlichen Entfernung von der See auf, „jedoch beſuchen ſie dieſe des Jahres einmal, ihre Eyer „daſelbſt abzuſetzen, und gehen ſodann wieder nach „den Wäldern und hoch liegenden Orten zurück, wo ſie „die übrige Zeit des Jahres verbleiben; auch die Jun- „gen folgen ihnen nach, ſobald ſie nur im Stande ſind „zu kriechen. Die alten Krebſe von dieſer Art ſchlagen „gemeiniglich gegen das Ende des Junius ihre Woh- „nungen in den Gebirgen auf, die ſelten weniger als „eine Meile, aber nicht oft über drey von dem Ufer ent- „fernt ſind; und dann verſehen ſie ſich mit bequemen „Hölen, in welchen ſie den größten Theil des Tages „zubringen, und nur bey Nacht nach Nahrung ausge- „hen. Im December und Jänner fangen ſie an Eyer „zu haben, und werden alsdenn fett und ſchmackhaft, „fahren aber fort vollkommener zu werden bis in den „Monat May, welches die Zeit iſt, da ſie ihre Eyer „gehen laſſen. Im Februar fangen ſie an die tiefern „Gegenden zu ſuchen, und im März und April ſind ſie „ſehr oft außer ihren Höhlen. Dieſes ſcheint die Zeit „ihrer Befruchtung zu ſeyn, indem man ſie öfters „an einander hängen ſieht. Die Männlein aber fan- „gen um dieſe Zeit an ihre ſchöne gelbe Farbe und ihre „Saftigkeit zu verlieren. Die Eyer kommen durch „zwo kleine runde Höhlen an den Seiten und über dem „Mittel der untern Schale heraus, die nur ſo groß ſind, „daß

im Schlamme leben, wo ſie ihre Höhlen machen, und zur Zeit der Ebbe alle Ufer der See, und der Flüße bey der

„daß ſie eines auf einmal durchlaſſen können, welches, „ſobald es heraus iſt, in den äſtigten Haaren verwi„ckelt wird, womit die untere Seite reichlich verſehen „iſt; an dieſen kleben ſie vermittelſt ihrer eigenen Kleb„rigkeit, bis die Thiere in die See gehen, wo ſie ſie al„le abwaſchen, worauf ſie ſich wieder nach den Gebir„gen zurück begeben. Es iſt merkwürdig, daß ſich der „in dieſem Krebſe enthaltene Saft mit dem Zuſtande des „Körpers verändert, indem der Krebs, ſo lange er ma„ger iſt, eine ſchwarze, bittere, unangenehme, flüßi„ge Materie enthält, welche, wie der Krebs fetter wird, „abnimmt, ſo daß er endlich einen delicaten gelben häu„figen Saft bekömmt. Gegen das Ende des Julius „oder Auguſts nehmen die Krebſe wieder zu, und berei„ten ſich zur Ablegung der Schaale; zu dem Ende fül„len ſie ihre Löcher mit dürren Graſe, Blättern und ei„ner Menge andrer Materien an; und wenn ihre Zeit „kömmt, begiebet ſich ein jeder in ſein Loch, verſtopft „den Zugang, und bleibt völlig ohne Bewegung, bis „er ſeine alte Schaale abgelegt hat, und über und über „mit einer neuen verſehen iſt. Wie lange ſie in dieſem „Zuſtande bleiben, läßt ſich nicht genau beſtimmen, „indeſſen bemerkt man doch anfänglich an der Schaale, „daß ſie auf dem Rücken und an den Seiten geborſten iſt, „um dem Körper einen Ausgang zu geben, welcher „nachher ſeine Glieder aus den übrigen Theilen allmäh„lich herausziehet. Zu der Zeit iſt der Krebs am ſaft„reichſten, und nur mit einer zarten pergamentartigen „Haut umgeben, die mit einer Menge röthlicher Adern „durchzogen iſt; ſie wird aber nachher allmählich hart, „und bald eine vollkommne Schaale, wie die vorige; „jedoch iſt es wunderbar, daß ſich während dieſer Ver„änderung allezeit einige Steine (ſelten weniger als „zween, oder mehr als vier) in dem Leibe erzeugen, „welche zunehmen und ſich nach und nach auflöſen, wie „ſich die neue Kruſte bildet und vollkommener wird. „Welch ein wunderbarer Mechaniſmus!

„Dieſer Krebs läuft ſehr geſchwinde, und bemüht „ſich allezeit, bey Annäherung der Gefahr, eine Höle, oder

der See bedecken, indem ſie ſich alsdann in großen Schaaren zeigen. Der Leib iſt viereckig, und jede Seite zween und einen halben Zoll lang. Er iſt mit einer großen Menge Beine *) verſehen, und hat zwo große Scheeren, die an Geſtalt und Größe denen an dem Taſchenkrebſe ſehr ähnlich ſind. Ihre Schaalen ſind an verſchiedenen Orten entweder von einer unrein-weißen, oder blaulichten Farbe. Dieſe Krebſe haben einen angenehmen, obgleich etwas erdigten Geſchmack, und werden von allen Einwohnern, ſowohl Weißen, als Indianern und Negern, ſehr gegeſſen.

Die

„oder Loch zu erreichen; doch läßt er es nicht ganz auf „ſeine Liſt und Geſchwindigkeit ankommen, denn indem „er ſich zurück zieht, ſo thut er ſeine beyden Scheeren „auf, und iſt bereit dasjenige, was ihm ſchaden könn„te, wenn er es erreichen kann, zu zwicken; wenn ſol„ches nun bey dieſer Gelegenheit geſchiehet, ſo bricht er „gemeiniglich zugleich die Scheere ab, welche doch noch „faſt eine Minute darnach mit unglaublicher Stärke zu „zwicken fortfährt, da indeſſen der Krebs, ohne auf „ſeinen Verluſt zu achten, bemüht iſt, zu entwiſchen, „und einen ſichern und einſamen Aufenthalt zu errei„chen; zufrieden, ſeine Glieder mit ſeiner Decke bey der „folgenden Verwandelung zu verneuern; er läßt ſichs „auch gern gefallen, viele von den übrigen zu verlie„ren, um nur den ganzen Körper zu erhalten, ob er „ſie gleich mit immer mehr Arbeit und Widerſtreben „fahren läßt, ſo wie ſich ihre Anzahl vermindert.

„Wenn dieſer Krebs fett und vollkommen iſt, ſo über„trift er alles an Wohlgeſchmack des Safts, der oft „dabey ein wenig bitter iſt, welches ihn nicht nur über„haupt angenehmer, ſondern auch außerordentlich „leicht verdaulich macht. Dieſe Krebſe werden häufig „gekocht, und ganz aufgehoben; ſie werden aber ge„meiniglich gebraten, wenn ſie auf vornehmere Ta„feln kommen ſollen.„ *Nat. hiſt. of Jamaica*, S. 423.

*) Es ſind derſelben bey keinem Krebſe mehr als acht.

Die Schlangen ſind die nächſten Thiere in der Ordnung, welche ich betrachten will. Zum Unglück macht ihre überaus große Anzahl und Mannichfaltigkeit eine von den Hauptbeſchwerlichkeiten dieſes Landes aus, und ſetzt wirklich das Leben ſeiner Bewohner in Gefahr. Billig ſollte dieſes den Stolz und Hochmuth des Menſchen demüthigen, und ihn überführen, daß nicht alle Dinge ſeinem Willen unterthänig gemacht, noch zu ſeinem Gebrauch geſchaffen ſeyen.

Eines der größten dieſer Claſſe von Thieren, das man jemals geſehen hat, ward neulich in dieſer Colonie auf der Plantage Amſterdam, den Erben Herrn Peter Amyatts in Amſterdam zugehörig, getödtet. Es hatte drey und dreyßig Fuß und etliche Zoll Länge, und an der dickſten Stelle, gegen die Mitte, drey Fuß im Umfange. Dieſe Schlange hatte einen breiten Kopf, ein ſehr weites Maul, und große hervorragende Augen. Von der Mitte an lief ſie nach und nach gegen den Schwanz ſpitzig zu, welcher klein und mit zwo Klauen verſehen war, wie die von einem Haushahn, und in dem Maule hatte ſie eine doppelte Reihe Zähne. Mitten auf dem Rücken ſahe man eine Kette kleiner ſchwarzer Flecke, die von dem einem Ende bis zum andern gieng, und auf jeder Seite, bey dem Bauche, eine andere Reihe Flecken, denen auf dem Rücken ähnlich und parallel, und unter dieſen etliche große ſchwarze Flecke mit einem weißen Punkt in der Mitte; der übrige Theil des Körpers war braun. In ihrem Bauche fand man einen kleinen Wirrebocerra oder Rehbock, der durch den verdauenden Saft des Magens ſo ſtark aufgelöſet war, daß kein Theil davon mehr ganz blieb. Die Eingeweide waren mit einer großen

Menge

Menge Fett überzogen, welches geläutert und zu äußerlichen Aufſchlägen wider Schmerzen, Stoßen u. ſ. w. zubereitet ward, wovon ein Theil faſt unter die ganze Colonie vertheilet wurde. Eine kleinere ſolche Schlange ward kurz darauf auf der Plantage Dalgin getödtet, wo ſie an der gegenüber ſtehenden Seite des Fluſſes lag. Ihr Biß iſt nicht giftig. Wenn ihre Magen voll ſind, liegen ſie ſo lange ſtill, bis ihre Speiſe verdauet iſt, und in eben dieſem Zuſtande waren auch dieſe beyde durch den Kopf geſchoſſen worden. Man ſagt, ſie ſollen die Kraft haben, die Thiere zu bezaubern oder an ſich zu ziehen.

Die **Commodee** iſt eine Schlange, die auf dem Waſſer und Lande zugleich leben kann, ohngefähr funfzehn Fuß lang, und achtzehn Zoll im Umfange. Der Kopf iſt breit und etwas platt, der Schwanz aber lang, dünn, und zugeſpitzt. Ihre Farbe iſt braun, auf dem Rücken und an den Seiten mit kaſtanienbraunen Flecken geſprenkelt. Ihr Biß iſt nicht giftig; aber ſie ſind außerordentlich beſchwerlich, indem ſie die Kriecken und Teiche beſuchen, und Enten und Gänſe u. d. m. umbringen. Wenn ſie größern Raub finden, ſollen ſie, wie die Indianer erzählen, ihren Schwanz in deren Afterdarm hineinſtecken.

Die Scharlachſchlange iſt ohngefähr fünf Fuß lang, und ſo dick als eine Mannsfauſt, über und über von einer lebhaften Scharlachfarbe, den Bauch ausgenommen, welcher dunkelroth iſt. Der Kopf iſt platt und breit, und der Schwanz ſchlank. Sie iſt ein Land- und Waſſerthier, und man ſiehet ſie oft zuſammengewickelt auf den Aeſten der Bäume an den Seiten

ten der Flüſſe. Ich befand mich neulich mit einem Herrn in einem Boote, der eine derſelben in dieſer Lage mitten durchſchoß, daß ſie den Augenblick in den Fluß fiel; allein obgleich die eine Hälfte ihres Körpers nur durch ein Stückgen Haut mit der andern zuſammenhieng, hatte ſie dennoch Verwegenheit genug, auf das Boot loszukommen, um die Beleidigung zu rächen; ſie wurde aber, weil die eine Hälfte ihres Körpers unbrauchbar geworden war, von den Rudern überholet. Der Biß dieſer Schlangen wird für tödlich gehalten.

Die Feuerſchlange, wie ſie, nach der Bedeutung ihres indianiſchen Nahmens, genennet wird, iſt beynahe vier Fuß lang, und ohngefähr in der Dicke eines Mannsfingers. Sie hat einen flachen Kopf, und ein großes Maul, mit einer einzelnen Reihe kleiner ſchmaler Zähne in jeder Kinnlade, überdieß zwo giftige Hauzähne, und einen ſchlanken und ſpitzigen Schwanz. Der Bauch hat eine ſchmutzig gelbe, und der übrige Theil des Körpers eine helle Orangenfarbe; der Rücken iſt mit einer Reihe ſchwarzer und weißer Flecke gezieret, die vom Kopfe bis zum Schwanze paarweiſe vertheilet ſind. Dieſe Schlange iſt unter allen andern den Indianern am gefährlichſten, ſowohl weil ihr Biß tödlich iſt, als weil ſie oft die Oerter beſucht, wo Feuer unterhalten wird, von welchen ſie ihren Nahmen hat. Die Indianer, welche gemeiniglich ohne Decke in Hangematten, die wie ein Netz geſtricket ſind, ſchlafen, finden ſich genöthigt, die Nacht über nahe bey ſich Feuer zu machen, und da es ſelten fehlt, daß nicht dieſes Feuer die Feuerſchlangen an ſich ziehet, wenn einige in der Nähe ſind, ſo ſind ſie oft, wenn ſie bey Nacht aufſtehen, der Gefahr ausgeſetzt, von ſelbigen gebiſſen zu

wer=

werden. Aber die Gefahr hat ſie gelehret, ehe ſie auf die Erde treten, ſich ſorgfältig umzuſehen; und ſobald ſie eine von dieſen Schlangen merken, gießen ſie entweder das Feuer mit Waſſer aus, wenn ſie dergleichen in der Nähe haben, wie es gewöhnlich iſt, oder werfen ſonſt einen von den größten Brändern ein wenig weit weg, welchem die Schlangen allemal, entweder aus Liebe zur Wärme, oder einem angebohrnen Triebe folgen.

Der Waldmeiſter, welches der indianiſche Nahme ſagen will, iſt eine kurze dicke Schlange, ohngefähr von drey Schuhen in der Länge, und fünf Zollen im Umfange. Der Schwanz, wo man ihn anders ſo nennen kann, iſt nur wenig dünner als der Körper, und eine ſtumpfe Spitze. Die Farbe des Bauchs iſt von einem dunkelgelben Braun, auf dem Rücken aber ſchwarzbraun, mit ſchwarzen Flecken geſchäcket. Der Kopf und Hals ſind breit und flach, mit langen loſen Schuppen, die ſie nach Gefallen in die Höhe richtet, und dadurch einen ſchrecklichen Anblick macht. Dieſe Schlange flieht niemals vor einem Feinde, und ihr Biß wird von jedermann für tödtlich gehalten.

Maccourracurra, wie ſie von den Indianern genennet wird, iſt eine ſehr ſchöne, denen aber, die ſie beiſſet, tödliche Schlange. Sie hat eine Länge von ohngefähr drey Schuhen, und iſt etwas dünner, als ein Mannsfinger. Der Kopf iſt lang, und ſchwach, und die obere Kinnlade mit zween langen ſcharfen Hauzähnen bewafnet. Die Farbe des Kopfes iſt ſcharlach, und der Leib mit Ringen oder Zirkeln von ſcharlach-purpur- und milchweißer Farbe, in abwechſelnden Reihen, vom Kopfe bis an das Ende des Schwanzes bedeckt.

Die Peitſchenſchlange iſt ohngefähr ſechs Schuhe lang, und nur wenig dicker als ein Tabackspfeifenrohr. Ihr Bauch iſt weiß, und der Rücken unrein hellblau. Ihr Leib iſt zach und voll Faſern, wie die Schmitze einer Peitſche, aber ihr Biß, ſaget man, ſoll unſchädlich ſeyn.

Die Caruna iſt eine dünne Schlange, ohngefähr zween und einen halben Fuß lang. Sie iſt in der Mitte am ſtärkſten, und ihr Hals iſt ſehr klein: der Kopf iſt breit und flach, und endigt ſich in einen ſpitzigen Winkel. Der Bauch iſt weißlich, die Seiten ſchwarzbraun, und der Rücken mit einer Kette großer zirkelrunder ſchwarzer Flecken bedeckt, die von einem Ende bis zum andern gehen, und von der Mitte an, in Proportion mit dem Körper, an Größe abnehmen. Dieſe Schlangen kommen während der regnichten Jahreszeit in die Häuſer der Einwohner, und ihr Biß ſoll, wie die Indianer ſagen, tödtlich ſeyn. Ob dieſes wahr ſey, bin ich noch ungewiß, wiewohl ich bald einmal ſeine Wirkungen ſelber hätte erfahren können. Als ich nämlich einmal an einem Abende auf meinem Stuhle ſaß, und meine Hand hinter mich legte, fühlte ich etwas ungewöhnlich kaltes, welches ich anfänglich für die Stuhllehne hielt, aber bald hernach fühlte ich, daß es ſich bewegte. Da ich aufſprang, ſo ſah ich, daß ich meine Hand auf eine von dieſen Schlangen gelegt hatte, welche wie eine Uhrfeder zuſammengerollet war, mit aufwärts gekehrten Kopfe; da der Druck meiner Hand leicht, und die Wärme angenehm geweſen war, ſo verſtand ſie vermuthlich nicht unrecht; wäre es aber anders geweſen, ſo hätte die Folge wohl tödtlich ſeyn mögen. Gleichwohl übte ich nicht eben dieſe Gutherzigkeit

gegen ſie aus, ſondern ſchlug ſie augenblicklich todt, ehe ſie von dem Stuhle kommen konnte. — Dergleichen Vorfälle ſind in dieſem Lande nichts ungewöhnliches, da die Häuſer mehr offen ſind, als in Europa, und der Regen öfters die Schlangen nöthiget, ihre Zuflucht darinnen zu ſuchen, wo ſie oft unter den Tiſchen und Stühlen, und ſogar in Betten gefunden werden.

Die Ibonuna, wie ſie bey den Indianern genennet wird, ſcheint die Corallenſchlange (Cobra de Coral) von Braſilien zu ſeyn. Sie iſt zween bis drey Zoll lang, und ohngefähr zween Zoll dick, mit einem ſpitzigen Schwanze und weißen Bauche. Der Kopf iſt mit weißen würflichten Schuppen, mit ſchwarzen Rändern, bedeckt, und der Rücken mit rothen, ſchwarzen und weißen Flecken, in abwechſelnder Ordnung gezieret. Die Ränder der Schuppen, welche die rothen Flecke ausmachen, ſind ſchwarz, wie die, welche das Weiße ausmachen. Ihr Biß wird für tödtlich gehalten, aber ihre Bewegung iſt langſam. Man hat hier durchgängig die Meynung, daß, je lebhafter und vielfältiger die Farben der Schlangen ſind, deſto tödtlicher ihr Gift ſey, und es ſind wirklich einige Umſtände, welche dieſe Meynung unterſtützen, ob es gleich auch andere giebt, welche ihr widerſprechen. Ich halte dieſe für die Schlange, welche der Herr de la Condamine *la Couleuvre Coral, remarquable par la varieté et vivacité de ſes couleurs* nennet. Doch die flüchtige Art, womit er faſt jede Merkwürdigkeit erzählt, erlaubt nicht, ſich andre als die ſchwankendſten und unvollkommenſten Begriffe zu machen; wiewohl ſich dieſes ſehr wenig mit der Neugier zu vertragen ſcheint, welche einen Mann veranlaſſen konnte, ſich von ſeinen Gefährten in einem

fremden Lande zu trennen, und aus Liebe zur Erkenntniß der Natur den weiten Bezirk des feſten Landes zu durchſtreichen.

Man ſagt, daß es drey Gattungen von Amphisbänen oder doppelköpfigen Schlangen in Guiana gebe, ob ich gleich niemals Gelegenheit gehabt habe, ſie zu ſehen, außer eine Gattung, welches die kleinſte von den dreyen iſt. Die Geſtalt dieſer Schlange iſt von einem Ende bis zum andern vollkommen cylindriſch. Sie hat ohngefähr zwölf Zoll in der Länge, iſt faſt ſo ſtark als das Rohr einer gemeinen Tabackspfeife, und von einer dunkelblauen Farbe. Ihre Schuppen ſind ſo dünn und klein, daß ein flüchtiger Beobachter glauben würde, ſie ſey nur mit der bloßen Haut überzogen. Ihre Augen ſind ſo klein, daß man ſie nicht ſogleich beym erſten Anblicke entdecken kann; ſo daß die Schlange gemeiniglich für blind gehalten wird. Beyde Enden derſelben ſind einander äußerlich vollkommen ähnlich, daher man auf die Gedanken gekommen iſt, ſie habe zween Köpfe, ob man gleich nur einen Mund finden kann, welcher klein, und mit ſehr feinen ſcharfen Zähnen bewafnet iſt, die in dem Zahnfleiſche ſo tief liegen, daß ſie meiſtens verſteckt ſind, und leichter mit einer Sonde oder einem Stückgen Holz gefühlet, als geſehen werden können. Der Biß dieſer Schlange wird durchgängig für tödtlich gehalten, mit wie vielem Grunde aber kann ich nicht beſtimmen. Man ſiehet ſie öfters in dem Graſe, aber ihre Bewegung iſt ſehr träg, und ſie bewegen ſich niemals bey der Annäherung eines Menſchen. Ob ſich die Naturverſtändigen, in Anſehung der übrigen Gattungen der Amphisbänen, in den übrigen Welttheilen, durch das Anſehen ihrer

Schwänze haben verführen laſſen, bin ich ungewiß. Die Kleinheit dieſer Schlange macht den Betrug leicht; aber in den Gattungen, welche größer ſind, ſcheinet es faſt unmöglich, daß jedermann einen Schwanz für einen Kopf halten ſollte, und doch giebt es, außer dieſem, kein Thier in der Natur, von dem man glaubte, daß es zween Köpfe habe *).

Es giebt zwo Gattungen von Schlangen in Guiana, von den Indianern Labarra genannt, deren Gift

 tödtli-

*) Seitdem dieſe Blätter zum Drucke abgeſendet worden ſind, habe ich eine beſondre Beſchreibung von einer monſtröſen Amphisbäne erhalten, die bey dem See Champlain, in Nord-America, von einem Officier in americaniſchen Dienſten, gefunden worden, welcher während des letztern Krieges mit einem Detachement von ſeiner Majeſtät abgeſchickt wurde, dieſen See zu recognoſciren. Sie waren ſchon vorher von den Indianern unterrichtet worden, daß es hier ſolche Schlangen gäbe, und bey der Bucht in dem Lake Champlain, welche bisher in der Charte von dieſem Lande die doppelköpfigte Schlangenbucht war genennet worden, tödteten ſie eine ſolche. Dieſe Schlange war nur eine kleine von dieſer Gattung, ohngefähr funfzehn Zoll lang, gegen die Mitte am dickſten, und mit einem dünnen Schwanz. Der Leib theilte ſich an dem andern Ende in zween Hälſe von gleicher Größe, an deren jedem ein vollkommner Kopf war, mit zwey Augen, einem großen Maul und Schlund, einer geſpaltnen Zunge, und mit ſolchen Zähnen, wie bey der Klapperſchlange. Die Farbe des Kopfes war ſchwarzbraun, und die Schuppen auf dem Rücken, und an den Seiten waren mit abgewechſelten ſchwarzen und röthlichbraunen Flecken gezeichnet, die an Größe und Vertheilung denen an der Klapperſchlange gleichen. Dieſe Schlange war ein vollkommnes Monſtrum, an deren Exiſtenz ich ſehr zweifeln würde, wenn ich nicht die Wahrheitsliebe des Herrn, von dem ich dieſe Nachricht habe, für ungezweifelt hielte. Anmerk. der Grundſchr. ſ. die Kupfertafel.

tödtlicher iſt, als aller übrigen Schlangen. Die eine iſt groß, die andere klein.

Die große Labarra iſt ohngefähr drey und einen halben Fuß lang, und in der Mitte, wo ſie am ſtärkſten iſt, beynahe vier Zoll im Umfange, hat einen ſchwachen Hals und Schwanz, mit einem breiten flachen Kopfe, und einem weiten Maule, ſo mit zween ſcharfen ſchwachen Hauzähnen bewafnet iſt, die in der obern Kinnlade ſtehen. Die Farben der Schuppen ſind faſt der Klapperſchlange ihren ähnlich, lichtbraun, und mit Strichen von einer ſchwarzbraunen oder Kaſtanienfarbe gefleckt. Dieſe Schlange ſieht man oft zuſammengewickelt unter Bretern, Bohlen u. ſ. w. liegen, ſie macht auch gar keine Bewegung zu entfliehen, wenn ſie entdeckt, oder gar angefallen wird, und ich habe ſie oft, wenn ſie faſt durch Schläge getödtet geweſen, mit der alleräußerſten Wuth noch in die Erde beißen geſehen.

Die kleine Labarra iſt ohngefähr vierzehn Zoll lang, und an Größe dem Kiele einer Schwanenfeder gleich. Sie iſt mit kleinen glänzenden Schuppen von einer ſchwarzbraunen Farbe, mit weißen Flecken ſchattirt, bedeckt. Der Schwanz iſt klein und ſpitzig, und der Kopf etwas platt, und größer als der übrige Körper. Ein unglückliches Exempel von der Tödtlichkeit des Gifts dieſer Schlange ereignete ſich neulich auf der Plantage Conception in Demerary, jetzo dem Chevalier Cornette de Venancourt, einem vornehmen franzöſiſchen Officier, zugehörig. Die Perſon, welche die unglückliche Wirkungen dieſes Gifts erfuhr, war ein Negerſclave, ein Zimmermann ſeiner Profeßion, welcher, indem er ein Stück Zimmerholz, an dem er arbeite-

beitete, umwenden wollte, von einer ſolchen Schlange, die ſich unter dem Holze verſteckt hatte, in den Zeigefinger der rechten Hand gebiſſen wurde. Die Wirkung des Giftes war augenblicklich, und der Neger hatte nur ſo viel Zeit die Schlange zu erſchlagen, denn alsbald konnte er ſich nicht mehr aufrecht erhalten, ſondern fiel zur Erden, und ſtarb in weniger als fünf Minuten an der erhaltenen Wunde. Das Blut, welches durch das Gift gänzlich aufgelöſet worden war, und aus den Enden der haarförmigen Pulsadern hervordrang, machte, daß ſich an allen Theilen der äußern Oberfläche des Körpers purpurrothe Flecke zeigten; wobey auch das Blut aus der Naſe, den Augen, Ohren, Lungen u. ſ. w. herausſchoß. Ich bin zwar kein Augenzeuge von dieſem Vorfalle geweſen, ich habe ihn aber auf das Zeugniß etlicher Perſonen von ungezweifelter Glaubwürdigkeit erzählt, die zu der Zeit, da er ſich zutrug, zugegen waren.

Doch eine genaue Beſchreibung von allen Schlangen in Guiana würde einen ganzen Band anfüllen, und vielleicht dem ohnerachtet nur verwirrte unrichtige Begriffe von den Gegenſtänden ſelbſt liefern. Ich muß Sie dahero bitten, Ihre desfallſige Neugierde indeſſen zu ſparen, bis ich das Vergnügen habe, wieder nach England zu kommen, da ich Sie mit einer Sammlung von Schlangen beſchenken will, die ich jetzt mache. Die Methode, deren ich mich bediene, dieſe Thiere zum Aufheben zuzubereiten, dürfte vielleicht werth ſeyn, ſie mitzutheilen.

Wenn die Schlange getödtet iſt, muß ſie zuerſt rein abgewaſchen und von allem Schmutz und Unflat geſäubert werden. Sodann wird ſie in ein Glas von

einer gehörigen Größe gethan, und zwar ſo, daß der Schwanz zuerſt, nachher der übrige Körper, ſchraubenförmig gewunden hineingelegt, und dabey der Rücken, welcher allemal am ſchönſten iſt, auswärts gekehrt werde. Endlich wird ein Faden, der an einem kleinen gläſernen Kügelchen befeſtiget iſt, mit Hülfe einer Nadel, durch die obere Kinnlade von innen hienaus und ſodann durch den Korkſtöpſel der Flaſche gezogen, wo er befeſtiget werden muß. Auf dieſe Weiſe wird der Kopf in eine natürliche Lage gebracht, und das Maul durch das Kügelchen erhalten, daß man die Zähne ſehen kann. Das Glas wird ſodann mit Rum angefüllet, und der Korkſtöpſel verſiegelt, um die Ausdünſtung des Rums zu verhindern. Hierauf wird ein Pergament, worauf der Name und die Eigenſchaften der Schlange ſtehen, mit Wachs über den Korkſtöpſel befeſtiget. Auf dieſe Weiſe bekömmt die Schlange ein ſchönes Anſehen, und kann alſo eine große Anzahl Jahre aufbehalten werden, ohne daß der Spiritus den Glanz der Farben verändert.

Um eine gnugſame Menge von dieſen Thieren zu bekommen, gebe ich den Negern von allen benachbarten Plantagen, für jede Schlange, die ſie zufälliger Weiſe tödten, und mir bringen, ein Glas Rum, ſie mag nun zu meiner Abſicht dienlich ſeyn oder nicht, als wovon ſie nicht urtheilen können. Durch dieſes Mittel habe ich in einer Zeit von drey Monaten, als ſo lange ich mit dieſer Sammlung beſchäftiget bin, faſt an die dreyhundert Schlangen erhalten, unter welchen wohl funfzig bis ſechzig verſchiedene Gattungen waren; und hiernach werden Sie ſich einen Begrif von der Menge und Mannichfaltigkeit dieſer Thiere

re in Guiana machen können. Viele darunter ſind außerordentlich ſchön mit den zierlichſten Figuren ausgeſchmücket, die der Pinſel der Natur ſelbſt gezeichnet hat, und mit den lebhafteſten Farben, in der allermannichfaltigſten Vertheilung, die die fruchtbarſte Einbildungskraft nur immer erſinnen könnte.

Um die Namen und Eigenſchaften dieſer Schlangen zu entdecken, habe ich meine Zuflucht zu den Indianern genommen, obgleich nicht mit allem dem Vortheile, den ich hoffete. Denn viele von den Schlangen ſind gänzlich ohne Namen, und ihre Wirkungen nichts weniger als genau bekannt. Zeiget man einem Indianer eine Schlange, und fraget ihn nach den Folgen ihres Biſſes, ſo wird er, wenn er auch ganz und gar nichts davon weiß, dennoch antworten: Abwauga, welches ſo viel heißt, als ſie iſt ſchlimm oder gefährlich; wenn das Manſaga damit verbunden wird, welches den Superlativus ausdrückt, ſo ſchließe ich dann, daß der Indianer einige Kenntniß davon habe, und daß ſie für tödtlich gehalten werde. Dieſe Leute haben mir bey dergleichen Gelegenheiten viele Mährchen erzählet, welche ſo abgeſchmackt ſind, daß ich nicht in Gefahr bin, dadurch hintergangen zu werden. Allein der Pöbel iſt unter allen Nationen den Irrthümern unterworfen, und die Indianer ſind lauter Pöbel.

Unter den Schlangen, die ich bereits geſammelt habe, befinden ſich unterſchiedliche, die ſchon von den Schriftſtellern der Naturgeſchichte verſchiedner Theile von Amerika ſind beſchrieben worden; dergleichen ſind die Ahätulla von Surinam, die Ammodytes aus Braſilien, die Jagdſchlange, oder Jacaacanga der

Braſilianer, die ſurinamiſche Aſpis, die braſilianiſche Aſpic Cobra, die ſurinamiſche Gril, die äſculapiſche Schlange aus Braſilien, die Klapperſchlange, die gefleckte pomeranzenfarbne Dipſas aus Surinam, die Dipſas aus Berbice von einer blaßrothen Farbe mit braunen Flecken, und die blaue Dipſas.

Ich komme nunmehr mit meiner Betrachtung auf die Inſekten. Dieſe machen die unterſte, am wenigſten organiſirte, aber allerzahlreichſte Familie von Thieren aus; die dem äußerlichen Anſehen nach ſo ſehr unterſchieden ſind, als mannichfaltig ihre Lebensart während ihrer kurzen Exiſtenz iſt, indem ſie theils auf der Erde kriechen oder laufen, in dem wäſſerichten Elemente ſchwimmen, oder in der flüßigen Luft fliegen, und jede Lücke in der Reihe der Dinge einnehmen. Viele derſelben ſind wegen ihrer Kleinheit unſern Geſichsorganen kaum merklich; mehrere zu den Abſichten der Menſchen unbrauchbar, die gröſſeſte Anzahl derſelben aber dem Menſchen ſchädlich; folglich ſind ſie wohl nicht zu ſeinem Nutzen geſchaffen.

Wer die mannichfaltige Ordnung unter den Geſchöpfen unpartheyiſch betrachten, und, ohne von den Regeln der Erziehung, oder von dem menſchlichen Stolze eingenommen zu ſeyn, die Grundſätze, nach welchen ſie gemacht, und die Eigenſchaften, womit ſie begabt ſind, erwägen will, der wird hinlängliche Urſache zu glauben finden, daß jede Familie der belebten Natur blos zu ihrer eignen Glückſeeligkeit geſchaffen, und einer jeden vergönnet worden ſey, ſich einen ſolchen Theil von dem gemeinſchaftlichen Segen der Schöpfung zuzueignen, als es ihrer Fähigkeit ſie zu erwer-

erwerben oder zu genießen, gemäß iſt; und daß alſo der Menſch, der ſich in den ſchmeichelnden Gedanken einer allgemeinen Herrſchaft aufblähet, und thörlich einbildet, daß alle irrdiſche Weſen zu ſeinem Gebrauche geſchaffen ſeyn, ſeine Oberherrſchaft, wie der Tiger, blos von ſeiner höhern Gewalt und Verſchlagenheit herleitet.

Ließ Gott, was er erſchuf, allein für dich entſtehen,
Nur dich o Thor! erfreut, geſchmückt, genährt zu ſehen?
Er, der das leichte Reh zu deiner Tafel ſchickt,
Er hat mit gleicher Huld ihm Au und Flur geſchmückt.
Glaubſt du, daß nur für dich die Lerchen ſteigen, ſingen?
Nein, Freud iſt ihr Geſang, Luſt hebet ihre Schwingen.
Es iſt für dich ꝛc.

Unter der Claſſe der Inſekten findet man viele Thiere, welche wegen ihrer wenigen Organen und ihres einfachen Baues, dem Pflanzenreiche ſo nahe kommen, daß es ſchwer iſt, die Gränzen zu beſtimmen, wo das Thier aufhört, und die Pflanze anfängt. Und dieſe unmerkliche Stufenfolge iſt durch Produkte der Natur vom vernünftigen Menſchen bis zu den kaum thieriſchen Polypen beobachtet; und von der empfindſamen Pflanze bis zu dem kaum vegetabiliſchen Moos ſind alle ungemein geſchickt, die göttliche Abſicht zu erfüllen, welche ihre Schöpfung veranlaßt hat.

Wie der Mechaniſmus der Inſekten minder zuſammengeſetzt iſt, ſo ſchreibt man ihnen in Abſicht ihrer Handlungen weniger Klugheit zu, als den vierfüßigen Thieren. Und doch hat dieſe unterſte Claſſe von Weſen ſo gar Beyſpiele der Klugheit, die der menſchlichen Nachahmung würdig wären. Die feindſeelige

Kunſt

Kunſt der Spinne; der vorſorgende Fleiß der Ameiſe, und die Ordnung und Oeconomie einer Republik von Bienen, ſind ſchon lange Gegenſtände der menſchlichen Bewunderung geweſen: und jener allgemeine Grundtrieb, welcher die Handlungen der Thiere lenket, und durch den kaum verſtändlichen Namen des Inſtinkts bezeichnet wird, iſt lebhafter, von geſchwinderem Nutzen, und weniger trüglich, als die gerühmte Vernunft des Menſchen, welche das menſchliche Geſchlecht oft zu größern Ausſchweifungen verführt, als man jemals unter den unvernünftigen Geſchöpfen wahrgenommen.

Die Menge und Mannichfaltigkeit der Inſekten in Guiana, wo die Wärme und Feuchtigkeit des Climats ihre Erzeugung befördert, und wo ihr Leben nicht durch den Winter verkürzet, oder ihre Thätigkeit auf eine Hälfte des Jahres in eine träge Schlafſucht verwandelt wird, iſt unglaublich. Hier könnte ein Swammerdam oder Reaumur ein weites Feld finden, ein dem Fleiße gewidmetes Leben wohl anzuwenden, und die mannichfaltigen Gattungen dieſer Claſſe von Thieren zu beſchreiben. Ich für meine Perſon habe nicht Muth genug, eine ſo weitläuftige Arbeit zu unternehmen, zu deren gehörigen Ausführung ich weder die erforderliche Gedult und Zeit, noch auch Neigung habe. Die Rüſſel, Fühlhörner oder Flügel einer Fliege zu beſchreiben, die Farben eines Schmetterlings zu mahlen, oder den Mechaniſmus einer Raupe zu erklären, würde mir eine ſehr langweilige Arbeit ſeyn. Das, was Plinius ſagt: Natura nunquam magis quam in minimis tota eſt, mag gewiſſermaßen wahr ſeyn; aber ich habe mir keine Fä-

higkeit

higkeit erworben, die Kleinigkeiten der Natur zu durchgrübeln, und will daher die Inſekten dieſes Landes nur mit einem flüchtigen Auge überlaufen, und einige wenige von denen, die mir am merkwürdigſten zu ſeyn ſcheinen, in aller möglichen Kürze beſchreiben.

Die Gattungen von Käfern ſind in Guiana außerordentlich zahlreich, und ſo verſchieden und ſonderbar in ihrer Bildung, daß es ſcheinet, als ob die Natur ſich in ihrer Mannichfaltigkeit zu erſchöpfen geſucht hätte. Da aber dieſe nichts als die Verſchiedenheit ihres Mechaniſmus haben, welches ſie merkwürdig machen könnte, indem ſie dem Menſchen weder ſchädlich noch nützlich ſind; ſo will ich ſie in ihrer Dunkelheit laſſen.

Die Schabe *) iſt eine Art von Inſekten, ohngefähr einen Zoll lang, röthlich-braun, mit zween langen Fühlhörnern, ſechs Füßen mit geſpaltenen Klauen, und zwo zarten weichen Flügeln. Es iſt ein ſehr beſchwerliches und verderbliches Inſekt, und frißt nicht nur Victualien, ſondern auch Kleider, Bücher ꝛc.; auch iſt es nicht möglich zu verhindern, daß es nicht, wenn es jung iſt, in die Schränke, Käſten, u. ſ. w. kommen ſollte.

Schmetterlinge ſind hier außerordentlich viel und mancherley, und ihre Flügel ſind mit den lebhafteſten und ſchönſten Farben gemahlt. Ich habe gewiß an die funfzig unterſchiedne Gattungen von Tagſchmetterlingen in dieſem Lande geſehen, und die Nachtſchmetterlinge ſind noch viel zahlreicher. Aber da dieſe Inſekten außer der Mannichfaltigkeit ihrer Farben nichts

*) BLATTA *americana*, Cockroach.

nichts merkwürdiges an ſich haben, und da wörtliche Beſchreibungen nur ſehr ſchwankende und unrichtige Begriffe von dieſen Sachen machen würden, ſo will ich mich auf keine genaue Nachricht von denſelben einlaſſen. — Es giebt viele Perſonen in dieſer Colonie, die ſich mit gutem Vortheile darauf legen, dieſe Inſekten zum Verkaufe nach Europa zu fangen und zu präpariren. Um den Schmetterling, wenn er gefangen iſt, zu erhalten, wird er mit einem Haarpinſel, den man in Terpentinſpiritus getaucht hat, leicht überſtrichen, und ſodann mit zwey oder drey Nadeln, womit man ihn durchſticht, in einer Schachtel, unter einer Menge andrer von verſchiedenen Gattungen, die alle nach ihren Farben in einer ſchönen Ordnung vertheilet ſind, angeſteckt. Der Terpentinſpiritus iſt nicht allein nothwendig, um den Körper für der Fäulniß zu erhalten, ſondern auch zu verhüten, daß er nicht von den Würmern gefreſſen werde, welches ſonſt in dieſem Lande leicht geſchehen könnte.

Die guianiſchen Bienen ſind nur wenig größer, als die gemeinen Hausfliegen in England. Ihre Farbe iſt ſchwarz, und ſie ſind mit Stacheln bewaffnet, welche ſie bisweilen die Negers ziemlich fühlen laſſen, die ſie aber, ſo viel ſie deren fangen können, zur Strafe eſſen. Sie tragen ihr Honig in die hohlen Bäume in den Wäldern. Dieſes Honig hat eine dunkelbraune Farbe, einen lieblichen, aber nicht ſo angenehmen Geſchmack als das europäiſche, und läßt eine kleine Bitterkeit hinter ſich. Das Wachs hat eine unreine bräunliche oder ſchwarze Farbe, und ſeine Subſtanz iſt etwas weicher als das europäiſche gelbe Wachs, von einem lieblichen ſtarken Geruche.

Indem ich Lloyd's Evening Poſt vom dritten bis zum fünften October 1763 überſahe, bemerkte ich einen Artikel, worinnen angezeigt wurde, daß die Geſellſchaft zu Beförderung der Künſte eine kleine Quantität von dieſem Wachſe aus Surinam erhalten, und daß viele Mitglieder derſelben es für ein durch die Kunſt verfertigtes Product hielten, dadurch ein loſer Vogel in Surinam die Societät habe hintergehen wollen. Allein es iſt ſchon vor etlichen Jahren etwas unvollkommen vom Pater Labat in ſeinen *Voyages etc. en Guinée & à Cayenne* beſchrieben worden, der es, wo ich nicht irre, als eine Ingredienz zu Pflaſtern, und andern äußerlichen Heilungsmitteln empfiehlt. Hierzu habe ich es in dieſer Colonie von den Wundärzten zuweilen anſtatt des gelben Wachſes brauchen ſehen, jedoch nur, wenn man dieſes nicht haben konnte, wie ſich das zuweilen zugetragen hat.

Dieſes Wachs wird gemeiniglich von den Indianern in runde Ballen, jede von ungefähr zwey Pfund, geformet. Ein Ballen von dieſem Wachſe wird oft von den Indianern, die an der See wohnen, wo es in der größten Menge geſammlet werden kann, für eine Fiſchangel verkauft. Die Indianer wiſſen ein Mittel, das gedachte Wachs zu läutern, und ihm eine hellere Farbe zu geben, indem ſie es ſchmelzen, durchſeigen, und in Waſſer mit Holzaſche kochen. Aus dieſem Wachſe machen ſie alle ihre Lichter, indem ſie lange gedrehte Fäden von Baumwolle hinein tauchen, und ſie ſodann in Bälle rollen, obgleich das Licht, das ſie von ſich geben, nicht ſo hell iſt, als die europäiſchen Talg- oder Wachslichter.

Ameiſen giebt es in Guiana ſehr viel und zwar mancherley und beſchwerliche Gattungen. Sie leben eben ſo wie die europäiſchen, in einer Art von Republik, die von Geſetzen regieret wird; aber der kluge Fleiß, womit jene für ihren Unterhalt auf den Winter ſorgen, iſt für die Ameiſen von Guiana unnöthig, welche ein viel leichteres und bequemlicheres Leben führen. Die größte Gattung von Ameiſen in dieſem Lande ſind ſchwarz, und ohngefähr einen Zoll lang. Sie bauen ihre Neſter ſehr hoch und geräumig, aber bey gutem Wetter am Tage bedecken ſie meiſtens die Stämme und Aeſte der Fruchtbäume, und ihr Biß iſt außerordentlich ſchmerzhaft.

Die fliegenden Ameiſen in Guiana ſind den vorigen faſt an Größe gleich. Der Kopf iſt dreyeckig, mit zwo Antennen oder Fühlhörnern. Ihr Körper beſteht aus zween Theilen, die durch ein kleines Band mit einander verbunden ſind: an dem Vordertheile, oder der Bruſt ſtehen die Beine, deren ſechs an der Zahl ſind, und drey Gelenke haben. Ihre Wohnungen ſind unter der Erde, wie der Maulwürfe ihre; in den naſſen Jahrszeiten aber, wenn der Regen tief in die Erde gedrungen iſt, werden ſie gezwungen ihre Zellen, welche vom Waſſer überſchwemmt ſind, zu verlaſſen, und ſich durch ihre Flügel zu retten. In dieſen Jahreszeiten ſiehet man ſie oft zu ganzen Schaaren, daß ſie die Luft verfinſtern, und es ſchwer machen Athem zu holen, wo ſie ihre Zuflucht hin nehmen, welches allezeit gegen die Häuſer geſchiehet.

Baumameiſen oder Baumläuſe *), wie ſie von den Engländern genennet werden, oder die ſogenannten *Poux de bois* der Franzoſen, ſind kleine Ameiſen, ohngefähr zwo Linien lang, von weißlich-brauner Farbe, und einer ſehr verderblichen Art, indem ſie Löcher in die Bäume freſſen, die Balken der Häuſer zerſtören, Kleider, Bücher u. ſ. w. zu ſchanden machen. Das Hausgeflügel, Vögel und Eidexen freſſen ſelbige ſehr begierig, ob ſie gleich, geſtoßen, einen ſehr ſtarken, flüchtigen und unangenehmen Geruch von ſich geben. Sie machen eine Art von gewölbten Gängen, ohngefähr einen halben Zoll weit, concav und ein wenig platt. Dieſe erbauen ſie öfters in den Fußböden und Tafelwerke der Häuſer, viel hundert Fuß in der Länge, mit einer Menge geſchlängelter Krümmungen. Die auswendig runden Mauern dieſer weiten Wohnungen beſtehen aus einer weißlich-braunen incruſtirten Subſtanz, die leicht entzwey geht. Innerhalb ihrer Hölung leben dieſe Ameiſen in einer regelmäßigen, wohleingerichteten Republik; und wenn die Mauern eine Lücke bekommen, ſo arbeiten alle und jede Einwohner mit vereinigten Kräften, die Lücke wieder zuzumachen, welches mit erſtaunenswürdiger Geſchwindigkeit geſchieht. Sobald als eine von dieſen Wohnungen entdeckt wird, wird den Augenblick ein Loch in ihre Mauern gemacht, und die Höhle mit Arſenik angefüllt, welches die Ameiſen tödtet, und hierdurch den Schaden verhütet, welchen ſie außerdem verurſachen würden. Indeſſen bewohnen ſie dennoch in

*) *Formica* major ſupra terram nidulans. BROWN. *nat. hiſt. of Jamaica* p. 439. *Wood-louſe.*

in den Wäldern große runde Neſter, welche durch dünne incruſtirte Wände in eine Menge kleiner Zellen abgetheilet ſind. Dieſe Neſter haben viele Schuh im Umfange, und jedes enthält Millionen von dieſen Inſekten. Sie werden aus den Wäldern gebracht, und dem Hünervieh gegeben, welches die Ameiſen ſehr begierig frißt.

Unter den guianiſchen Fliegen giebt es zwo Gattungen von Feuerfliegen. Die größte *) iſt über einen halben Zoll lang, hat einen ſehr großen Kopf, der durch ein Gelenke von ſonderbarer Structur mit dem Körper verbunden iſt, womit ſie zuweilen einen lauten Knack thut, ſonderlich wenn man ſie auf den Rücken legt. Dieſe Fliege hat zwey Fühlhörner, zween Flügel und ſechs Beine. Unter ihrem Bauche ſieht man einen zirkelrunden Fleck, der im Finſtern, wie ein Licht, einen Schein von ſich giebt, und an jeder Seite des Kopfes, bey den Augen, iſt ein hervorragender, kugelrunder, leuchtender Körper, ohngefähr um ein Drittheil größer als ein Senfkorn. Jeder von dieſen Körpern giebt, wie ein Stern, ein helles und nicht geringes Licht von ſich, immaaßen zwey oder drey von dieſen Thieren, in ein gläſern Gefäß gethan, genugſames Licht geben, ohne Schwierigkeit zu leſen, wenn man ſolche nahe an das Buch hält. Wenn die Fliege todt iſt, ſo geben dieſe Körper noch ziemlich Licht, ob es gleich weniger lebhaft iſt, als zuvor. Wenn man ſie zerſtößt, und die Hand oder das Geſicht damit reibet, ſo werden ſie im finſtern leuchtend, wie ein mit engliſchem Phosphorus beſtrichenes Bret. Sie haben eine röthlichbraune oder Kaſtanien-

*) ELATER *noctilucus*. LINN.

nienfarbe, und halten ſich bey Tage in verfaulten Bäumen auf, bey Nacht aber allezeit außer denſelben.

Die andere Gattung *) iſt nur halb ſo groß als die erſte, und ihr Licht kömmt unter ihren Flügeln hervor, und wird nur geſehen, wenn ſie in der Höhe ſind, wie Feuerfunken, die aller Augenblicke bald erſcheinen, bald wieder vergehen. Von dieſen iſt in der Nacht die Luft voll, ob man ſie gleich am Tage niemals ſieht. Sie ſind den Sommer über nicht nur in den ſüdlichen, ſondern auch nördlichen Theilen von Amerika zu finden.

Die Inſekten von dem Mückengeſchlechte ſind ſehr häufig und beſchwerlich in Guiana. Sie werden Muſkitos genannt, und theilen ſich in drey Gattungen, die nur in den Graden der Größe unterſchieden ſind. Sie werden hauptſächlich in den tiefen ſchlammichten Gegenden, an der See, in den Wäldern gefunden, welche durch die Menge dieſer Inſekten unbewohnbar gemacht werden, bis die Bäume niedergehauen ſind, und der Wind freyen Zugang erhält, da ſie denn tiefer in die Wälder flüchten. An dieſen Oertern erſcheinen ſie wie Wolken, erfüllen die Luft mit einem ſummenden Geräuſche, und ihr Biß iſt außerordentlich ſchmerzhaft. Wenn die Indianer oder die weißen Einwohner genöthiget ſind an ſolchen Orten zu ſchlafen, welches bisweilen auf Reiſen, oder bey der Fiſcherey an der Seeküſte geſchiehet, ſo machen ſie einen großen Dampf unter ihren Hangematten, in welche ſie ſich über und über einwickeln, und es für ein Glück halten, die Beſchwerlichkeit faſt erſtickt zu werden, zu

*) Eine Art *Lampyris*?

ertragen, um nur nicht von dieſen Inſekten aufgefreſſen zu werden.

Raupen giebt es hier außerordentlich viele und mancherley, aber ich will mich in keine genaue Beſchreibung derſelben einlaſſen.

Der Palmbaumwurm *) iſt nicht nur in Guiana, ſondern auch den Caribbiſchen Inſeln gemein. Er erzeuget ſich in dem Herzen des Kohlbaums, nachdem er umgehauen iſt, iſt faſt ſo dick als ein Mannsfinger, und zween oder drey Zoll lang. Der Kopf iſt ſchwarz, und der Körper ſieht aus wie ein Stückgen gelbes Fett, das in einer feinen durchſichtigen Haut eingeſchloſſen iſt. Dieſe Würmer werden nicht nur von den Wilden, ſondern auch von den Weißen für einen delicaten Leckerbiſſen gehalten. Inſonderheit ſind ſie den Franzoſen eine vorzügliche Delicateſſe, welche ſie an dem Feuer braten, und mit geriebenem Brodte, Salze und Pfeffer genießen.

Von Spinnen hat man in Guiana ſehr viel und mancherley Gattungen. Die größte und einzige, welche ich hier beſchreiben will **), wird faſt durchgängig für die Tarantel gehalten, welche doch nur dem Theile von Italien, ſo Apulien heißt, eigen iſt, und wovon man eine ſehr genaue Beſchreibung in den Abhandlungen der königlichen Academie der Wiſſenſchaften zu Paris findet. Die guianiſche Spinne beſtehet aus zween Haupttheilen; der hintere oder Bauchtheil iſt ovalrund, über einen Zoll lang, und im Umfange wie ein Mannsdaumen, von einer dunkeln Farbe, und mit grauen oder braunen Haaren bedeckt. Dieſer iſt an einem

*) CVRCVLIO *Palmarum.*

**) ARANEA *avicularia.*

nem Ende mit dem obern Theile verbunden, welcher flach, und beynahe viereckicht, ohngefähr fünf Linien breit iſt, und eine ſchwarze Farbe und Haare hat. In der Mitte deſſelben iſt eine kleine Vertiefung, in welcher verſchiedene Linien, die von den Winkeln einer jeden Ecke ausgehen, zuſammenlaufen. An dieſem Theile befinden ſich fünf paar Füße, ohngefähr zwey Zoll lang, jedes mit vier Gelenken, und an dem Ende mit ein paar rothen Zänglein verſehen. Die Augen ſind klein, ſchwarz und glänzend. Aus dem obern Kinnbacken ragen zween kaſtanienbraune halbmondförmige ſcharfe Zähne hervor, die ohngefähr einen halben Zoll lang und ausgehölt ſind, bis etwa eine halbe Linie von der Spitze des Zahns, wo die Höhlung aufhört, weil er da, wegen der außerordentlichen Feine ſeiner Spitze, nothwendig dicht ſeyn muß. An der Spitze iſt eine kleine Oefnung äußerlich an der Seite, die mit der innern Cavität des Zahns in Verbindung ſtehet. Aus dieſer Höhlung tritt, wenn der Zahn gedrückt wird, das Gift heraus, welches eine feine weiße durchſichtige und flüßige Materie iſt, die einem ſehr kleinen Tropfen von rectificirtem Weingeiſte ähnlich ſieht, und an der Oefnung des Lochs an der Seite hängt. Der Biß dieſer Spinne wird für tödtlich gehalten, ich weiß aber kein Thier, an welchem er dergleichen Wirkungen geäußert hätte. Sie macht ein feſtes dickes Gewebe, nicht viel größer als ſie ſelbſt, gemeiniglich zwiſchen den Aeſten eines Coconuß- oder Piſangbaums. Ihre Eyer liegen in einem weißen Beutel, der wie Tuch ausſieht, und unter dem Bauche der Spinne ſich befindet, welchen ſie zu gewiſſen Zeiten des Jahres ſo lange an ſich herum trägt, bis die Brut ausgebrütet iſt.

Der ſurinamiſche Scorpion hat eine braunröthliche Farbe, mit einer Menge ſchwarzer Flecken, und eine Länge von beynahe ſechs Zollen. An dem Halſe kommen zwo Scheeren hervor, von ohngefähr einem Zoll in der Länge, deren jede drey Glieder hat, und an dem äußern Ende mit ein paar ſchwachen Zangen verſehen iſt. Außer dieſen hat er noch vier Paar Beine, wovon die längſten dem Schwanze am nächſten ſind. Dieſer hat ſieben Gelenke. Er iſt am Ende geſpalten, und mit zween kleinen, krummen, hornichten und ſpitzigen Stacheln verſehen, worunter der oberſte doppelt ſo lang iſt als der untere. Wenn der Scorpion läuft, ſo trägt er den Schwanz gemeiniglich auf- und vorwärts gekrümmet. Er hält gemeiniglich mit den Scheren, indem er mit dem Schwanze ſticht. Die Wunde iſt giftig und außerordentlich ſchmerzend, obgleich nicht tödtlich, wie ich einmal bey einer Negerſclavinn geſehen habe, welche von einem dieſer Thiere in die rechte Seite, ein wenig unter den kurzen Ribben war geſtochen worden. Die Wunde war faſt unmerklich, und ohne eine ſcheinbare Geſchwulſt. Die Negerinn aber, die ich wenige Minuten nach dem geſchehenen Stiche, im Monat November 1763, ſahe, beklagte ſich über entſetzliche Kälte, und hatte, obgleich das Wetter ſehr heiß war, ein heftiges Schaudern, wie der bey einem kalten Fieber gewöhnliche Froſt, mit einem ſchnellen, ſchwachen, zitternden, und bisweilen unterbrochenen Pulſe, gähnete zuweilen und dehnete ſich, und ſchnappte oft nach Athem. Ich kannte weder die Natur des Giftes noch ſeine Gegengifte im geringſten, weil ich nur erſt wenig Monate in dieſem Theile von Amerika war. Doch ſchien es, nach den Sympto-

men,

men, die in die Augen fielen, zu urtheilen, nöthig, ihr erwärmende ſchweißtreibende Mittel zu reichen; denn bloß nach den äußerlichen Zufällen mußte ich mich richten, weil ſie erſt kürzlich von einem Sclavenſchiffe war gekauft worden, und nicht im Stande war, in einer verſtändlichen europäiſchen Sprache auszudrücken, was ihr fehlte. Ich ließ daher ihre Seite, welche ſtark geſchwollen war, mit warmen Olivenöle ſchmieren, gab ihr innerlich alle Stunden einen Bolus, der aus Theriaca Andromachi und Kampher beſtund, auch ließ ich ſie oft von einem Decokte der virginiſchen Schlangenwurzel, der Seneka, und dem wilden Baldrian trinken. Dieſes war gegen neun Uhr, und die Fieberhitze wurde bald um ein merkliches vermehrt, auf den Abend aber verlohren ſich alle Symptome, und den folgenden Morgen gieng ſie wieder an ihre Arbeit. Ob ihr dieſe Cur einige Dienſte gethan hatte, kann ich nicht beſtimmen, weil ich niemals wieder Gelegenheit gehabt habe, einen Zufall von dieſer Art zu ſehen, oder auch davon zu hören.

Der Tauſendfuß *) hat, obgleich ſein Name ein vielfüßiges Thier anzeigt, demohnerachtet nur vierzig Füße, nämlich auf jeder Seite zwanzig. Sein Körper iſt ohngefähr ſechs Zoll lang, und fünf Linien breit, etwas platt, von einer braunen kupfrichten Farbe, und beſteht aus zwanzig Gliedern, an deren jedem ein paar Beine ſtehen. Er bewegt ſich mit gleicher Schnelligkeit rückwärts wie vorwärts, und ſcheinet an jedem Ende einen Kopf, mit ein paar geſpaltenen haarförmigen Fühlhörnern, zu haben; aber der eigentlich ſo genannte Kopf iſt mit ein paar ſtarken ſcharfen Zangen ver-

*) SCOLOPENDRA *morſitans*. LINN. Centipee.

verſehen. Sein Biß iſt giftig, und außerordentlich ſchmerzhaft, aber nicht tödtlich. Dieſer ſowohl als die Scorpione werden nicht nur auf den Feldern, ſondern auch in dem Strohe der Häuſer, unter Büchern, Schachteln, und andern Geräthe gefunden.

Der Chigger *) oder Chique, wie ſie von den Franzoſen genennet wird, iſt ein kleines dunkelbraunes Inſekt, einem Floh ähnlich, aber etwas kleiner; er kann zum Glück nicht hüpfen, ſonſt würde die Zona Torrida gänzlich unbewohnbar ſeyn. Dieſes Thier frißt ſich unvermerkt in die Haut an den Füßen und Zähen, und verurſacht ein mäßiges Jucken und Röthe. Wenn dieſes einer Perſon begegnet, die das Land kennet, ſo iſt es genug, es zu entdecken, und mithin herauszuziehen; wenn aber dieſes nicht geſchieht, und man läßt das Inſekt einige Zeit unter der Haut ſtecken, ſo macht es ſich bald eine dünne, häutigte Capſul, oder Beutel, worein es ſich verſchließt, und nur eine kleine Oefnung für ſeinen Kopf läßt. In dieſen kleinen Beutel legt es ſeine Eyer, deren ſehr viele ſind, und den Niſſen der Läuſe gleichen; dieſe nehmen täglich an Anzahl und Größe zu, und in wenig Tagen iſt der Beutel bis zu der Größſe einer großen Erbſe ausgedehnt, in welcher Zeit die Niſſe anfangen auszukriechen, und, wenn ſie nicht herausgezogen werden, andre Beutel machen, ſo daß endlich bösartige Geſchwüre daraus entſtehen. Allein die weißen Einwohner laſſen ſie ſelten bis zu dieſer Reife kommen. Wenn der Beutel gemacht iſt, muß man ihn herausnehmen, ohne ihn zu zerreißen, ſonſt würden

einige

*) PULEX *penetrans.* LINN. *ſyſt.* 1021. *Acarus* 2. BROWN. *nat. hiſt. of. Jam. p.* 418. Es iſt noch nicht ausgemacht, ob er zu dem Floh- oder Milbengeſchlecht gehöre. Das hier beſchriebene Inſekt iſt unſtreitig eine Milbe.

einige von den Niſſen in der Wunde bleiben, und Chiggers daraus werden. Geſchieht es bisweilen durch einen Zufall, daß er entzwey gehet, ſo pfleget man die Wunde mit Tabacksaſche anzufüllen, obgleich die Holzaſche zu Vernichtung der Eyer dieſer Inſekten eben ſo wirkſam iſt. Sie plagen ſonderlich die Sclaven, welche barfuß gehen, und deren Füße ſo erſchrecklich davon mitgenommen werden, daß ſie oft lahm davon werden. In dieſen Fällen iſt ein Umſchlag von caſtilianiſcher Seife und Thran der beſte Ueberſchlag, den man zu Tödtung dieſer Inſekten brauchen kann. Es giebt noch eine Gattung von dieſen Thieren, welche giftig ſind, und Geſchwulſt und Entzündungen verurſachen, doch ſind ſie zum Glück nicht ſehr gemein.

Die Muſcheln, welche einen anſehnlichen Theil von der Naturgeſchichte etlicher Länder ausmachen, werden in der von Guiana einen kleinen Raum einnehmen, weil ihr einziger Auffenthalt, die Seeküſte, niedrig, und das Ufer ſchlammig iſt, ſo, daß die Muſcheln, wenn ſie auch ans Ufer geworfen werden, mit Erde verſchüttet werden. Zuweilen findet man wirklich am Ufer einen kleinen Fleck Sand mit Muſcheln, aber dieſe ſind wegen ihrer Schönheit, Menge oder Mannichfaltigkeit nicht ſo merkwürdig, daß ſie eine beſondere Beſchreibung verdienten.

Alſo, mein liebſter Bruder, habe ich kürzlich die merkwürdigſten Thiere aus den verſchiedenen Claſſen des Thierreichs, der vierfüßigen und kriechenden Thiere, Vögel, Fiſche und Inſekten beſchrieben. In meinem nächſten Briefe werde ich mich bemühen, Ihre Neugierde in Anſehung derer von dem Geſchlecht des Men-

ſchen zu befriedigen. Zugleich verſichere ich Sie, daß ich jede fernere Gelegenheit ergreifen werde, Ihnen die eifrige Zuneigung zu bezeigen, mit welcher ich das Glück habe zu ſeyn

Liebſter Bruder

Dero ꝛc.

III. Brief.

Rio Demerary den 25 Octobr. 1766.

Liebſter Bruder,

Nach einer unvermeidlichen Pauſe von etlichen Wochen habe ich jetzo wieder Muße, die Fortſetzung meines Verſuchs über die Naturgeſchichte dieſes Landes vor die Hand zu nehmen, und ſchätze mich glücklich, da ich in Ihrem Schreiben vom fünften September, welches ich geſtern erhielt, mit Vergnügen erſehe, daß mein voriger Brief dazu gedienet hat, Sie auf eine angenehme Art zu unterhalten. Die natürliche Geſchichte hat für ungebildete Seelen weniger Reize, als die Geſchichte menſchlicher Handlungen, welche mit einer wunderbaren Verſchiedenheit von Vorfällen verbunden, und dem größten Theile der Menſchen viel angenehmer, aber weit minder nützlich ſind.

Nach

Nach der Ordnung, welche ich mir vorgeſchrieben habe, muß ich Ihnen nunmehr, nach geendigter Beſchreibung der verſchiedenen Gattungen geringerer Thiere, auch eine Nachricht von denen aus dem menſchlichen Geſchlechte geben, welche offenbar den erſten Rang über alle Weſen unter der Sonne haben müſſen. Ich merke, daß ich hierinne die bey den Naturkündigern gewöhnliche Ordnung umgekehrt habe; allein ich habe dafür eine weit natürlichere gewählet, die weniger Schwierigkeiten ausgeſetzt iſt.

Den Menſchen zu beſchreiben, der in Anſehung ſeines Unterhalts faſt von jedem andern Thiere und jeder Pflanze abhängt, und deſſen Bedürfniſſe weit gröſſer ſind, als irgend eines andern irrdiſchen Weſens; den zu beſchreiben, ohne vorher von den Mitteln gehandelt zu haben, welche der Schöpfer beſtimmt hat dieſe Bedürfniſſe zu befriedigen, ſcheint mir unnatürlich zu ſeyn. Aber in der gegenwärtigen Anordnung der Sachen, da ich vorher die verſchiedenen Claſſen von geringern Geſchöpfen, ihre Anwendung zu der menſchlichen Nothdurft, und den verſchiedenen Nutzen, welchen das menſchliche Geſchlecht davon ziehet, betrachtet habe, wird ſich alles in der Geſchichte des Menſchen auf eine natürliche Art entwickeln.

Die Einwohner von Guiana (ich meyne die von dem menſchlichen Geſchlechte) ſind entweder Weiße, Schwarze, oder die röthlichbraunen urſprünglichen Eingebohrnen von America. Die vermiſchte Vereinigung dieſer verſchiedenen Gattungen von Menſchen hat gleichfalls unterſchiedliche Abänderungen hervorgebracht, deren Farben unmittelbar von ihrem Grade der Blutsfreundſchaft mit den Weißen, Indianern,

oder

oder Negern herrühren. Sie theilen ſich in Mulat-ten, Terzerones, Quarterones und Quinterones, nebſt verſchiedenen Zwiſchenabtheilungen, welche von ihrer zurückgehenden Vereinigung mit einander beſtimmet werden. Alles dieſes zeiget hinlänglich, daß weder die vermiſchte Fortpflanzung, noch die Veränderung des Clima, die natürlichen characteriſtiſchen Unterſchiede dieſer verſchiedenen Völker vernichten können. Die Schwarzen und die Weißen ſind zwar keine eigentlichen einheimiſchen Völker dieſes, oder eines andern Theils von Amerika, ſondern die erſtern aus Europa, die andern aber aus Afrika hieher verſetzt worden. Doch will ich dem ohngeachtet in dem folgenden Briefe eine Nachricht von denſelben beyfügen; in dieſem aber werde ich mich blos auf die wirklichen Eingebohrnen von Guiana einſchränken, die ſowohl als alle amerika-niſchen Völker, gemeiniglich, ob ſchon ſehr uneigent-lich, Indianer genennet werden.

Die guianiſchen Indianer ſind in verſchiedne Stämme getheilt, die nach den Graden ihrer allmäh-lichen Erhebung über die Unwiſſenheit und Wildheit des natürlichen Zuſtandes, von dem ſie ſich nur wenig ent-fernt haben, eingetheilt werden. Diejenigen, welche die entlegenen innern Theile des Landes bewohnen, ſind ſehr wenig oder gar nicht bekannt; und es giebt wirklich nur vier Nationen innerhalb den Gränzen von Holländiſch-Guiana, mit denen die Europäer ei-nerley Gewerbe haben; dieſe ſind die Carribben, die Accawaus, die Worrows und die Arrowauks. Die letztern ſind ein geſelliges gaſtfreyes Volk, und wegen der Nachbarſchaft ihrer Wohnungen, und des beſtändigen Umgangs mit den Weißen, ſind ihre Sit-

ten

ten und Gebräuche beſſer als irgend eines andern Stammes ſeine bekannt, und da ſie alle in vielen Stücken übereinſtimmen, ſo werde ich in Beſchreibung der drey erſtern Nationen blos ihrer characteriſtiſchen Unterſchiede und Beſonderheiten gedenken, und die minder merkwürdigen Umſtände ihrer Religion, Sitten und Gewohnheiten, um der Kürze willen, mit der Arrowauks ihren zuſammen nehmen.

Die **Carribben** (Carribees) machen denjenigen Stamm aus, der der zahlreichſte, bravſte, kriegeriſcheſte und arbeitſamſte unter allen in Guiana iſt. Sie wohnen vornehmlich an der Seeküſte zwiſchen Eſſequebo und dem großen Fluß Oronoque. Sie ſind von mittlerer Statur, wohlgebildet, mit regelmäßigen und angenehmen Geſichtszügen. Ihr Gang iſt flüchtig und lebhaft, und ihre Leibesfarbe die weißeſte unter allen vier Stämmen, nur die Arrowauks ausgenommen. Ihre Sprache iſt männlich, und ſehr articulirt, aber ſie ſprechen ſie mit einem gewiſſen Grade von Schärfe und Lebhaftigkeit aus, die ihrem natürlichen Character gemäß iſt. Sie leben in der Vielweiberey, und haben ihre Hauptleute, obſchon keine Regenten oder Obrigkeiten. Ihre Ländereyen ſind nicht unter ſie vertheilet, ſondern ein jeder bauet, nach dem Verhältniſſe ſeiner Bedürfniſſe und Fleißes, ſo viel als er will; und da ſie nicht ſo faul ſind, wie die übrigen Stämme, ſo bearbeiten ſie mehr Feld als einer von dieſen, obgleich ein kleiner Theil davon ſchon genug für ſie wäre, da ſie außer den Piſangbäumen, und Caſſava oder Maniok, ſehr wenig bauen. Aus dieſen machen ſie Brod, und aus jenen, durch die Gährung, einen Liquor, der dem Meth etwas gleich kömmt,

kömmt, wovon ich hernach ein mehreres ſagen will. Sie wohnen nahe bey einander, und durch das Blaſen auf einer Muſchel kann man in einer halben Stunde ihrer auf tauſend zuſammen bringen. Sie bemahlen ſich entſetzlich ſtark mit Arnotte oder Roucou *).

Der Krieg, die Jagd und Fiſcherey ſind die Hauptbeſchäftigungen der Mannsperſonen; der Ackerbau und die häuslichen Geſchäfte ſind den Weibern und Kindern überlaſſen, welche auch mit der Hand Baumwolle ſpinnen, welches aber, aus Mangel einer bequemen Maſchine, ſehr langſam zugeht. Aus dieſer weben ſie Hangematten **), jedoch auf eine ſehr langweilige und verdrüßliche Manier, weil es ihnen an Unterricht mangelt, ihre Arbeit auf eine vortheilhafte Art einzurichten. Ihre Art zu würken iſt dieſe, daß ſie die Baumwolle, wenn ſie geſponnen iſt, auf zwey kleine hölzerne Stäbgen von gehöriger Länge winden, die ſie ohngefähr ſieben Fuß weit von einander ſtellen, und die Fäden einzeln, parallel und dicht neben einander daran befeſtigen, bis ſie zu einer hinlänglichen Weite ausgedehnet ſind, welche gemeiniglich ſechs oder ſieben Fuß iſt. Dieſe Fäden müſſen ihnen ſtatt der Werfte dienen: ſodann winden ſie eine Parthie Baumwolle auf ein ſchmales ſpitziges Stückgen Holz, und fangen ihre Weberey an dem einem Ende an, indem ſie immer einen Faden um den andern in die Höhe heben, und das ſpitzige Holz mit dem Einſchuß durchſtecken. Dieſes thun ſie, bis ſie die ganze Werfte durch ſind, und gehen ſodann auf eben die Weiſe wieder zurück, indem

ſie

*) BIXA *Orellana.*

**) *Hamacks.*

ſie die Fäden, welche ſie vorher liegen gelaſſen haben, aufheben, und die Fäden dicht an einander ſchieben. Wenn dieſes Weben geſchehen iſt, ſo wird die Hangematte mit Baumrindenſaft überſtrichen, und zwar ſo, daß verſchiedne Figuren herauskommen, welche roth, und nachher auf immer unauslöſchlich ſind. Die Bäume, welche dieſen Saft hergeben, ſind, wie man mich berichtet, der Wallaba und die rothe Mangrove. Eine Hangematte auf dieſe Art zu weben, erfordert etliche Monate Arbeit, und daher begnügen ſich alle übrige Stämme, welche weniger arbeitſam ſind, mit Hangematten, die entweder aus baumwollenem Garne, oder der geſponnenen Rinde des Sameebaums, netzförmig geflochten werden. Desgleichen machen ſie kleine Cylinder aus Fiſchzähnen, welche ſie von einem Ende bis zum andern durchbohren, und dann den Cylinder in viele Stückgen zerſchneiden, welche eben ſo viel weiße, glatte, glänzende Knöpfgen abgeben, die ſie an Fäden reihen, und als einen Putz tragen.

Ihre Waffen ſind Bogen und Pfeile, vergiftete Pfeile, welche ſie durch ein ausgehöletes Rohr blaſen, oder große, ſchwere Keulen aus Eiſenholze u. ſ. w. gemacht, an dem einem Ende breit, mit ſcharfen Kanten, ſo, daß ſie mit ſelbigen auf einen Schlag den Kopf ihres Feindes ſpalten können. Indeſſen haben ſie dennoch gemeiniglich mit den benachbarten Stämmen in gutem Vernehmen gelebet, bis ſie vor kurzen von den Holländern ſind verderbet und aufgewiegelt worden, bey den Indianern, welche tiefer im Lande wohnen, Einfälle zu thun, um Gefangene zu machen, die ſie nachher den Einwohnern der holländiſchen Colonien verkaufen. Bey dieſen Gelegenheiten

umge-

umgeben ſie die hier und da einzeln ſtehenden Häuſer dieſer Indianer, in der Nacht, wenn ſie ohne Furcht für einer Gefahr ſchlafen, und machen ſie alleſamt zu Gefangenen: jedoch werden die Männer, weil ſie, nachdem ſie in die Sclaverey verkaufet worden, gleichwohl entfliehen möchten, gemeiniglich todt geſchlagen, da indeſſen die Weiber und Kinder von beyderley Geſchlechte zum Verkaufe am Leben behalten werden.

Die carribbiſchen Indianer leben in beſtändiger Mißhelligkeit mit den Spaniern, und üben oft in ihren Wohnungen bey dem Fluſſe Oronoque Feindſeeligkeiten aus. Sie tragen ſich mit einer alten Sage von einem engliſchen Heerführer, der viele Jahre vorher bey ihnen landete, und ſie aufmunterte, in der Feindſchaft gegen die Spanier zu verharren, indem er ihnen verſprach, wieder zu kommen, ſich unter ihnen niederzulaſſen, und ihnen Beyſtand zu leiſten. Man ſagt ſo gar, daß ſie noch eine engliſche Flagge aufheben, die er ihnen zurück ließ, damit ſie ſeine Landesleute daran erkennen möchten. Dieſes war ohne Zweifel Sir Walther Raleigh, welcher im Jahr 1595 an der Küſte von Guiana ans Land ſtieg, um die fabelhafte goldene Stadt Manoa del Dorado zu ſuchen, und das Fort Joſeph, an dem Fluſſe Oronocke, eroberte.

Bey dem letzten Aufſtande der Sklaven in der Colonie Berbice, wurden dieſe Indianer durch den Gouverneur von Eſſequebo genöthiget, wider die rebelliſchen Negers zu fechten, deren ſie viele erlegten, wie man aus der Zahl der Hände ſehen konnte, welche ſie davon gebracht hatten, und wofür ſie eine anſehnliche Belohnung bekamen. Bey dieſer Gelegenheit die

die Liebe zur Wahrheit nöthiget mich, Ihnen einen Umſtand nicht zu übergehen, der auf dieſe Schlacht einige Beziehung hat, und den Sie, wie ich verſichert bin, mit Mißvergnügen leſen werden. Es iſt dieſer, daß ſie die Körper dieſer Negern, die bey der Gelegenheit erſchlagen worden, gegeſſen haben: eine Handlung, welche von europäiſchen Völkern für ſo abſcheulich und unnatürlich angeſehen wird, daß die wirkliche Exiſtenz der Cannibalen neulich von einigen neuern Geſchichtſchreibern iſt geleugnet worden, obgleich die wiederholten Zeugniſſe der Reiſenden ein anderes beſagen. Es iſt in der That eine tadelhafte Verwegenheit, wenn Perſonen, die niemals aus ihrem Vaterlande gekommen ſind, von den Sitten und Gebräuchen entfernter unbekannter Völker urtheilen, und, blos um gewiſſer ihnen wahrſcheinlicher Vermuthungen willen, die Wahrheitsliebe der Reiſenden verdächtig machen, und ſolche Dinge gerade zu leugnen wollen, an denen man aufs höchſte nur zweifeln darf. Gleichwohl muß ich dieſen Indianern die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, und melden, daß ſie niemals einen Menſchen eſſen, außer ihre in dem Treffen erſchlagenen Feinde, wozu ſie ein eben ſo gutes Recht zu haben glauben, als die Thiere zu ſpeiſen, von denen ſie außerdem würden gefreſſen werden. Sie werden zwar ohne Zweifel es für etwas unnatürliches halten, wenn ein Thier andere ſeiner Art frißt, auch ſo gar wenn ſie nothwendiger Weiſe bey der Selbſtvertheidigung getödtet worden; und hierinne bin ich Ihrer Meinung, ob ich ſchon glaube, daß wir, die wir in einem geſitteten Stande erzogen worden, der von dem natürlichen Zuſtande ſo unterſchieden iſt, wohl ſchwerlich dürften be-

ſtimmen können, was natürlich iſt, oder nicht. Es iſt gewiß weit unnatürlicher, einander in unnöthigen Kriegen todt zu ſchlagen, als die Körper derer zu verzehren, die wir erſchlagen haben. Das Verbrechen beſteht im Todtſchlagen, nicht im Eſſen, indem der Wurm, ſo wie der Raubvogel, zeigen, daß das Menſchenfleiſch auf keine Weiſe heilig ſey. Aber obſchon geſittete Völker einen Abſcheu dafür haben, einander zu freſſen, ſo ſind ſie doch mit der Gewohnheit, einander todt zu ſchlagen, bekannt genug, und üben ſie mit weniger Gewiſſenhaftigkeit aus, als die Wilden. Jedoch die Gewohnheit kann das Gemüth an die unnatürlichſten Gegenſtände gewöhnen. Was ſonſt, als Gewohnheit und Gebrauch, könnte uns in den Stand ſetzen, ohne einen unvermeidlichen Abſcheu, die zerfleiſchten Körper der unſchuldigen Thiere auf einem Londner Markte feil zu ſehen, welche unſern Appetit zu vergnügen getödtet worden, und deren Sorge und Beſtreben für die Erhaltung ihres Lebens, augenſcheinlich beweiſet, daß ſie darinne einen Grad der Glückſeeligkeit genoſſen, deren ſie zu berauben wenigſtens eine Grauſamkeit iſt. Des Menſchen Recht über das Leben der untergeordneten Thiere will ich auf keine Weiſe ſtreitig machen; der deutliche Unterſchied in dem Mechaniſmus der Kau- und Verdauungswerkzeuge der fleiſchfreſſenden und körnerfreſſenden Thiere, beweiſen augenſcheinlich, daß die Natur einige zum Raube anderer beſtimmet habe. Allein das menſchliche Geſchlecht hat eine natürliche Fähigkeit, ohne Unterſcheid von thieriſcher oder vegetabiliſcher Nahrung zu leben, und häufige Exempel bezeugen, daß die letztere der Geſundheit und dem langen Leben am zuträglichſten ſey.

Daher

Daher vereinigen ſich nicht nur die Menſchlichkeit, ſondern auch der eigne Vortheil, uns wenigſtens dahin zu vermögen, die Menge der animaliſchen Nahrung, die wir jetzt mit ſo vieler Begierde genießen, zu vermindern.

Der Herr von la Condamine kann, nach meiner Meinung, wohl nicht auf die carribbiſchen Indianer zielen, wenn er einer cannibaliſchen Nation*) gegen Norden an dem Amazonenfluſſe gedenket; und doch habe ich niemals von einem andern Stamme guianiſcher Indianer gehöret, welcher Menſchenfleiſch äße.

Die Holländer treiben mit den carribbiſchen Indianern Handlung; ſie erhalten von ihnen für Boote **) von verſchiedener Größe, von zehn bis zwanzig Fuß lang, welche aus einzelnen Bäumen gezimmert, und mittelſt des Feuers ausgehölet werden: baumwollene Hangematten, die auf die bereits erzählte Weiſe geſponnen und gewirket ſind; Wachs, welches von den vorher beſchriebenen ſchwarzen Bienen bereitet worden iſt; Capoiba oder Capivibalſam, welchen ſie in großen Kürbisflaſchen bringen; verſchiedene Arten rarer Hölzer; hauptſächlich aber Sclaven, zu deren Fange ſie, wie ich kurz vorher erzählet habe, angereizet werden. Statt der Bezahlung dafür geben ihnen die Holländer Feuerröhre, Stücken von indianiſchen Salempores, mit welchen ſie ihre Blöße bedecken, Aexte, Meſſer, Angelhaacken,

*) Car quoiqu'il n'y ait pas aujourd'hui d'Anthropophages le long des bords du Maranon, il y a encore dans les terres, particuliérement du côté du Nord et en remontant l'Yupara, des Indiens, qui mangent leurs priſonniers. — S. *Relation abregée d'un voyage fait dans l'Intérieur de l'Amerique*, etc. Anm. d. Grundſchr.

**) *Canoes.*

cken, Kämme, und kleine Spiegel, nebſt rothen Corallenknöpfgen, worauf ſie einen übermäßigen Werth ſetzen; und Glaßknöpfgen von verſchiedenen Farben, welche die Weibsperſonen, die etwas verſchwenderiſcher geworden ſind, in verſchiedenen Formen an ſich tragen.

Die Worrows ſind eine indianiſche Nation, welche bloß an der Seeküſte, vornehmlich zwiſchen Demerary und Surinam, wohnet, obgleich etliche davon an beyden Seiten des Fluſſes Oronoque gefunden werden. An Statur und Größe übertreffen ſie die Caribben; die Farbe ihrer Haut iſt viel ſchwärzer, und ihre Geſichtszüge weit unregelmäßiger und unproportionirter, inſonderheit ſind die Weibsperſonen ſehr unangenehm. Sie wohnen nur an den niedrigen, feuchten, ſumpfigten Oertern, die an der See liegen, und leben hauptſächlich von Krebſen und Fiſchen. Sie ſind ein unflätiges, verzagtes, träges Volk; aber dabey geduldig, zufrieden und glücklich. Viele unter ihnen beſitzen nicht einmal Induſtrie gnug, um ſich die Mittel zu verſchaffen, daß ſie Kleider kaufen könnten, ihre Blöße zu bedecken, ſondern begnügen ſich entweder mit Baumrinden, oder der netzförmigen Decke einer Cocusnuß oder des Kohlbaums zu dieſer Abſicht. Dennoch ſieht man ſie oft mit dünnen ovalrunden ſilbernen Blechen gezieret, die von ihrer Naſe herunterhängen, an welche ſie durch zwey Hörner, die in die knorplichte Scheidewand der Naſenlöcher einkneipen, befeſtiget ſind. Ihre Sprache iſt übelklingend und die Articulation ſehr undeutlich, indem ſie mit einem ſchleppenden unangenehmen Tone ausgeſprochen wird. Ihre Aerzte, oder vielmehr Prieſter, ſtehen in der Achtung, als ob ſie einen beſondern

Einfluß von böſen Geiſtern, mehr als bey irgend einem andern Stamme, genöſſen.

Die Accawaw-Indianer ſind der entfernteſte Stamm, der einige Gemeinſchaft mit den Europäern hat. Sie wohnen an dem Urſprunge der Flüſſe Eſſequebo, Demerary und Berbice. Ihre Größe und Natur hat mit dem Worrows ſehr viel Aehnliches, aber ihre Farbe iſt lichter, ihre Geſichtszüge ſind minder unangenehm, und ſie unterſcheiden ſich alle durch ein zirkelrundes Loch etwa von einem halben Zolle im Durchſchnitte, welches ſie in dem untern Theile der Unterlippe haben, worein ein kleines Stückgen Holz von gleicher Größe mit dem Loche eingeſetzt wird, welches von außen mit der umliegenden Haut faſt gleich abgeſchnitten iſt, da indeſſen das innere Ende gegen die Wurzeln der Vorderzähne drückt. Die Miene und das Betragen dieſes Volks iſt ernſthaft und zurückhaltend, und ſie beſitzen einen ungewöhnlichen Grad von Liſt und Verſchlagenheit. Ihre Sprache iſt feyerlich, und ihre Articulation deutlich, aber hart. Sie ſind nicht zahlreich, werden aber von ihren Nachbarn, wegen ihrer Kunſt die verderblichſten Arten von Gifte zu zubereiten, ſehr gefürchtet. Das Pfeilgift, welches ſie machen, iſt inſonderheit tödtlich; und außer dieſem haben ſie noch verſchiedene andere Arten von Gift, welches, auch in der kleinſten Quantität gegeben, einen ſehr langſamen, aber unvermeidlichen, Tod nach ſich ziehet, vornehmlich eine Compoſition, die dem Weizenmehle gleich ſieht, deſſen ſie ſich bisweilen bedienen, vergangene Beleidigungen zu rächen, die lange vernachläßigt, und ſchon für vergeſſen gehalten worden ſind. Bey ſolchen Gelegenheiten ſtellen ſie ſich allezeit ganz unem-

pfindlich gegen die Beleidigung, die ſie zu rächen willens ſind, und erwiedern ſie ſo gar mit Dienſtbezeigungen und Aeußerungen der Freundſchaft, bis ſie alles Mißtrauen und Beſorgniß der Gefahr in dem für ihre Rache beſtimmten Schlachtopfer aus dem Wege geräumet haben. Wenn dieſes geſchehen iſt, kommen ſie an einem Feſttage zu ihm, und nöthigen ihn mit ihnen zu trinken, wobey ſie, um allem Verdachte zuvorzukommen, ſelbſt zuerſt trinken, und nachher das Gift, welches ſie bereits unter ihren Nägeln, die gemeiniglich ſehr lang ſind, verborgen halten, heimlich in das Getränke hineinwerfen. Jedoch ſind dieſe Vorfälle nicht häufig; und daß ſie ſich bisweilen zutragen, iſt nicht ſo ſehr zu verwundern, als daß ſie nicht noch öfter in einem Stande vorfallen, wo keine obrigkeitliche Beſtrafung der Verbrechen, noch ſonſt eine andere Genugthuung für die Beleidigungen Statt findet, außer die man ſich eigenmächtig verſchaft. Die Keuſchheit einer Frau zu verletzen, iſt faſt die einzige Beleidigung, welche dieſe tödliche Rache nach ſich ziehet. Sie thun öftere Einfälle bey ihren tiefer im Lande wohnenden Nachbarn, wie die Carribben, der Sclaven wegen; wogegen ſie die Nachbarſchaft ihres Hauptlagers vornehmlich den Repreßalien dieſer beleidigten Stämme ausſetzt. Dieſes zu verhindern, ſind alle Zugänge zu ihren Häuſern mit in die Erde eingegrabenen ſcharfen und vergifteten Stücken von hartem Holze verpalliſadirt, ausgenommen einen einzigen krummen und geſchlungenen Fußſteig, deſſen ſie ſich ſelbſt bedienen, und den ſie ihren Landsleuten durch beſondere Zeichen kenntlich machen. An die Holländer vertauſchen ſie Sklaven, Capivibalſam, einen Balſam der Arrecocerra heißt, und der bereits

reits beſchrieben worden, die Hiarrawurzeln zum Fiſchen, Carabaöl, welches in großen Kürbiſſen befindlich, an Farbe und Conſiſtenz dem guianiſchen Palmöl ſehr ähnlich iſt, und einen unangenehmen Geruch hat; verſchiedne Gattungen von ſeltenen Hölzern, als das Buchſtabenholz, Ducollabolla, Ebenholz u. ſ. w. desgleichen Vanille, Arnotta, Caßiaſchoten, weißen Canel, wilde Muſcatennüſſe, wilden Zimmet, Meerkatzen, Papagoyen, Perroquets u. ſ. w. von welchen allem bereits eine Nachricht gegeben worden iſt. Statt der Bezahlung für dieſe Dinge bekommen ſie eben dergleichen Dinge, als den Carribben gegeben werden.

Außer dieſen Indianern giebt es noch verſchiedene Stämme, welche ganz nackend gehen, und nicht einmal diejenigen Theile bedeckt haben, welche zu verbergen die Natur die Einwohner andrer Länder gelehrt zu haben ſcheint. Dieſe Indianer aber werden niemals von den Europäern geſehen, außer wenn welche von ihnen in die Sklaverey verkauft werden.

Der letzte unter den vier Stämmen der Indianer, wovon ich Ihnen einige Nachricht mittheilen will, ſind die **Arrowauks**, welche in jeder Betrachtung eine genauere Beſchreibung, als einer von den vorigen Stämmen, verdienen. Sie wohnen hinter den Worrows, ohngefähr zwanzig oder dreyßig franzöſiſche Meilen von der See, wo das Land erhaben, und den Ueberſchwemmungen weniger ausgeſetzt iſt, als die Seeküſte; und ſind die urſprünglichen Eigenthümer von dem größten Theile desjenigen Landes, in welchem die holländiſchen Plantagen dieſer Colonie bis noch vor kurzem gelegen haben. Auch ſind ſie in vielerley Abſichten den weißen Einwohnern von keinem geringen Nutzen, die ſie auch

durch ein ausdrückliches Geſetz von der Sklaverey frey geſprochen haben, welcher alle die übrigen Stämme, die von jedem andern verkauft werden, unterworfen ſind.

Sie ſind von mittelmäßiger Statur und Größe, gerade und wohlproportionirt. Die Farbe ihrer Haut iſt weißer als an denen von den vier übrigen Stämmen. Ihre Geſichtszüge ſind ſehr regelmäßig und angenehm, ihre Zähne ungemein weiß und glatt, ihre Lippen dünn, die Augen ſchwarz, und funkelnd, und ſie haben, wie alle die eingebohrne Amerikaner, langes, gerades, ſchwarzes Haar, welches ſie oft mit Carabaöl ſchmieren. Ihr Kinn und die übrigen Theile des Leibes, an welchen die Europäer mehrentheils Haare zu haben pflegen, ſind nur ganz dünn mit weichen Stoppelhaaren beſäet, die ſowohl Manns- als Weibsperſonen ſich ſo viel als möglich von jedem Theile des Leibes ausrupfen, keinen einzigen ausgenommen. Dieſe würden freylich wieder wachſen, aber ſo oft dieſes geſchieht, werden ſie vom neuen ausgeriſſen. Die Geſichtszüge der Weibsperſonen ſind fein und artig, und ihre Gliedmaaßen ſchlank, aber wohl proportionirt, auch ſtreitet eine braune Haut keinesweges mit der vollkommenſten Schönheit. Allein ihre rohen ungebildeten Seelen machen ſie unfähig, die Reize des Geiſtes mit den Reizen des Körpers zu verbinden, und ſie können einem Europäer kein andres als ein ſinnliches Vergnügen gewähren. Die unverheiratheten Weibsbilder zeigen ſich von aller künſtlichen Vorſtellung entblößt, in ihren natürlichen Neigungen munter und verliebt. Jedennoch werden die Weiber, wenn ſie alt ſind, ſehr unangenehm: durch ihre zu frühe Heiraten und die Folgen derſelben ſowohl, als aus Mangel der

zur Conſervation ihrer Geſtalt nöthigen Kleidung wird ihr Unterleib, wenn ſie in die Jahre kommen, groß und runzlich, und ihre Brüſte lang und herabhängend. Sie tragen keine Kleider, die der Wärme wegen in dieſem Clima nicht nothwendig ſind; dennoch hat ſie die Sittſamkeit gelehret, diejenigen Theile zu bedecken, welche die Europäer am ſorgfältigſten verbergen. Dieſes thun die Mannsperſonen mit einem Streifen Leinwand oder baumwollnen Tuch von blauer oder weißer Farbe, ſo zwiſchen den Schenkeln durchgezogen, und forn und hinten mit einem Bande befeſtiget iſt, das um die Lenden herumgehet *). Dieſes iſt auch die gewöhnliche Bedeckung der Neger. Die Frauensperſonen weben einen Schurz **) von kleinen gläſernen Corallen verſchiedner Farben, die an baumwollne Fäden angereihet, und ſo gemacht ſind, daß ſie, wenn ſie gewebt ſind, durch ihre Farben verſchiedne Figuren vorſtellen. Dieſe Decke iſt ſo groß, als zwo Mannshände, und meiſtens viereckigt, außer dem obern Zipfel, welcher enger iſt als der untere. Sie iſt an Corallenſchnuren befeſtigt, die um die Lenden herumgehen, und hängt über diejenigen Theile, die damit bedecket werden ſollen, herunter. Ehe die Europäer dieſe Gegenden beſuchten, waren Baumrinden, oder die netzförmige Decke einer Cocusnuß oder des Palmbaums, die auf eben die Art umgethan wurden wie der Indianer ihr Schurz, die einzige Decke, welche Manns- und Weibsperſonen trugen.

Gerade über jedem Knöchel haben ſie ein baumwollenes Band um das Bein gewunden. Bey Feyer-

*) Camiza. Engliſch *a lap.*
**) Cuyu.

lichkeiten, und andern fröhlichen Gelegenheiten, tragen ſie Federmützen, die aus einem runden Bande beſtehen, ſo ohngefähr zwey Zoll breit aus den feinen fadenförmigen Splittern von Ribbees geflochten, und von einer Größe, die auf das Haupt paßt, iſt. An dem obern Rande deſſelben iſt eine große Menge langer Federn, von verſchiednen, aber muntern Farben, befeſtiget, welche um den ganzen Kopf herum in die Höhe ſtehen. Auch putzen ſie ſich mit einer großen Anzahl kleiner feiner Federn von verſchiednen Farben, an verſchiednen Theilen des Körpers, wo ſie dieſelben mit dem Arrecocerrabalſam befeſtigen. Bey dieſen Gelegenheiten bemahlen ſie ſich auch die Geſichter, Aerme, Brüſte u. ſ. w. mit Launa oder Arnotta. Die Frauensperſonen ſind gemeiniglich die Mahler, und zeichnen verſchiedne Figuren nach ihrer Phantaſie. Die Frauensperſonen tragen auch lange Schnuren mit kleinen gläſernen Corallen von mancherley Farben, ſo ſie feſt um ihre Gelenke an der Hand, um die Arme, um die Fußknöchel, und über die Waden ihrer Beine zu winden pflegen.

Ihrem Temperament und Gemüthsart nach ſind ſie frölich, höflich, und freundlich, aber etwas blöde oder feig, außer wenn ſie trunken ſind, welches nichts ſeltſames iſt; denn alle die Eingebohrnen von Amerika ſcheinen eine natürliche Neigung zur Unmäßigkeit zu haben. Nicht einmal das weibliche Geſchlecht kann man davon ausnehmen, ob ſich gleich kein Laſter, am wenigſten die Unmäßigkeit, mit dem Sanften und Zärtlichen der weiblichen Reize verträgt. Allein ihre Glückſeeligkeit würde zu vollkommen ſeyn, wenn ſie nicht durch dieſes Laſter vermindert würde, welches die Quelle aller ihrer Uneinigkeit, und aller ihrer Vergehungen iſt. Ihre

Spra-

Sprache iſt deutlich und harmoniſch, und an Weichlichkeit und Menge der Vocalen nur wenig unter der italieniſchen. Doch iſt ſie, wie ihre Begriffe, eingeſchränkt, und arm an Worten.

Sie leben familienweiſe beyſammen, in verſchiedene Theile des Landes zerſtreuet; aber ihre Wohnungen, die ſie an den Seiten der Flüſſe, oder der Krieken, die mit denſelben zuſammenhängen, errichten, ſtehen gemeiniglich neben einander. Ihre Häuſer beſtehen aus vier am Ende zweyſpaltigen Stöcken von verſchiedener Länge gebaut, die ſie in vier Winkeln in die Erde ſtecken, ſo daß die beyden längſten an die Vorderſeite kommen; in die Gabeln dieſer Stöcke ſind vier Stangen gelegt, welche nachher mit etlichen andern in einer ſchiefen Richtung belegt ſind; über dieſe decken ſie die Blätter von der oben beſchriebenen Troolies, welche mit Nibbees an die Stangen angebunden werden. Ein ſolches Haus zu erbauen erfordert nur etliche Stunden Arbeit, es giebt aber, wenn es fertig iſt, einen hinlänglichen Aufenthalt, um ſich darunter wider Regen und Thau zu ſchützen; die einzige Abſicht, worzu ein Haus unter dieſem Himmelsſtriche nützt. Da dieſe Wilden ein herumſchweifendes Leben führen, und an keinen beſondern Fleck der Erde gebunden ſind, ſo würde man mit Erbauung geräumiger und dauerhafter Häuſer unnöthige Arbeit verſchwenden. Unter dieſem Obdache ſind alle ihre häuslichen Geräthſchaften, ihr perſönlicher Schmuck, und ihre Waffen, zu ſehen. Aber wie klein iſt der Vorrath dieſer Dinge! Das Beſte dabey iſt, daß ſie nicht mit unnöthigen Geräthe beſchwert ſind, ſondern wohin ſie auch reiſen, welches gemeiniglich zu Waſſer in kleinen Canoes geſchieht, ohne Schwierigkeit

keit alle ihre Habſeeligkeiten mit ſich führen können. Die gewöhnlichen Geräthſchaften und Zierrathen ihrer Häuſer ſind zwey oder drey kleine Geſchirre, welche eine jede Hausmutter aus Thon zu verfertigen pflegt, ſie nachher am Feuer backen läßt, und alsdann mit dem Safte etlicher beſondrer Kräuter beſtreicht, wovon ſie ſchwarz werden. Sie haben gemeiniglich gegen das Ende einen Hals, damit man ſie beſſer halten kann. Wenn man ſie in Acht nimmt, dauern ſie eine gute Zeit, und die Weißen ſowohl als die Indianer bedienen ſich ihrer. Desgleichen findet man bey ihnen einen großen Krug, den Trank, den ſie Piworree nennen, darinn zu machen. Dieſer Krug wird aus der Materie gemacht, woraus die Töpfe verfertigt ſind. Den Piworree bereiten ſie aus Caſſava- oder Manioc-Brodte, ſo mit Waſſer in Gährung gebracht wird. Die Gährung zu befördern, nehmen die Weiber gemeiniglich ein Theil Brod, miſchen es mit Waſſer, und thun, wenn es zu gähren anfängt, das übrige hinzu. Wenn die Gährung vorbey iſt, wird der Trank von dem zu Boden geſetzten Brodte abgeſeiget und getrunken. Er macht betrunken, und hat im Geſchmacke etwas ähnliches mit dem Meeth, aber nicht des Angenehme. Ich habe oft, wenn ich in ihren Wohnungen geweſen, um ſie nicht böſe zu machen, ihrem Nöthigen nachgegeben, und davon getrunken, ob ich gleich in dieſem Falle mit ihrer Gaſtfreyheit verſchonet zu bleiben gewünſcht hätte. — Ein platter Stein, auf dem ſie ihr Brod backen, und ein rauher ungleicher Stein, auf dem ſie die Caſſavawurzel zu Brodte reiben. Etliche Schalen von Kürbiſſen und Kalabaſſen, von verſchiedner Größe. Einige darunter ſind

klein

klein und dienen ſtatt der Gläſer, andre größer und vertreten die Stelle der Becher und Schaalen. Eine Hangematte für jede Perſon, gewebt oder geflochten, auf die Art, wie die Netze, von baumwollenem Garne, oder den geſpaltnen Riemen von der Sameebaum-rinde. Eine Axt und zwey oder drey Meſſer. Ehe die Europäer in dieſe Gegenden kamen, erſetzte das Feuer die Stelle der erſtern, und ſtatt der letztern bedienen ſie ſich ſcharfer Steine. — Ein kleiner Spiegel in Pappier gefaßt, und ein Kamm; dieſe ſind erſt ſeit der Zeit, da ſie mit den Europäern gehandelt haben, zu ihrem Hausgeräthe hinzugekommen. Hierzu kann man auch noch rechnen die Farbe von der Arnotta oder Launa, und eine Kürbisflaſche mit Carabaöl, womit ſie täglich ihre Haut ſchmieren; eine Gewohnheit, die mancherley Vortheil hat; weil das Oel, vermöge ſeiner großen Bitterkeit, ſie vor dem Biß der Muſkito's ſchützet, die Haut, die ſonſt, da ſie beſtändig der Sonne blos geſetzt iſt, trocken und hart werden würde, weich und ſchmeidig macht, und alſo die allzuſtarke Ausdünſtung verhindert.

Der berühmte Reaumur hat bewieſen, daß eine allzuhäufige Ausdünſtung das Leben aller Thiere vermindert, indem ſie nicht nur die unnützen, ſondern auch die nährenden Säfte des thieriſchen Körpers zerſtreuet; und eine allzugroße Ausdünſtung ſcheint der wahre Grund zu ſeyn, warum die Einwohner der heißern Himmelsſtriche eine kürzere Zeit leben, als die in den temperirten Zonen. Wir finden auch, daß die eingebohrnen Einwohner in den meiſten tropiſchen Gegenden beſtändig Mittel gebraucht haben, dieſe häufige Ausdünſtung zu hindern. Der Hottentott bedienet

ſich

ſich des Schmeres und Rußes; die Indianer des Oels; beyde aber zu einerley Abſicht.

Ihre Waffen ſind, außer Muſketen, deren ſie nur wenig haben, entweder große, ſchwere, ſcharfe Keulen, wie ſie von den Carribben geführet werden, oder vergiftete und unvergiftete Pfeile. Die erſtern werden vermittelſt des Athems durch hohle Röhre geblaſen, und die letztern mit Bogen geſchoſſen. Ihre Bogen ſind fünf Schuh lang, und werden aus Waſceba, oder ſonſt einem andern ſchweren und elaſtiſchen Holze verfertiget, die Sehnen aber aus Seidengraſe gedrehet. Die Pfeile haben eine Länge von ohngefähr vier Fuß, und werden aus einem geraden drey Fuß langen Rohre, das keine Glieder hat, gemacht; an dem einem Ende wird ein Stück ſchweres Holz, ohngefähr einen Fuß lang und etwas kleiner als das Rohr, eingeſetzt. Dieſes thun ſie, um dem Rohre mehr Wucht zu geben. Dieſes Stück Holz hat bisweilen an dem einem Ende einen großen runden Knopf; wenn aber der Pfeil tödten ſoll, ſo wird das Holz entweder ſcharf zugeſpitzet, und mit Einſchnitten gekerbt, oder mit einer ſtählernen Spitze verſehen, nach Beſchaffenheit des Thieres, für welches der Pfeil beſtimmt iſt. Die Pfeile, welche ſie brauchen, um Fiſche zu ſchieſſen, haben drey gabelförmig gekerbte Spitzen, deren mittlere länger als die beyden andern ſind. Ehe die Europäer in dieſe Gegenden kamen, bedieneten ſich die Indianer ſcharfer, ſpitzigzulaufender harter Steine, die Stelle der ſtählernen Spitzen zu vertreten. An dem andern Ende des Pfeils, dicht neben der Kerbe für die Sehne, ſind auf beyden Seiten einander gegen über zwey ohngefähr ſechs Zoll lange Federn angeſetzt,

welche dienen, dem Fluge des Pfeils eine gewiſſere Richtung zu geben.

Die Giftpfeile werden aus Splittern von der harten, dichten, äußerlichen Subſtanz des Cokaritobaums geſchnitzt, und ſind gemeiniglich zwölf Zoll lang, und etwas dicker als eine ſtarke Stricknadel. Das eine Ende des Pfeils iſt ſcharf geſpitzt, und mit dem Gifte vom Woorara vergiftet; um das andre Ende herum iſt eine Rolle Baumwolle gewunden, die nach der Höhlung des Rohres gepaſſet iſt, wodurch der Pfeil ſoll geblaſen werden. Wenn der Pfeil ſo zum Verderben vorgerichtet und bewafnet iſt, wird er in ein gerades hohles Rohr, das etliche Fuß lang iſt, geſteckt, das Blaſerohr nach dem Gegenſtande gerichtet, und der Pfeil mit einem einzigen ſtarken Hauch durch die Höhlung des Rohres herausgetrieben, der mit großer Schnelligkeit und unfehlbarer Gewißheit bis auf eine Entfernung von dreyßig bis vierzig Ruthen fliegt, wo er dem Thiere, welches er bis zum Bluten verwundet, einen ſchnellen und unvermeidlichen Tod bringet. Dieſe Pfeile zu ſchießen iſt die Hauptübung der Indianer von ihrer Kindheit an; durch langen Gebrauch und Gewohnheit erwerben ſie ſich einen Grad von Geſchicklichkeit und Genauigkeit in dieſer Uebung, die faſt unglaublich iſt, und von keinem Europäer nachgeahmet werden kann.

Der Herr de la Condamine gedenkt einer Art von vergifteten Pfeilen, die bey den Indianern, welche an den Ufern des Amazonenfluſſes *) wohnen, gewöhn-

*) Les Yamcos ſont fort adroits à faire de longs Sarbacanes, qui ſont l'arme de chaſſe la plus ordinaire des Indiens.

wöhnlich, und denen, welche die Indianer an der guianiſchen Küſte führen, ähnlich ſind. Das Gift, womit ſie beſchmiert werden, kömmt vermuthlich in ſeinen Hauptingredienzien mit denen überein, welche zu der Verfertigung des Wooraragifts, das von einem Nibbee dieſes Namens, ſo die Hauptingredienz dazu iſt, alſo genennet wird. Der Herr de la Condamine war berichtet, daß das Gift des Stammes Ticunas, der unter den verſchiedenen indianiſchen Nationen am Fluſſe Maranon der vornehmſte war, aus mehr als dreyßig verſchiedenen Gattungen von Wurzeln und Kräutern zugerichtet würde; da hingegen der Acca-

diens. Ils y ajuſtent des petites flèches des bois du palmier, qu'ils garniſſent, au lieu de plume, d'un petit boulet de coton, qui remplit exactement le vuide de tuyau. Ils le lancent avec le ſouffle à 30. & 40. pas & ne manquent preſque jamais leur coup. Un inſtrument ſi ſimple ſuplée avantageuſement, chés toutes ces nations, au defaut des armes à feu. Ils trempent la pointe de ces petites flèches, ainſi que celles de leurs arcs, dans un poiſon ſi actif, que quand il eſt recent, il tue en moins d'une minute l'animal à qui la flèche a tiré du ſang. Quoique nous euſſions des fuſils, nous n'avons guère mangé ſur la rivière de gibier tué autrément, & ſouvent nous avons rencontré la pointe du trait ſous la dent; il n'ya à cela aucun danger; ce venin n'agit, que quand ils eſt mélé avec le ſang. Alors il n'eſt pas mortel à l'homme, qu'aux autres animaux. Le contrepoiſon eſt le ſel & plus ſûrément le ſucre. —— Und an einem andern Orte: Ce poiſon eſt un extrait, fait par le moïen de feu, des ſucs de diverſes plantes, & particuliérement de certains Lianes. On aſſure qu'il entre plus de trente ſortes d'herbes ou de racines dans le venin fait chez les Ticunas, qui eſt celui, dont j'ai fait l'epreuve, & qui eſt le plus eſtimé entre les diverſes eſpéces connues le long de la riviere des Amazons. S. *Relation abregee d'un Voyage fait dans l'Intérieur de l'Amerique méridionale etc.* Anm. d. Ur.

Accawau⸗Indianer ihres, welche hier für die erfahren⸗ſten in dieſer Giftmiſcherey gehalten werden, nur aus fünferley Stücken beſtehet; obgleich die übrigen Nationen, inſonderheit die Arrowauks, verſchiedne wunderliche Zuſätze machen, worunter die Zähne und Lebern von giftigen Schlangen, und rother Pfeffer ſind, welcher letzterer vielleicht dienen kann, ſeine Wirkſamkeit zu vermehren. Die Worrows ſetzen gleichfalls unterſchiedliche nichtsbedeutende Dinge dazu; vermuthlich um den Vorſchriften ihrer Vorfahren nachzukommen, an denen ſie abergläubiſch hängen. Der unwiſſende Pöbel hat überall die Gewohnheit, einen Haufen Ingredienzien in eine Compoſition zuſammen zu ſchmieren, in der thörichten Hoffnung, dadurch den geſuchten Zweck deſto gewiſſer zu erreichen. Die überflüßigen Dinge, welche die Arrowauks zu dem indianiſchen Gifte nehmen, ſind nichts ungereimter, als viele Ingredienzien, welche ſonſt zu dem officinellen Miſchmaſch der Apothekercompoſitionen genommen wurden.

Folgendes iſt das Recept, nach welchen das accawauiſche Pfeilgift gemeiniglich gemacht wird, und welches ich mir zu verſchiedenen Zeiten von einigen ihrer Pejis, oder Aerzte, habe geben laſſen, die in der Anzahl und Beſtimmung der Ingredienzien genau übereinkommen, aber in deren Quantität etwas von einander abgehen, welche ſie wirklich auf keine Weiſe genau ausdrücken oder beſtimmen können.

Man nimmt von der Rinde der Woorarawurzel ſechs Theile;
Von der Worracobbacourarinde zwey Theile;

Von der Rinde der Couranabi, Baketi und Hatchybalywurzel, von jeder ein Theil.

Alle dieſe Dinge werden klar geſchabt, in einen indianiſchen Topf gethan, und Waſſer darauf gegoſſen. Alsdann wird der Topf über ein gelindes Feuer geſetzt, daß das Waſſer eine Viertelſtunde ſanfte kocht; worauf der Saft von den Rinden mit der Hand ausgedrückt, aber dabey fleißig in Acht genommen werden muß, daß die Haut unverletzt bleibe. Wenn dieß geſchehen iſt, kann man die Remanenz wegwerfen, den Saft aber läßt man über einem gelinden Feuer verdampfen, bis er ſo dick wird wie Theer, worauf man ihn wegnimmt, und flache Stückgen von dem Cokaritoholze darein tauchet, an welche ſich das Gift, wenn es kalt wird, anhängt, wie ein röthlich braunes Gummi. Dieſe Stückgen Holz werden ſodann in große ausgehöhlte Röhre, die an beyden Enden mit Haut vermachet ſind, hineingethan, und das Gift auf dieſe Weiſe aufgehoben, bis man es braucht, die Spitze eines Pfeils zu vergiften, wo es dann entweder in Waſſer aufgelöſet und die Spitze des Pfeils in daſſelbe eingetauchet, oder das Holz, an welchem es klebt, ſo lange über ein Feuer gehalten wird, bis es ſchmelzet, und man die Spitzen der Pfeile damit beſtreichen kann. Die kleinſte Quantität von dieſem Gifte, wenn ſie durch die Wunde in die rothen Blutgefäße eines Thieres dringt, macht, daß es in weniger als einer Minute, dem Anſchein nach ohne große Schmerzen oder Marter, ſtirbt; ob man gleich in dem Augenblicke, da es ſtirbt, bisweilen ſchwache Convulſionen bemerkt.

Herr Heriſſant ſaget *), es ſey ihm von Herrn de la Condamine erzählt worden, die Indianer lieſſen das Pfeilgiſt durch eine zum Tode verurtheilte Frauensperſon kochen, und die Zeit, wenn ſie ſtürbe, wäre eine hinlängliche Anzeige, daß das Gift genug gekocht habe. Aber hierinne war Herr de la Condamine ohne Zweifel falſch berichtet worden. Die Erzählung hat das ganze Anſehen eines Mährchens, und die Indianer laſſen hier das Gift in freyer Luft, ohne alle Gefahr einkochen, bis es ſeine gehörige Conſiſtenz erlangt, welches die ganze Abſicht iſt, und ohne dem Tod eines alten Weibes leicht entdeckt werden kann. Die Symptome, welche Herr Heriſſant bemerkt hat, mögen vielleicht durch ſtarkes Kochen, welches die Indianer vermeiden, und in einem kleinen Gemache erfolgt ſeyn, wo der Dampf durch einen unnöthigen Grad von Hitze in die Höhe getrieben, beyſammen behalten, und in die Lunge gezogen worden.

Das alſo verdickte Gift wird von der Hitze flüßig, und läßt ſich in Waſſer, in rectificirtem Weingeiſte, in Seeſalzſpiritus, in einem flüchtigen alkaliſchen Spiritus, in Blut, Speichel u. ſ. w. auflöſen, bis auf einen ſehr kleinen Theil, welcher ſich ſowohl in dem geiſtigen als wäßrichten Auflöſungsmittel zu Boden ſetzet, und vermuthlich aus irrdiſchen Theilgen beſteht, die nicht zu ſeiner Miſchung gehören. Es läßt ſich ohne Wallung mit ſauren Salzen vereinigen, und verändert nicht einmal die Farbe. Wenn es mit Laugenſalzen vermiſcht wird, ſo iſt kein Aufſieden zu merken, aber die Farbe verändert ſich aus dem Röthlichbraunen in ein gelblich Braun. Etliche wenige Gran

*) S. *Philoſophical Transactions, Vol. XVII. p. 75.*

mit eben ſo viel Unzen Menſchenblut vermiſcht, welches erſt warm aus den Adern kommt, verhindern die Trennung der wäßrichten und rothen Theile deſſelben, und die ganze Maſſe des Blutes bleibt in einem flüßigen Zuſtande, wie es abgelaſſen iſt, bis es nach etlichen Tagen faulet.

Don Ulloa ſchreibt dem indianiſchen Pfeilgifte *) eine kältende Eigenſchaft zu, und ſagt, es tödte dadurch, daß es das Blut gerinnen mache. Wie er zu der Kenntniß dieſer Umſtände gekommen ſey, weiß ich nicht gewiß, da Herr de la Condamine deren nirgends Meldung thut, noch jemals in den Säften der Thiere, welche man in Europa mit dem Gifte der Lamas und Ticunas **) getödtet hat, ſich die geringſten Merkmale des Gerinnens gezeiget haben. Wenn aber das, was Ulloa ſagt, wahr wäre, ſo müßte das Gift der peruvianiſchen und amazoniſchen Indianer von der Indianer ihrem, die an der guianiſchen Küſte wohnen, unterſchieden ſeyn, weil letzteres, wie ich aus wiederholten Verſuchen wahrgenommen habe, das Blut vielmehr auflöſet als coaguliret; und daß es nicht kältend iſt, wird nicht allein aus ſeinem Geſchmacke offenbar, welcher bitter, und außerordentlich beißend und brennend iſt, ſondern auch daher, weil die Arrowauks es mit rothem Pfeffer verſetzen, der ſeine Wirkungen, wenn ſie von einer erkältenden Eigenſchaft

*) S. *Relacion iſtorica del Viage al America Meridional etc.* par DON JORGA JVAN *et* DON ANTONIO VLLOA etc.

**) Man ſehe in den *Philoſophical transactions, Vol. XVII. p. 75.* Experimente, die in großer Anzahl an lebendigen Thieren mit dieſen Giften von Herrn Heriſſant, Med. Doct. und Mitglied der königl. Geſellſchaft zu London angeſtellet worden. Anmerk. der Grundſchr.

ſchaft herkämen, gewiß verhindern würde. Ueber dieſes erreget es äußerliche Entzündungen, wovon ich einmal ſelbſt eine unglückliche Erfahrung gehabt habe. Als ich nämlich einsmals eine Parthie damit vergiftetes Menſchenblut umrührte, ſprüzte von ohngefehr ein Tropfen in mein linkes Auge; und wiewohl ich augenblicklich meinen Kopf in den Fluß Demerary, an deſſen Ufer ich ſtand, tauchte, ſo verurſachete es nichts deſtoweniger eine ſchmerzhafte Entzündung, die etliche Tage dauerte. Dieſer Umſtand iſt, meiner Meinung nach, nicht nur hinreichend, die Sache zu entſcheiden; ſondern auch die vorgemeldeten Umſtände beweiſen zur Gnüge, daß das Gift der Woorara die von dem Ulloa angeführten Eigenſchaften nicht habe, wie er denn auch wahrſcheinlicher Weiſe nur das Gift der Lamas *) gekannt hat, indem es nicht ſcheinet, daß er jemals den Amazonenfluß beſuchet habe. Allein da weder dieſes, noch das amazoniſche Gift, bey wiederholten Verſuchen dieſe Eigenſchaften gezeigt haben, die er ihnen zuſchreibt, ſo wird es wahrſcheinlich, daß er, aus Mangel einer vollkommnen Erkenntniß von der Wirkung des Gifts überhaupt, ſich eingebildet haben mag, die Wirkungen des Pfeilgifts könnten nur von der Erkältung und Coagulation herrühren, und hat ihnen daher aus einer bloßen Muthmaßung dieſe Eigenſchaften beygelegt.

Ich hätte Ihnen ſchon vorher ſagen ſollen, daß die verſchiedenen in dem Recepte gedachten Ingredien-

 zien

*) Das Gift der Lamas hat ſeine Benennung von einem Stamme Indianer dieſes Namens in Peru. Es iſt nicht ſo ſtark, als der Ticunas ihres; die tödtlichſten Wirkungen ſollen entſtehen, wenn man beyde mit einander vermiſchet. Anm. der Grundſchr.

zien zur Compoſition des accawauiſchen Giftes ſämmtlich Nibbees von verſchiedenen Gattungen ſind. Ob aber alle, oder wenigſtens außer den Woorara noch Einige nöthig ſind, weiß ich nicht gewiß. Indeſſen iſt es dennoch ſchon zu tödtlich, daß man es den Händen eines andern Volkes vertrauen könnte, als einem ſolchen, welches in dem Stande der Natur lebt, worinn die Neigung, Verbrechen auszuüben, ſchwach und unwirkſam iſt. Es iſt unbegreiflich, wie die augenblickliche tödtliche Wirkung dieſes Giftes von einer ſo kleinen Quantität, die von der Spitze eines ſogleich herausgezogenen Pfeiles in der Wunde bleibt, herrühren könne. Daß es die Kraft hat, die Säfte aufzulöſen, iſt gewiß; aber ich bin weit entfernt zu glauben, daß ſeine tödtlichen Wirkungen durch eine ſolche Auflöſung hervorgebracht werden. Die Indianer feuchten die Spitzen ihrer vergifteten Pfeile, wenn ſie trocken worden, beſtändig mit Limonienſafte an, welcher eine entgegengeſetzte Wirkung hervorbringt; das Blut, welches aus den Droſſelblutadern und Hauptpulsadern von Thieren, in dem Augenblicke, da ſie an den Wirkungen dieſes Giftes ſtarben, gelaſſen worden, hatte kein beſondres Anſehen, und, wenn es eine Weile geſtanden hat, ſonderten ſich ordentlich die wäßrigen und rothen Theile von einander ab, mit einem etwas ſtärkern Zuſammenhange, als man gemeiniglich beym Scharbocke wahrnimmt; aber dennoch ſtarben die Thiere, ſo daß gleichſam die Lebensgeiſter unmerklich verlöſchten. Könnte ein ſolcher Tod von einer Veränderung in der Textur der flüßigen Theile, in einem ſo kurzen Zeitraume, entſtehen? Ich zweifle, daß dieſes möglich ſey, auch glaube ich nicht, daß

dieſe plötzlichen und tödtlichen Wirkungen von etwas anders als einer unmittelbaren Verletzung des empfindlichen Nervenſyſtems, oder der Quelle der Vitalfunctionen, herrühren könne. Herr Heriſſant glaubt, es ziehe die Blutgefäße zuſammen *), ſagt aber, daß es ordentlicher Weiſe das Anſehen der Säfte nicht ändere, ob er gleich das Blut ein oder zweymal eine bräunliche Farbe hat annehmen ſehen.

Man hat noch kein gewiſſes Gegengift wider dieſes Gift gefunden; und ſeine Wirkungen ſind ſo ſchnell, daß ich zweifle, ob eine Arzney, ſo durch den gewöhnlichen Weg der Nahrungsmittel gehen muß, mit genugſamer Geſchwindigkeit wirken könne, das Leben zu erhalten. Herr de la Condamine ſagt zwar, daß Salz, noch gewiſſer aber Zucker, ein Gegenmittel wider das Amazonengift ſey. Und Zucker, oder vielmehr der Saft aus Zuckerrohr, ſoll, nach der gemeinen Meinung der weißen Einwohner in dieſer Colonie, die Wirkungen des accawauiſchen Giftes verhindern. Die Indianer aber wollen dieſe Eigenſchaft des Zuckerrohres nicht zugeſtehen, und ich habe niemals weder aus meiner eigenen Erfahrung, noch durch Nach-

*) Seitdem dieſe Blätter zum Druck überſchicket worden, habe ich mit dieſem Gifte verſchiedene Verſuche an kranken und abgezehrten Thieren, die nur noch wenig Blut hatten, gemacht, und gefunden, daß ſeine Wirkungen weit langſamer ſind als bey geſunden und lebhaften Thieren. Dieſes ſcheint Herr Heriſſants Meinung zu beſtätigen, daß nämlich die Tödtlichkeit dieſes Gifts von einer Zuſammenziehung aller Gefäße herrühre, wodurch deren Weite ſo ſehr vermindert werde, daß der Umlauf der flüßigen Theile aufhören muß. Jedoch läßt ſich hierinn noch nichts gewiſſes beſtimmen. Anm. der Grundſchr.

forſchen, ein einziges Beyſpiel von ſeiner Wirkung in dieſem Falle entdecken können. Er *) führet zwar zum Beyſpiele einen Verſuch, der zu Cayenne an einem Stück Federvieh gemacht worden, an, welches in Gegenwart des Commendanten und mehrerer Perſonen, mit einem vergifteten Pfeile verwundet worden, nach dem Gebrauche des Zuckers aber keine Zeichen der Krankheit ſpühren laſſen. Allein der Zucker that dieſe Wirkung bey einem nachherigen Verſuche nicht, welcher zu Leyden in Gegenwart etlicher Profeſſoren der Medicin auf der daſigen Univerſität gemacht wurde; obgleich damals die Wirkſamkeit des Giftes durch die Kälte des Winters offenbar geſchwächet worden iſt. Auch bewieß ſich der Zucker nicht als ein Gegengift bey den wiederholten Verſuchen des Herrn Heriſſant, und bey einem andern Experimente, das Doktor Brocklesby angeſtellet **) hat. Indeſſen behauptet doch Herr Heriſſant, daß wenn die vergiftete Wunde augenblicklich mit Feuer gebrannt würde, ſolches deſſen Wirkungen verhindere.

Ich habe mir, nach Masgabe einer entfernten Verwandtſchaft zwiſchen den Wirkungen dieſes Giftes, und den Wirkungen etlicher peſtilenzialiſchen und bösartigen Fieber, lange eingebildet, daß ein Gegenmittel wider das erſtere auch in dem letztern Falle dienlich ſeyn würde, und habe daher manche Zeit auf vergebliche Bemü-

*) S. *Relation abregée, etc.*

**) Man ſehe ſeinen Brief an den Präſidenten der königl. Societät, das indianiſche Gift betreffend, das ihm von Herr de la Condamine, Mitgliede der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris, überſendet worden; *Philoſophical Tranſactions. Vol. XLIV. Part. II. p. 408.* Anm. der Grundſchr.

Bemühungen, ein ſolches zu erfinden, verwendet. Saure oder Laugenſalze ſcheinen an und für ſich ſeine Wirkungen weder zu befördern, noch zu verzögern, und es geſchieht nur ſelten, daß ein animaliſches oder vegetabiliſches Gift ſeine tödtlichen Eigenſchaften einem von dieſen Beſtandtheilen vieler Körper zu danken hat. Auch paſſet die Lehre von ſauren oder Laugenſaltzen bloß auf die ſaliniſchen oder foßiliſchen Gifte *).

Wenn dieſes Gift gehörig wirken ſoll, ſo muß es nothwendig von außen in die Blutgefäße kommen **), weil es ſonſt, durch den Weg der Nahrungsmittel genommen, vermittelſt der Wirkung der Verdauungswerkzeuge unterdrücket, oder durch die Milchadern von dem Canal des Umlaufs ausgeſchloſſen werden würde***).

*) Der Verfaſſer hat eine beträchtliche Quantität von dieſem Gifte mit nach England gebracht, um Perſonen, welche Luſt haben, dieſe Verſuche weiter fortzuſetzen, und deren bekannter rechtſchaffener Charakter Bürge iſt, daß man ihren Händen ein Mittel, womit man die allerentſetzlichſten Bosheiten auf die geheimſte Art begehen kann, mit völliger Sicherheit anvertrauen könne, ſo viel als hiezu nöthig, mitzutheilen. Man kann ſich desfalls an Herrn Becket auf dem Strande, in London, wenden. Anm. d. Grundſchr.

**) Daß eine Portion von dieſem Gifte, wenn es ein Waſſergefäß berühret, nicht eben die Wirkungen thun ſollte, als wenn es unmittelbar in eine Blutader kommt, läßt ſich nur alsdenn glauben, wenn man annimmt, daß ſeine zuſammenziehende Eigenſchaft in ſofern den Raum der Gefäße mindere, daß es ſelbſt gehindert werde einzudringen. Anm. d. Grundſchr.

***) Der Urheber unſers Daſeyns hat den Mechaniſmus unſrer Körper ſo weislich geordnet, daß nichts in die Blutgefäße kommen kann, außer durch die kleinen Gänge und Durchſeiher der Milch- und lymphatiſchen Gefäße und ihrer Drüſen; und hat uns dadurch glücklich für unzählichen Unordnungen verwahret, denen wir

Wenn daſſelbe von Thieren in großen Quantitäten verſchlungen worden, ſo geben ſie es gemeiniglich durch den Mund wieder von ſich. Doctor Brocklesby ſagt wirklich, daß, als er das amazoniſche Gift in Waſſer aufgelöſet innerlich einen Vogel geben wollen, ſelbiger davon Krämpfe bekommen, und da zween Tropfen kaum ſeine Zunge berühret hatten, geſtorben ſey, ob er gleich kurz vorher Zucker bekommen hatte. Dieſes Experiment widerſpricht allen andern Bemerkungen der Herren de la Condamine und Heriſſant, ſowohl als der beſtändigen Gewohnheit der Amazoniſchen Indianer, die das Fleiſch der an ſolchem Gifte geſtorbenen Thiere eſſen; eine Gewohnheit, worinn es ihnen die Indianer von Guiana nachthun, die oft das Gift der Woorara koſten, wie ich verſchiedene mal ohne Schaden ſelbſt gethan habe. Allein, da wider die Aufrichtigkeit des Doktor Brocklesby nichts einzuwenden iſt, ſo muß man nothwendig vorausſetzen, daß die Haut auf des Vogels Zunge, oder ſein Schnabel inwendig verwundet geweſen ſey, welches vermuthlich hier der Fall war. Wenn das Oberhäutchen nicht offen iſt, ſo kann man dieſes Gift, aufgelöſet, ohne Gefahr über den ganzen Körper ſchmieren; und ich habe oft, indem ich Verſuche gemachet, nicht nur meine Hände, ſondern auch die Arme mit einer wäßrigen Solution von der Woorara benetzt, welche bloß von der Sonnenhitze

ſonſt unaufhörlich unterworfen ſeyn würden. Olivenöl, ſo unſchädlich es iſt, wenn man es verſchlingt, oder auf den Leib äußerlich ſchmieret, ziehet den gewiſſen Tod nach ſich, wenn es unmittelbar in die Blutgefäße eingeſprützt wird. Eben ſo iſt das Gift der Woorara, eingenommen, oder äußerlich aufgelegt, unſchuldig, obgleich nichts tödtlicher ſeyn kann, wenn es in die Adern oder Pulsadern gebracht wird. Anm. d. Grundſchr.

hitze in ein heftiges Aufſieden gerathen kann; ich habe ſie ſogar ohne Nachtheil auf der Haut trocknen laſſen. In dieſem Falle beruhet das Leben auf einer heilen Haut.

Wenn bloß ein lymphatiſches Gefäß durch einen von dieſen vergifteten Pfeilen verwundet iſt, ſo erfolgt eine Entzündung mit einem Fieber. Hiervon ſahe ich einmal ein Beyſpiel an einem Indianer, der zu der Plantage Herrn Iſaak Knot, Mitglieds des Raths und älteſten Hauptmanns der Bürgerſchaft von Demerary, bey dem ich mich damals aufhielt, gehörte; und dieſes war das einzige Exempel, wo ich Gelegenheit gehabt habe, die Wirkung dieſes Gifts an einem Menſchen zu ſehen. Dieſer Indianer hatte ſich zufälligerweiſe mit der Spitze eines vergifteten Pfeils an dem Zeigefinger ſeiner linken Hand leicht verwundet, fürchtete aber, weil kein Blut nachfolgete, keine Gefahr; allein als die Wunde bald hernach zu ſchmerzen anfieng, und die Hand merklich aufſchwoll, kam er zu mir, und bat um meinen Beyſtand. Ich war damals mit dieſem Gifte gänzlich unbekannt, und ſchickte daher nach einem indianiſchen Peji, von dem Stamme Arrowauk, der in der Nähe war; dieſen fragte ich durch einen Dolmetſcher: ob er kein Mittel wüßte? er antwortete mit nein, ſetzte aber hinzu, daß der Indianer nicht ſterben würde, weil nach dem Stiche, den man kaum ſehen konnte, kein Blut gekommen war. Indeſſen wurden doch die Wirkungen des Giftes in kurzer Zeit heftiger, und nicht nur die Hand, ſondern der ganze Arm war geſchwollen, der Puls geſchwind, hart, heftig, wobey eine große Fieberhitze, geſchwindes Athemholen und Durſt, nebſt einer Entzündung und Geſchwulſt der lymphatiſchen Drüſen

unter dem Arme *) zu bemerken war. Damals wurde ihm eine Ader geſchlagen, ſein Arm mit Olivenöl und Weineßig gebähet, und zugleich innerlich etliche antiphlogiſtiſche Mittel gegeben, welche genau zu erzählen von keinem Nutzen ſeyn würde, da ich nicht weiß, ob dieſe Mittel einigen Dienſt gethan haben. Nach ohngefähr zwölf

*) Dieſer Umſtand dienet zu Beſtärkung deſſen, was der berühmte Doktor Hunter in ſeinen anatomiſchen Vorleſungen (Anatomical Lectures) ſcheinet unwiderſprechlich dargethan zu haben, daß die lymphatiſchen und Milchgefäße, die ſich in einen gemeinſchaftlichen Canal vereinigen, welcher der *ductus thoracicus* heißt, ein beſondres Syſtem von abſorbirenden Gefäßen formiren; die einzigen Canäle, wodurch etwas in die Röhren des Kreislaufs kommen kann, wofern nicht die Blutgefäße vorher eine Zerſprenguug gelitten, und auf ſolche Weiſe einen unnatürlichen Eingang in ihre Cavitäten geben. Daß die lympatiſchen Gefäße die einzigen natürlichen einſaugenden Gefäße ſind, iſt unter andern ſtärkern Beweiſen aus dieſer Beobachtung offenbar, weil alle Gifte, die dem Scheine nach die feſten Theile (ſolida) angreifen, zuerſt auf die Milchgefäße oder ihre Drüſen wirken, da indeſſen die Blutadern, die man bisher für abſorbirend gehalten, unverletzt bleiben. Alſo greift das veneriſche Gift durch den Beyſchlaf nur die Drüſen in den Weichen an, durch welche die lymphatiſchen Gefäße von dem männlichen Gliede gehen, und erzeugt Bubones. Wenn das Gift durch die Bruſt in den Leib kommt, ſo wirket es auf die Drüſen unter den Armen, mit denen die lymphatiſchen Gefäße der Brüſte in Verbindung ſtehen. Und im gegenwärtigen Exempel finden wir, daß das Gift der Woorara ein Schwellen und Entzündung eben derjenigen Drüſen verurſachete, zu welchen es durch die lymphatiſchen Gefäſſe von dem Finger geführet worden, und worinnen es ſich verhalten hatte. Eben ſo war aber dem Gifte durch die lymphatiſchen Drüſen der Eingang in die Blutgefäße verſperrt, welche weislich ſo geordnet ſind, daß ſie allem, was der Geſundheit nachtheilig ſeyn könnte, den Eingang verſchließen. Anm. d. Grundſchr.

zwölf Stunden hatte die Heftigkeit der Symptome merklich abgenommen, und den folgenden Morgen waren ſie faſt gänzlich verſchwurden.

Dieſe Pfeile werden auf der Jagd gebraucht, inſonderheit aber die Meerkatzen zu tödten, welche gemeiniglich, wenn ſie mit unvergifteten Pfeilen verwundet worden, auf die Gipfel der Bäume laufen, wo ſie nicht herunterfallen, wenn ſie gleich todt ſind; da ſie hingegen, wenn ſie mit einem giftigen Pfeile geſchoſſen worden, ſich nicht mehr anhalten können, und folglich zur Erde fallen. Ich finde aber nicht, daß ſie in ihren Kriegen, welche ſehr ſelten ſind, jemals ihre vergiftete Pfeilen gegen Menſchen brauchen. Es iſt zu verwundern, daß ein Volk ohne Geſetze, von keinen Grundſätzen der Religion geleitet, durch keine Furcht gegenwärtiger oder zukünftiger Strafen eingeſchränkt, und mit einem ſo tödtlichen Gift verſehen, ſelbiges nicht manchmal zu Befriedigung des Haſſes, der Eiferſucht, und der Rache gebrauchet. Allein dieſe Leidenſchaften ſind in dem natürlichen Zuſtande zu kraftlos, wo zwar weniger Zwang, aber auch weniger Neigung und Verſuchung zu dem Laſter gefunden*) wird. Die verſchiedenen

*) Sollte wirklich der natürliche Zuſtand die Leidenſchaften ſchwächen, und den Hang zum Laſter vermindern können, welcher allen Nationen natürlich iſt? Warum äußert er dieſe Wirkung nicht auch auf die Wilden von den andern Stämmen und in Nordamerika, deren offenbar laſterhafte Neigungen von dem Verfaſſer zugeſtanden werden. Die Triebe zu allen Böſen liegen in aller Herzen, Vernunft und Inſtinkt, ſind viel zu ohnmächtig, ſie zu unterdrücken; dieſes lehrt uns nicht nur die Erfahrung, ſondern auch die heilige Schrift. Es ſind ganz andere Urſachen, warum ſich das Laſter bey manchen Völkern auf andere Art äußert als bey andern

denen Stämme mögen ohne Zweifel merken, daß der Schaden, den ſie durch den Gebrauch der vergifteten Pfeile in ihren Kriegen, einer um den andern würden leiden müſſen, den Vortheil, der daraus entſpringen könnte, weit überwiegen würde. Indeſſen iſt dennoch ſehr viel der freundlichen und leutſeeligen Gemüthsart zuzuſchreiben, wodurch ſie ſich glücklicher Weiſe von den mehr gegen Norden zu wohnenden Indianern unterſcheiden, indem ſie gar nichts von der Wildheit an ſich haben, die die Indianer unſerer Colonien auf dem feſten

andern, und warum bisweilen Nationen von gewiſſen herrſchenden Laſtern frey zu ſeyn ſcheinen, wiewohl an deren Stelle immer eine Menge anderer treten, die oft noch größer ſind. Man findet von ſolchen in der Erzählung des Verfaſſers Spuren gnug an dem gerühmten Stamme der Wilden, und man würde noch mehrere finden, wenn ſie umſtändlich gnug wäre. Die Philoſophie des Herrn Bancroft widerſpricht alſo hier, ſo wie hin und wieder im folgenden, dem, was die geoffenbarte Religion und die Beobachtung des menſchlichen Herzens lehret. Richtiger urtheilt einer unſrer größten Dichter:

Wir alle ſind verderbt, das allgemeine Gift
Iſt beyde Welten durch den Menſchen nachgeſchift.
Geiz, Ehr und Wolluſt herrſcht, ſo weit der Menſch gebietet
Und alles, was ein Herz, von dieſen ſchwanger, brütet—
Nicht Zeit noch Land noch Schwang vermag auf die Natur,
Die Quelle fließet ſtets, der Auslauf ändert nur.
Vergebens rühmt ein Volk die Unſchuld ſeiner Sitten;
Es iſt nur jünger ſchlimm, und minder weit geſchritten.
Der Lappen ewig Eis, wo, allzu tief geneigt,
Die Sonne keinen Reiz zur Ueppigkeit erzeugt,
Schließt nicht die Laſter aus, ſie ſind, wie wir, hinläßig,
Geil, eitel, geizig, träg, mißgünſtig und gehäßig;
Und was liegt denn daran, bey einem bittern Zwiſt,
Ob Fiſchfett oder Gold des Zweyſpalts Urſach iſt?

v. Haller.

ſten Lande in Amerika charakteriſirt, und welche ſie veranlaßt, ſolche abſcheuliche Verwüſtungen unter ihren innern wehrloſen Einwohnern anzurichten.

Die Begriffe von der Religion ſind unter allen bekannten Stämmen im holländiſchen Guiana einander faſt gleich. Sie glauben alle mit Gewißheit das Daſeyn Eines allerhöchſten Gottes, des Urhebers der ganzen Natur. Dieſer Glaube aber gründet ſich nicht auf die Betrachtung der Wirkungen, der Weisheit und Macht, welche die unzählbaren Theile des Ganzen mit ſolcher Harmonie geordnet hat, daß Millionen Welten, ohne einander zu hindern, ſich um Millionen andre herumwälzen; nicht auf Betrachtung der Ordnung, Schönheit, und Regelmäßigkeit, welche aus jedem Theile unſers materiellen Syſtems deutlich hervorleuchtet; ſondern auf die Unförmlichkeiten, und widernatürlichen Bewegungen der Natur, welche einem Philoſophen vielleicht zum Scepticismus und Unglauben Anlaß geben würden. Indeſſen ſieht der Indianer dennoch unläugbare Beweiſe von einer Gottheit in Erdbeben, Wunderzeichen, Ungewittern, und Stürmen.

Die Haupteigenſchaft, die ſie der Gottheit beylegen, iſt die Güte. Ob ſie ihr gleich das Gute zuſchreiben, ſo geben ſie ihr doch keines von den Uebeln des Lebens Schuld. Gutes und Böſes halten ſie für ſo weſentlich unterſchieden, für ſo unvereinbar mit einander, daß beydes nach ihrer Meinung nimmermehr aus einer Quelle fließen kann. Sie haben deswegen eine Claſſe von untergeordneten ſchlimmen Weſen eingeführet, welche ein Vergnügen daran finden, und die Erlaubniß haben, die Menſchen zu quälen und zu plagen, und überhaupt mit unſern gemeiniglich angenommenen

Begrif-

Begriffen von Teufeln ſehr vieles gemein haben. Dieſen ſchreiben ſie alles Unglück und Widerwärtigkeiten des Lebens zu. Tod, Krankheiten, Wunden, Schläge, und alle unglückliche Zufälle des Lebens, rühren nach ihrer Meinung unmittelbar von dem böſen Einfluſſe dieſer Weſen her. Die Indianer nennen dieſelben Yowahoo's, und bilden ſich ein, ſie wären ſtets beſchäftiget, auf Maaßregeln zu denken, wie ſie die Menſchen plagen wollen. An dieſe Yowahoo's richten ſie daher ihr Gebet, und ſuchen in Widerwärtigkeiten allerley Mittel vorzukehren, um ihren Zorn abzuwenden, oder zu beſänftigen, da ſie indeſſen die Anbetung der oberſten Gottheit gänzlich verabſäumen.

Faſt in jeder Familie hat man eine dieſem Dienſte gewidmete Perſon, welche in ſich den Charakter eines Prieſters und eines Arztes vereiniget. Dieſe werden Peji's oder Symmeties genennet, und ſtehen bey dem gemeinen Volke in dem Anſehen, als ob ſie einen beſondern Einfluß von dieſen Yowahoo's hätten, nicht nur ihr Misfallen von gewiſſen Perſonen abzuwenden, ſondern ihre Rache auf ſolche Perſonen zu lenken, auf die es ihnen gefällt; ein Glaube, welchen dieſe Peji's immerfort unterhalten, und dieſes aus eigennützigen Grundſätzen, welche man unter allen Ständen der Menſchen antrift, ſie mögen im natürlichen Zuſtande oder der bürgerlichen Geſellſchaft leben. Wenn daher eine Perſon krank oder verwundet iſt, giebt man alsbald einem ſolchen Symmetie Nachricht davon, welcher bey Nacht mit allen den erforderlichen Werkzeugen, um ſeine verſchiedenen Verrichtungen machen zu können, einen Beſuch bey ſeinem Kranken ablegt. Das vornehmſte Werkzeug iſt ein großer von den Saamenkörnern

und innerm ſchwammichten Weſen gereinigter Kürbis, in welchen eine Menge kleiner zirkelrunder ſowohl als langer ſchmaler Löcher an verſchiedenen Orten der Schale gemacht ſind, die zugleich mit mancherley Farben gemahlt iſt. In die Schale werden etliche kleine weiße Steinchen geworfen, welche eine Art von Achaten ſind, und deswegen bey dem Pöbel unter den Indianern in einer abergläubiſchen Hochachtung ſtehen, ſo daß dieſe ſich nicht einmal getrauen ſie anzurühren. Hierzu werden eine große Anzahl kleiner erbſenähnlicher mit ſchwarzen und gelben Flecken geſprenkelter Saamenkörner gethan, davon einem, wie die Indianer durchgängig glauben, die Zähne ausfallen, wenn man ſie kauet. Sodann wird ein langes rundes Stück Holz mitten durch die Schale quer durchgeſteckt, zu welchem Zwecke zwey Löcher ausdrücklich dazu gemacht ſind, ſo daß jedes Ende deſſelben einen Fuß weit über den Kürbis hervorraget. Das ſtarkſte Ende dienet ſtatt eines Griffs, und das andere iſt mit einem langen Bande ſchöner Federn von mancherley Farben gezieret, welches in ſchneckenförmigen Zirkeln um die Spitze deſſelben gewunden iſt.

Mit dieſer magiſchen Schale hebt der Peji ſeine nächtliche Beſchwörung gegen zehen Uhr in der Nacht an, nachdem vorher das Zimmer verfinſtert worden, und er alle übrige Perſonen, außer ſeinem Patienten, hat hinausgehen laſſen. Er klappert mit ſeiner Schale, indem er ſie in einem Kreiſe langſam herumdrehet, und zu gleicher Zeit ein Gebet an den Yowahoo abſingt, welches ſowohl als die Bewegung der Schale bis Mitternacht unaufhörlich wiederholt wird, da denn der Peji vorgiebt, mit dem Yowahoo ein Geſpräch zu haben.

Wer alsdenn neugierig iſt zu horchen, der kann zwo dem Schein nach unterſchiedne Stimmen zu hören bekommen, es müßte denn gleich zu der Zeit regnen, da denn der Peji ſogleich ſeine Beſchwörung abbricht, und ſie bis auf den folgenden Abend verſchiebet. Was bey dieſem Geſpräch vorfällt, iſt ſelbſt dem gemeinen Volke unter den Indianern unverſtändlich, der Peji aber giebt eine ſeinen Muthmaaßungen gemäße Nachricht von dem Ausgange der Krankheit, obwohl insgemein in zweydeutigen und zweifelhaften Ausdrücken.

Unter den weißen Einwohnern, die ſich lange in dieſer Colonie aufgehalten haben, giebt es viele, welche dieſe Geſpräche für etwas wirkliches halten, auch wollen ſie ſich nicht bereden laſſen, daß die Stimme, welche dem Yowahoo beygeleget wird, und aus den Wäldern zu kommen ſcheinet, füglich von dem Peji gemacht werden könne.

Dieſe Ceremonie hat einige Gleichförmigkeit mit dem Pawwaws der nord-americaniſchen Indianer; wie ſich denn alle die verſchiedenen Stämme auf dem feſten Lande eines Umganges mit böſen Geiſtern rühmen. Die Pejis aber treiben die Betrügerey ſo weit, daß ſie, wenn ihnen eine Krankheit zuſtößt, das Poſſenſpiel mit ſich ſelbſt vornehmen; ein Kunſtgriff, der nicht wenig dazu beygetragen hat, alle Zweifel wider die Wahrheit ihres Vorgebens über den Haufen zu werfen.

Dieſe Exorciſationen werden gemeiniglich alle Nächte wiederholt, ſo lange des Patienten Krankheit noch im Zunehmen iſt; ſobald ſich aber eine glückliche Veränderung oder Criſis eräugnet hat, giebt der Peji vor, er wollte die Urſache der Krankheit herausziehen, indem er an dem Theile, welcher am meiſten geſchmer-

zet,

zet, oder das meiſte gelitten, ſauget, und denn aus ſeinem Munde Fiſchgräten, Dornen, Schlangen, Zähne, oder andre dergleichen Dinge, die er vorher darinn verborgen hatte, herausbringt, und vorgiebt, ſie wären boshafter Weiſe von den Yowahoos in den leidenden Theil gebracht worden. Der Kranke hält ſich ſodann für geheilet, und der Einfluß der Einbildung beſchleuniget ſeine Geneſung nicht wenig. Indeſſen verabſäumen ſie während der Zeit den Gebrauch der wenigen Arzeneymittel nicht, deren Kräfte mehr durch den Zufall, als durch Nachforſchen entdeckt worden, und von denen ſie in ſcheinbar ähnlichen Fällen bemerkt haben, daß ſie gute Wirkungen thun, ohne die Art ihrer Wirkung zu wiſſen, oder wiſſen zu wollen. Einem ſo einfältigen Urſprunge hat die Arzeneywiſſenſchaft, von ihren neuern Verbeſſerungen entblößt, ihr ganzes Seyn zu danken. „Diligentes homines haec notaſſe, „quae plerumque melius reſponderent, deinde „aegrotantibus ea praecipere, coepiſſe; ſic medici„nam ortam: ſubinde aliorum ſalute, aliorum in„teritu, perniciosa diſcernentem a ſalutaribus *). Wenn aber die vereinte Kraft der Beſchwörung und der Arzeneyen nicht vermögend ſind, das Leben zu erhalten, ſo ſchreibt der Peji des Kranken Tod entweder dem unverſöhnlichen und eingewurzelten Haſſe des Yowahoo, oder dem Einfluſſe eines andern Peji zu, den ſich der Kranke unglücklicher Weiſe zum Feinde gemacht, und der alle ſeine Bemühungen für deſſen Geneſung hintertrieben hat; wenn der Patient geſtorben iſt, ſo wird der Kürbis, welcher ohne guten Erfolg gebraucht worden, verbrannt, und ein neuer an deſſen Stelle gemacht.

N 2 Die

*) CELSUS *praef. Libr. I. p. 9.*

Die Würde der Peji's iſt erblich, und wird allezeit nur auf den älteſten Sohn des Peji gebracht, welcher mit vielen geheimen, aber abergläubiſchen Ceremonien, die etliche Wochen nach einander dauern, in den Geheimniſſen ſeiner Pejiſchaft unterrichtet wird. Unter andern ſeltſamen Ceremonien ſeiner Einweihung, wird er mit dem Safte von Tobacksblättern trunken gemacht, bis dieſer nicht mehr als ein Brechmittel wirket; denn der Toback wird bey allen Eingebohrnen von Amerika für eine heilige Pflanze gehalten.

Den Tag nach des Indianers Tode wird derſelbe nackend verbrannt, und dieß geſchieht in Verſammlung ſeiner Verwandten, Freunde und Bekannten, die, nach vollbrachter Ceremonie, ihr Heulen und Klagen in ein Trinkfeſt verwandeln, wo ihr Piworree reichlich herumgegeben wird. Dieſes nebſt einem andern Tranke, welcher nur wenig verſchieden iſt, und Beltera heißt, ſind die einzigen gegohrenen Getränke, die bey den Indianern bekannt waren, ehe ſich die Europäer hieher begaben. Dieſe Gelegenheiten geben ein lächerliches Schauſpiel von Schreyen, Singen, Lachen und Trunkenheit; ſonderlich machen die alten Weiber viel Lerm, treiben allerley Muthwillen, und ſingen laute Geſänge zum Lobe der abgeſchiedenen Perſon. Das ganze macht eine verwirrte Scene von Fröhlichkeit und Schmerz aus, die in einem Gegenſtande lächerlich vereiniget ſind. Nachdem der Körper etliche Wochen in der Erde gelegen hat, und das Fleiſch für völlig verfaulet gehalten wird, wird das Grab geöfnet, die Gebeine herausgenommen, und unter die Verwandten ausgetheilet, bey welcher Gelegenheit eben dieſelbe lächerliche Scene von Lachen und Heulen wieder vorgenommen wird.

Obgleich die einzelnen Glieder der verſchiedenen Stämme unter den Indianern in guter Freundſchaft mit einander leben, und die Geſetze der Gaſtfreyheit gegen einander ausüben, ſo haben ſie doch keinen Oberherrn, ſind durch keine Geſetze eingeſchränkt oder geſchützt, ſondern eine Beleidigung, die ihnen wiederfährt, wird entweder gerächt oder verziehen, nachdem der Gemüthscharakter der beleidigten Perſon beſchaffen iſt. Zum Glück aber ſind Beleidigungen etwas ungewöhnliches, wie ſie es in einem Stande ſeyn müſſen, wo Schwelgerey und Ungleichheit unbekannt ſind, wo die Einwohner keine weitern Bedürfniſſe haben, als ſolche, die ſich ſehr leicht befriedigen laſſen, wo jeder Segen der Natur das gemeinſchaftliche ungetheilte Eigenthum aller iſt, und wo mithin keine Verſuchung zu Spitzbüberey und Unbilligkeit ſeyn kann. Eine in einem ſolchen Stande verübte Beleidigung muß entweder die Wirkung der Trunkenheit, oder des Muthwillens ſeyn, und man hat durchgängig bemerkt, daß alle ihre Uneinigkeiten blos von der Unmäßigkeit herkommen.

In dieſem natürlichen Zuſtande halten die Väter ihre Kinder blos durch das väterliche Anſehen im Zaume, bis dieſelben zu reifern Jahren kommen, in welchen die Vernunft ſtark genug iſt, den ſchwachen Verſuchungen, denen ſie ausgeſetzt ſind, zu widerſtehen. Um dieſe Zeit verheirathen ſie ſich. Obſchon die Polygamie allgemein erlaubt iſt, ſo wird ſie doch nicht oft ausgeübet. Man ſieht ſelten, daß ein Indianer der Mann von mehr als einer Frau iſt, die erſte müßte denn ſehr alt und häßlich werden; in dieſem Falle nimmt er eine zwote Frau, die ohngefähr ſieben oder

acht Jahre alt iſt, welche bey der erſtern wohnet, und ihr in allen häuslichen Verrichtungen an die Hand gehet, bis ſie mannbar iſt, welches in dieſem Clima gemeiniglich zwiſchen dem zehnten und eilften Jahre geſchiehet, worauf ſie alsdann bey ihrem Manne ſchläft. Die Heirathsceremonie iſt nichts weiter als ein Saufſeſt. Allein ohngeachtet die Religion ihre eheliche Treue nicht in Schranken hält, ſo iſt gleichwohl der Ehebruch unter ihnen nicht ſo gewöhnlich, als bey geſitteten Völkern. Man ſiehet nur allzuviele unter dieſen vor dem Altare, auf die feyerlichſte Art, böslich in Verbindungen treten, ohne die geringſte Abſicht ſie zu erfüllen; ein Verbrechen, welches ſo allgemein iſt, daß ſolches oft thörichter Weiſe mit der häufigen Begehung deſſelben entſchuldiget zu werden pflegt. Bey den Indianern aber iſt die Natur das einzige Geſetz der Liebe, und Beſtändigkeit iſt das Gebot der Natur. Jedoch iſt dieſes nur der Fall bey denen, welche in einiger Entfernung von den Europäern leben, und durch ihre Sitten noch nicht verderbt ſind; die Indianer hingegen, welche einen nähern und dauerhaften Umgang mit den Weißen haben, werden von denſelben in ihrem natürlichen Hange zur Völlerey und Unmäßigkeit beſtärkt, damit ſie deſto leichter ihre Weiber verführen können. Indeſſen iſt doch keine Beleidigung, worüber ein Indianer empfindlicher wäre, oder die er öfter zu rächen pflegte, als dieſe; obſchon nicht an den Weißen, für welche dieſes Volk keine geringe Ehrerbietung hat. Obgleich aber die Keuſchheit nach der Verheirathung erfordert wird, ſo hält man ſie doch, ſogar bey den Frauensperſonen, vor dieſer Ceremonie für nichts weniger als nothwendig, und der

Mann

Mann iſt nicht, wie bey den orientaliſchen Nationen, unzufrieden, wenn man ihm ſeine Frau für eine Jungfer ausgegeben hat, die ſie doch nicht iſt, ſondern es ſcheinet eine vollkommen gleichgültige Sache zu ſeyn.

Nach der Heirath wird für das neue Ehepaar ein Haus, ohnweit dem Hauſe des Vaters, mit den Geräthſchaften, wie ich ſie bereits beſchrieben habe, verſehen; und da ſich die Männer ſtärker finden als die Weiber, ſo maßen ſie ſich einer Oberherrſchaft an, die ſie, Troz der Liebe, über ihre Weiber ausüben, welche ihnen nicht nur in allen häuslichen Geſchäften an die Hand gehen, ſondern auch ſogar beym Ackerbau, nachdem die Männer vorher den Boden von den Bäumen gereiniget haben, helfen müſſen. Hier pflanzen die Weiber Caſſave, Plantins und Yams, ſo viel ſie zu Brod und Piworree brauchen. Die iztgedachten drey Gattungen ſind faſt die einzigen Vegetabilien, die ſie nutzen, welche ihnen die Natur nicht freywillig darbietet; und unter dieſem Himmelsſtriche iſt die Arbeit eines Monats alle Jahr vollkommen hinreichend zu dem Anbaue dieſer Bäume.

Ein gewiſſer Appetit nach thieriſcher Speiſe, und die Leichtigkeit, ſolche in dieſem Lande zu bekommen, hat alle Männer zu Jägern gemacht, und in der That iſt die Jagd faſt ihre einzige Beſchäftigung. Wenn ihr Fleiſchwerk zu Ende geht, ſo nimmt der Hausvater ſeine Pfeile und Bogen, und geht nach Wildpret aus. Gelingt es ihm nicht, ein Reh oder Labba auszuſpühren, ſo ſetzt er ſich bey einem Baume nieder, und ahmet das Geſchrey eines Puccarara oder indianiſchen Kaninchens nach; und da es deren in Menge giebt, ſo laſſen ſich bald etliche ſehen, wovon er ſo

 viele,

viele, als er bedarf, ſchießt, und nach Hauſe geht, wo er ſo lange bleibt, bis ihn der Hunger erinnert, daß ſein Vorrath aufgezehret iſt. Hat er Appetit zu Fiſchen, ſo geht er an eine kleine Krieke, in die ſich ein Fluß ergießt. Dieſer wird gemeiniglich bey dem Auslaufe umzäunet, und nur eine kleine Oefnung von drey oder vier Fuß in der Weite gelaſſen, durch die der Fiſch mit dem Strome des Fluſſes, um Nahrung zu ſuchen, durchfährt. Dieſe Oefnung machen die Indianer zur Zeit der Fluth zu, und dieß geſchieht mittelſt einer Befriedigung von Stöcken, die ſo dicht an einander gebunden ſind, daß kein Fiſch dadurch entwiſchen kann. Manche dieſer Krieken laufen zur Zeit der Ebbe dergeſtalt ab, daß man alsdenn die Fiſche im Schlamme liegend findet. Wenn dieſes nicht iſt, ſo werden die Fiſche trunken gemacht, indem man zu der Zeit der Ebbe eine geſtoßene Hiarrawurzel hinein wirft, wovon ſie in kurzer Zeit unbeweglich auf der Oberfläche des Waſſers ſchwimmen, und alsdenn gefangen werden.

Die gewöhnliche Weiſe der Indianer, alle thieriſchen Speiſen zu kochen, iſt, daß ſie ſolche entweder mit Waſſer, oder dem Safte von der giftigen Caſſave ſieden, und eine ſolche Quantität Pfeffer dazu thun, daß einem, der an deſſen Gebrauch nicht gewöhnt iſt, den Augenblick die Haut im Munde abgehen möchte; obſchon derſelbe in dieſem Clima unumgänglich nothwendig iſt, die feſten Theile des Körpers zu ſtärken, und die Verdauung, welche ſonſt unvollkommen ſeyn würde, zu befördern. Es iſt zwar eine allgemeine, aber irrige Meinung, daß der häufige Gebrauch der

Gewürze den Einwohnern heißer Himmelsgegenden ſchädlich ſey, da doch im Gegentheile nichts der Geſundheit zuträglicher iſt; wie wir denn finden, daß die Natur ſie nicht nur vorzüglich in dieſer Zone hervorgebracht, ſondern auch die Einwohner ihren Gebrauch gelehret hat; und nicht nur die Indianer in Amerika zwiſchen den Wendezirkuln, ſondern auch die Einwohner von Afrika und Oſten, alle dieſe nehmen zu ihren Speiſen eine große Menge Gewürze, inſonderheit Pfeffer. Ein Gebrauch, worinn es ihnen bald in einem ſtärkern, bald in einem geringern Grade alle Europäer nachthun, die ſich lange genug in dieſen Ländern aufgehalten haben, um ſeinen Nutzen kennen zu lernen. Durch dieſes Mittel ſchützen ſich die Indianer gänzlich für allen den abwechſelnden Fiebern, die bey den übrigen Einwohnern von Guiana, welche ihnen hierinn nicht nachahmen, endemiſch ſind. Obgleich aber die Indianer in dem Gebrauche des Pfeffers ſo weit gehen, ſo werden ſie doch niemals von der Gicht geplagt, ohngeachtet die Feuchtigkeit der Luft ſolche den weißen Einwohnern, die ſie aus Europa mitgebracht haben, ſehr beſchwerlich macht. Ich bin daher geneigt, zu glauben, man ſollte nicht länger die Gewürze unter die vorbereitenden Urſachen zu dieſer Krankheit zählen. Dagegen gebrauchen die Indianer zu ihren Speiſen ſehr wenig Salz, und ehe die europäiſchen Völker zu ihnen kamen, hatten ſie gar keins, außer was ſie bisweilen durch Abkochung des Seewaſſers in ihren kleinen irrdenen Töpfen bekamen; die aber tiefer im Lande wohneten, hatten in ihrem Leben kaum dergleichen geſehen. Die Indianer haben keine geſetzte Zeit zum Eſſen, außer Abends,

wenn ſie von der Jagd kommen; zu andern Zeiten eſſen ſie, wenn ſie der Hunger daran erinnert.

Ich habe vergeſſen zu ſagen, daß ſich die Peji's aus Religion von dem Fleiſche der Ochſen, Schaafe, und aller übrigen Thiere enthalten, die in Amerika nicht einheimiſch, und erſt von den Europäern dahin verſetzet worden ſind.

Die Indianer trinken beym Eſſen Piworree, wenn ſie dergleichen haben; ihre Trägheit und Nachläßigkeit aber macht, daß es ihnen oft daran fehlt, in welchem Falle ſie deſſen Stelle mit Waſſer erſetzen. Jedoch iſt in dieſem Clima, und bey ihrem natürlichen Hange zur Unmäßigkeit ihre Nachläßigkeit ein Glück, weil ſie ſonſt die meiſte Zeit ihres Lebens betrunken ſeyn würden. Ihre Gleichgültigkeit wegen der Zukunft aber, iſt keinesweges unnatürlich oder ſonderbar, da Unbeſorgniß der allgemeine Hauptcharakter aller unciviliſirten Völker iſt. Die gegenwärtige Bequemlichkeit eines künftigen Vortheils wegen aufzugeben, einen unmittelbaren Genuß um eines entfernten willen fahren zu laſſen, kann nur die aufgeklärte Vernunft den Menſchen antreiben.

Da die Indianer nur wenig, und öfters gar kein Salz haben, und ſie gleichwohl zuweilen einen gröſſern Vorrath von Fleiſch beyſammen haben, als ſie auf einmal verbrauchen können, ſo erhalten ſie es auf die Weiſe wie die dariſchen Indianer, indem ſie das Fleiſch trocknen und über einem kleinen Feuer räuchern. Wenn durch dieſes Mittel der meiſte Theil der Säfte heraus iſt, ſo kann es viele Monate ohne Gefahr der Fäulniß aufgehoben werden.

Die Einfalt der Lebensart dieſes Volks, die Wenigkeit ihrer Bedürfniſſe, und die Leichtigkeit, ſie in einem ſo glücklich gelegenen und mit den Nothwendigkeiten des Lebens ſo reichlich verſehenen Lande zu erſetzen, erlauben ihnen nicht, einen beträchtlichen Theil ihrer Zeit auf Sorgen für ihren Unterhalt zu verwenden, und ſie haben alſo volle Muße, den mancherley Arten von Ergötzlichkeiten und Vergnügen nachzuhängen, die ihren einfältigen, ländlichen Neigungen am angenehmſten ſind. Einen Theil dieſer müßigen Stunden bringen ſie mit Baden und Schwimmen in den Flüßen zu, welches ſie mit einander in Geſellſchaft, ohne Unterſchied des Geſchlechts, zu verſchiedenen Zeiten des Tages thun. Sie haben ſo viel Uebung im Schwimmen, und thun es ſo oft, daß ſie faſt verdienten, unter die Claſſe der Amphibien gerechnet zu werden. Sie finden dieſe Leibesübung nicht nur angenehm, ſondern auch heilſam, weil ſie zu Unterdrückung der übermäßigen Ausdünſtung und zu Erhaltung ihrer Geſundheit dienlich iſt. Zu andern Zeiten beſuchen ſie einander, und unterhalten ſich wechſelsweiſe nicht nur mit den gewöhnlichen häuslichen Vorfallenheiten, ſondern auch mit einer Menge von Mährchen, welche luſtig, bedeutend, und voll von der naiven Moral ſind, die ſie ihre eingeſchränkten Beobachtungen und ungebildeten Gemüther gelehret haben. Bey dieſen Gelegenheiten überlaſſen ſie ſich kindiſchen Freudensbezeugungen, Tänzen, oder unmäßigem Gelächter; aber Harmonie und gute Laune walten dabey allezeit vor, bis der Trunk die Oberhand behält. Den größten Theil ihrer leeren Stunden aber bringen ſie müßig in ihren Hangematten zu, worinn

ſie nicht nur ſchlafen, ſondern auch eſſen, Beſuch annehmen, ſpielen, eine Art heiſerer plumper Flöten blaſen, ihre Bärte ausrupfen, oder ſich im Spiegel beſehen, und ihre Geſichtszüge bewundern; denn ſie ſind nicht ohne Eitelkeit.

Ihre Trägheit ſcheint ihren Grund in ihrer Conſtitution zu haben, und wird durch die Wärme und Feuchtigkeit der Atmosphäre verurſacht, welche zuſammengenommen die Körper der Einwohner ſchlaff machen und ſchwächen, daß ſie alſo weniger lebhaft und munter ſind, als die in den kältern Zonen. Wenn ſie aber weniger Fähigkeit oder Neigung zur Arbeit haben, ſo haben ſie ſolche auch weniger nöthig, als unter andern Himmelsgegenden, weil eben dieſe Hitze und Näſſe, welche den Körper ſo entkräftet, eine überflüßige Fruchtbarkeit des Bodens, ein geſchwindes und reichliches Wachsthum der Pflanzen, und eine Menge wilder Thiere und Pflanzen erzeuget. Dieſes alles, nebſt der Abweſenheit des Winters, und andern eigenen Vorzügen, erſetzet dieſe Schwäche reichlich. Die Natur hat es allemal ſo eingerichtet, daß beynahe jedes Uebel gewiſſermaßen durch einen daraus kommenden Vortheil gemildert wird.

Die Indianer ſind ſehr wenig mit der Hebammenkunſt bekannt, allein die Natur hat ſolche zum Glück unnöthig gemacht, da ſie kaum jemals von einer ſchweren uud ſchmerzhaften Geburt etwas wiſſen, und weiter nichts nöthig iſt, als das Kind, wenn es von ſich ſelbſt kömmt, aufzunehmen, und die Nabelſchnur abzulöſen, welches ſie mit einer glühenden Kohle thun, womit ſie zugleich das abgeſonderte Ende cauteriſiren, und alſo das Band unnöthig machen. Bey

der=

dergleichen Gelegenheiten leiden die Frauen ſo wenig, daß ſie von dem richterlichen Spruche: mit Schmerzen ſollſt du Kinder gebähren, welcher über Even ausgeſprochen ward, und alle Weiber der geſitteten Völker trift, faſt ausgenommen zu ſeyn ſcheinen. Die Mutter und das neugebohrne Kind werden, wenn die erſtere entbunden iſt, an ein Waſſer geführet und hineingetaucht, den folgenden Tag aber kann ſie ſich wieder der Beſorgung ihres Hausweſens unterziehen.

Kinder mit natürlichen Mängeln werden hier faſt niemals gebohren, und es iſt etwas ſehr ungewöhnliches, einen lahmen oder ungeſtalten Indianer zu ſehen. Anſtatt daß die Kinder durch übertriebne Sorgfalt und Zärtlichkeit unterdrückt würden, bringen ſie vielmehr ihre Kindheit hin, ohne ſonderliche weitere Aufmerkſamkeit oder Wartung von den Eltern, blos die Speiſe ausgenommen, zu genießen. Dieſe Verabſäumung aber iſt ihnen im geringſten nicht nachtheilig, ſondern ſie bekommen viel eher Stärke, und Fähigkeit ſich ſelbſt zu helfen. „Mollis illa edu„catio, quam indulgentiam vocamus, nervos „omnes et mentis et corporis friget„ *). Sobald die Knaben den männlichern Jahren etwas näher kommen, begleiten ſie den Vater auf die Jagd, und erlangen durch Uebung und Erfahrung einen Grad von Klugheit und Geſchicklichkeit darinnen, wodurch ſich alle Indianer unterſcheiden. In eben der Zeit werden die Mädchen angehalten, der Mutter in ihren häuslichen Verrichtungen die nöthigen Dienſte und Handreichung zu leiſten.

*) QVINCTIL. *Lib. I. cap. 3.*

Da die Indianer ganz und gar keine Buchſtaben kennen, ſo ſind ſie nicht im Stande die Art und Weiſe einzuſehen, wie man dieſelben gebrauchen kann. Die Bücher ſehen ſie mit einer abergläubiſchen Ehrerbietung als Werkzeuge an, wodurch die vergangenen und zukünftigen Geheimniſſe entdeckt werden können. Sie ſcheinen einige Begriffe von einem künftigen Zuſtande zu haben, allein ihre Ideen von dieſer Sache ſind ſo verwirrt und zweifelhaft, daß ſie eine künftige Fortdauer mehr zu hoffen, als aus Ueberzeugung zu glauben ſcheinen. Man merkt aber nicht, daß ſie ſich ſonderliche Mühe gäben, in Abſicht dieſer Sache eine völlige Gewißheit zu erlangen, ſondern eine gewiſſe träge Ruhe und Unachtſamkeit wegen der Zukunft hat nicht nur in dieſem, ſondern auch in jedem andern Falle die Oberhand, und ihre Sorge, anſtatt ſich bis auf den Stand einer künftigen Exiſtenz zu erſtrecken, reicht ſelten bis über die gegenwärtige Stunde hinaus. So veranſtalten ſie auch, außer dem Ackerbaue, nichts für die Zukunft; und obgleich die Arbeit zu Erbauung einer hinlänglichen Quantität von Caſſave ſo gar gering iſt, ſo verſchieben ſie dennoch ihre Sorgen wegen dieſes Umſtandes ſo lange, bis es ihnen nicht nur an Piworree, ſondern auch ſogar an Brodte fehlet, in welchem Falle ſie ganz zufrieden ihre Zuflucht zu dem Gebrauche der Sipera, oder Grünherzbaumäpfel nehmen.

Dieſe träge Nachläßigkeit und Sorgloſigkeit, welche in einem kältern Clima das größte Elend nach ſich ziehen würde *), verurſacht bey dieſer Gele-

*) Das Clima dürfte wohl dabey nicht den großen Einfluß haben, den der Herr Verfaſſer ſich vorſtellt. Der uncul-

Gelegenheit nur eine geringe Unbequemlichkeit, und beſe-ſtiget in ihren Gemüthern eine glückliche Ruhe, die weder durch Mangel noch Ueberfluß geſtöhret werden kann. Wenn ſie in der Fülle leben, ſo ſind ſie gefräßig und unmäßig; iſt aber ihr Zuſtand das Gegentheil, ſo ertragen ſie voller Enthaltſamkeit die Beſchwerlichkeiten des Mangels, ohne ein ſonderliches Verlangen oder Aengſtlichkeit zu bezeigen. Wenn die menſchliche Glückſeligkeit in der Genügſamkeit beſteht, ſo muß dieſes Volk nothwendiger Weiſe vor allen andern glücklich ſeyn, da ſie keinen andern Mangel haben, als der leichtlich zu erſetzen iſt, und da ſie alle in einem Stande der vollkommenſten Gleichheit leben, in welchem die Quaalen des Misvergnügens, des Neides, der Ruhmſucht und des Geitzes unmöglich Statt finden können.

Weil die Indianer keine Methode haben, die Zeit auf etliche Jahre hintereinander abzumeſſen, ſo iſt es unmöglich, die Länge ihres Lebens genau zu beſtimmen; jedoch haben manche unter ihnen Runzeln und andern Merkmaalen eines hohen Alters, aber keine Platten und grauen Köpfe, womit ſie auch in dem höchſten Alter verſchont bleiben. Indeſſen rechnen ſie dennoch die Entfernung der Begebenheiten nach Monden, wofern ihre Anzahl nicht über zehen oder zwölfe gehet, weiter hinaus aber wiſſen ſie ſich ſelten ihrer Anzahl genau zu erinnern. Ihre Art von Numeration geſchieht durch Einheiten, Zehner und Zwanziger, bis ſie hundert errei-

chen,

uncultivirte Lappländer, der Grönländer, der Eskimau, der Samojede bringt ſein Leben in faſt einerley Trägheit zu. Nicht ſowohl das Clima, ſondern die Menge der Bedürfniſſe iſt die Mutter der Induſtrie.

chen, hernach haben ſie keine genaue Methode, die Anzahl der Dinge auszudrücken, machen es aber gemeiniglich ſo, daß ſie ſo eine Quantität von Haaren zeigen, die nach ihrer Vorſtellung mit den Zahlen, wovon ſie einen Begrif geben wollen, ein nahes Verhältniß hat.

In allem ihrem Gewerbe mit andern, oder mit Europäern, ſchätzen ſie den Werth der Dinge nach ihrer gegenwärtigen Bedürfniß; und ein Indianer wird zu einer Zeit für dasjenige ein Beil eintauſchen wollen, wofür ein andrer nur einen Angelhaken verlangt, ohne auf eine Ungleichheit zwiſchen beyder Werth zu ſehen.

Die Arrowaukindianer laſſen ſich niemals in Kriege mit ihren Nachbarn ein, ja nicht einmal in den Kunſtgrif, unter denen tiefer im Lande wohnenden Nationen Sclaven zu machen, wozu die Holländer die Stämme der Caribben und Accawau aufgemuntert haben. Ob ſie einſehen, daß ſie die Hände nicht zu dem Ende haben, um einander zu verheeren, oder ob es eine Wirkung der Verzagtheit iſt, will ich nicht entſcheiden. Indeſſen haben ſie doch ſich ſelbſt ohne Kriege in dem Stande einer völligen Unabhängigkeit erhalten. Dieß iſt unter ungeſitteten Nationen gar keine ſchwere Sache, wenn ſie ſich nur in Acht nehmen, einander nicht zu beleidigen, oder zur Rache zu reitzen. Die Eroberung von Ländereyen, oder Sclaven, die für ſolche Völker von keinem Nutzen ſind, kann ſie unmöglich zum Kriege aufmuntern, und es würde ſchwer ſeyn, ein Volk, das ſo wenig Bedürfniſſe hat, in ſeiner Bothmäßigkeit zu erhalten. So etwas zu wagen, würde eine gewiſſe Beſchwerde ſeyn, ohne den gering=

geringſten Vortheil zu bringen. Wir finden auch, daß ſich beynahe alle barbariſche Nationen vielmehr aus Antrieb der Rache, als aus eigennützigen Abſichten in Krieg einlaſſen; außer nur, wenn ſie Gelegenheit haben, die Gefangenen andern zu verkaufen, die ihnen ſelbſt zu nichts nütze ſeyn würden. Eine ſolche gute Gelegenheit finden die Indianer in Guiana wirklich, ſeitdem die Holländer Wohnungen auf dieſer Küſte errichtet haben; dieſe aber haben die friedlichen Arrowauks von jener Beleidigung ausgenommen, indem ſie ſie von der Möglichkeit, Sclaven zu werden, ausnehmen.

Wenn ich die Sitten dieſer Indianer betrachte, ſo erblicke ich, etliche wenige Umſtände ausgenommen, ein liebenswürdiges Bild von der Unſchuld und Glückſeligkeit der erſten Zeiten *), welche hauptſächlich aus der Wenigkeit der damaligen Bedürfniſſe, und der allgemeinen Gleichheit entſpringt. Die letztere hebt alle Rangordnungen unter ihnen auf, nur die ausgenommen, welche Alter und perſönliche Verdienſte machen, und befördert die Ruhe, Harmonie und Freyheit ihres wechſelſeitigen Umgangs und Gewerbes. Sie erleichtert dem indianiſchen Liebhaber die Erlangung

*) Herr Bancroft hat ſich von dem Urbilde unſtreitig einen ungegründeten Begrif gemacht. Richtigere Betrachtungen über das moraliſche Verhalten ſolcher Völker, die in dem ſogenannten ſtatu naturali leben, findet man, mit dem Exempel der Grönländer, erläutert, (einer Nation, die den Wilden in Guiana bey weiten nicht ſo unähnlich iſt, als beyder Climate) in Herrn Cranz Hiſtorie von Grönland, beſonders im vierten Abſchnitte des dritten Buches.

gung des Genuſſes ſeines Glückes, der keine Hinderniſſe in der Ungleichheit des Ranges oder Vermögens, oder von Abſichten die Ehrgeitz und Eigennutz einflößen, ſeine Wünſche zu befriedigen, findet; und dieß vernichtet allen Neid und alles Mißvergnügen. Allein die Vortheile, welche aus der Wenigkeit und Einfalt ihrer Wünſche entſpringen, tragen zu ihrer Glückſeligkeit in einem vorzüglichern Grade bey. Des Menſchen wirkliche Bedürfniſſe ſind nur wenige, und dieſe nicht groß; ob ſie gleich in geſitteten Gegenden durch den Luxus und die Pracht zu einer beſchwerlichen Menge vervielfältiget worden ſind.

Diejenigen, welche unglücklicher Weiſe mit allen den mannichfaltigen Verſchönerungen der Schwelgerey und Weichlichkeit, die von den Großen unzertrennlich ſind, bekannt worden, und deren getäuſchte Einbildung dieſelben für ein weſentliches Stück der Glückſeligkeit hält, werden ſchwerlich glauben, daß ein Indianer ohne eine weitere Decke, als welche die Sittſamkeit erfordert, in einer Wohnung, die den Namen eines Hauſes nicht verdienet, und bey dem wenigen Küchen- und Hausgeräthe, welches ich bereits erzählet habe, ohne den Beſitz weiterer liegender Gründe, und bey der bloßen ländlichen Speiſe, die durch die Jagd erlangt und ohne Abwechſelung, Kunſt oder Delicateſſe zugerichtet iſt; daß ein ſolcher, ſage ich, die geringſten Anſprüche auf Glückſeligkeit machen könnte. Und dennoch, wenn es mir erlaubt iſt nach dem äußerlichen Scheine zu urtheilen, dürfte wohl die Glückſeligkeit dieſer Völker ſelbſt den geſitteteſten Ländern mit Recht beneidungswürdig ſeyn; da ihre glückliche Unwiſſenheit jener ausſchweifenden Begierden und endloſen Bemühungen,

hungen, wovon die groſſe ſchwelgeriſche Welt umhergetrieben wird, jeden Wunſch neben ihrem gegenwärtigen Genuſſe verbannet.

Die Wenigkeit und Einfalt ihrer Bedürfniſſe, nebſt dem Ueberfluſſe an Mitteln zu ihrer Befriedigung, und der Leichtigkeit, ſie zu erlangen, macht alle Vertheilung des Eigenthums unnütz. Ein jeder nimmt freundſchaftlich an den reichen Gütern einer weiten Landſchaft Theil, ohne ſeinen Nachbar im Herzen zu beneiden, oder ſeine Glückſeligkeit zu unterbrechen. Hierdurch werden alle Oberherrſchaft und alle Geſetze unnöthig, da es in einem ſolchen Staate keine Verführungen zur Schelmerey, zum Betruge, zur Ungerechtigkeit oder Gewaltthätigkeit, oder andern dergleichen Begierden giebt, die mit der Unſchuld nicht beſtehen können; und da der chimäriſche Hang zum Laſter, welcher unter geſitteten Nationen für eine natürliche Neigung gehalten wird, in einem Stande der Natur, wie dieſer, nicht ſtatt findet, wo ein jeder die Rechte ſeiner angebohrnen Freyheit und Unabhängigkeit vollkommen genießet, ohne die geringſte Einſchränkung oder Furcht; die von der Religion ausgenommen, welche ihre Pejis zuſammengeſetzt haben, und denen die Einwohner aller Länder in einem höhern oder geringern Grade unterworfen ſind.

Die Erlernung der Kunſt, aller eingebildeten Bedürfniſſe zu entbehren, und uns an der wahren Nothdurft des Lebens zu begnügen, iſt die edelſte Aeußerung der Vernunft, und die nützlichſte Wiſſenſchaft, weil ſie die Seele über die Abwechſelungen des Glückes hinausſetzet. Sokrates merkt mit gutem Grunde an, daß die, welche am wenigſten bedürfen, den Göttern,

die gar nichts bedürfen, am ähnlichſten ſind. Jedennoch iſt die Einfalt, welche aus den Sitten dieſer Indianer ſo ſtark hervorleuchtet, nicht die Wirkung einer philoſophiſchen Selbſtverläugnung, ſondern des Mangels an Kenntniß feinerer Vergnügungen, ob ſie gleich eben ſo glückliche Wirkungen thut, als die allerſtrengſte Philoſophie. Kurz ihre Sitten geben ein Sinnbild von den fabelhaften eliſäiſchen Feldern, wo keine einzelne Perſon der andern Beyſtand nöthig hat, wo aber dennoch alle unter ſich eine gegenſeitige Liebe und Freundſchaft unterhalten.

O fortunati nimium bona ſi ſua norint!

VIRG.

Dieſe Indianer ſind in der That ununterrichtet und unwiſſend, wie alle Menſchen, deren Bedürfniſſe gering ſind; weil Künſte und Wiſſenſchaften mit dem Luxus jeder Zeit in gleichem Schritte fortgegangen ſind. Der Menſch giebt ſelten auf Gegenſtände Achtung, die nicht mit ſeinem Vergnügen oder Nothdurft in Verbindung ſtehen; und wo die Neugier ſo wenig gereizet wird, da wird ſich die Vernunft der verdrüßlichen Bemühung, die Eigenſchaften und Urſachen der Dinge zu erforſchen, deren Entdeckung keinen Vortheil ſchaffen könnte, niemals unterziehen. Wo alſo der Bedürfniſſe und Begierden des Menſchen wenig ſind, da werden ſeine Unterſuchungen, und mithin ſeine Kenntniſſe allezeit eingeſchränket ſeyn. Indeſſen iſt doch dieſe Unwiſſenheit für unſern Indianer ein Mittel zur Glückſeligkeit, weil ſie ſonſt bey Empfindungen und Wünſchen, deren Befriedigung über ihr Vermögen wäre, gewiß elend ſeyn würden; und glücklich werden ſie ſeyn, wenn

ſie ſich niemals aus ihrem gegenwärtigen Zuſtande erhe-
ben. Verſchiedne neuere Schriftſteller, die ſich in der gelehrten Welt durch Beobachtung der Unſchuld und Glückſeligkeit bekannt gemacht haben, die die wilden Nationen, ohngeachtet ihrer Unwiſſenheit in den freyen Künſten, genießen, haben hieraus geſchloſſen, daß Künſte und Wiſſenſchaften der bürgerlichen Geſellſchaft nachtheilig ſeyn müßten, und ihnen auf dieſe Art alle die übeln Wirkungen, die aus dem Luxus entſtehen, der ſolche jederzeit begleitet, oder vielmehr erzeuget, Schuld gegeben. Indeſſen haben ſie doch hierinnen ſehr gefehlt, da dieſe Dinge, welche in einem Stande der Natur unnütze ſind, in einem eingerichteten Staate höchſt heilſam ſeyn müſſen; weil Künſte und Wiſſenſchaften das ſicherſte Gegenmittel wider Schwelgerey und Pracht ſind. Die Uebel einer bürgerlichen Geſellſchaft haben ihren Grund in der unnatürlichen Einrichtung und ungleichen Vertheilung der Güter, welche durch die verſchiedenen Grade der Klugheit, des Fleißes und der Sparſamkeit einzelner Perſonen nothwendiger Weiſe entſtehen muß. Dieſe Güter werden vermehret, und auf Nachkommen gebracht, welche noch mehr dazu ſammeln, bis endlich die Ungleichheit des Vermögens der einzelnen Perſonen außerordentlich wird, und tauſend widernatürliche Eintheilungen unter den Menſchen verurſachet, indem es etliche in den Stand ſetzet, das Mark der Provinzen, mit einer Verſchwendung bis zum Eckel getriebner Luſtbarkeiten durchzubringen; da inzwiſchen ganze Schaaren durch Mangel, ſubordinirter Tyranney von vielerley Art, und den Geſetzen, die andern Schutz geben, unterdrückt werden; indeſſen daß noch weit elendere Perſo-

nen, die von den beyden vergeſellſchafteten Uebeln, Hunger und Krankheit, ausgezehret, in Lumpen gekleidet, von der Welt verworfen, und der Strenge des Winters, des Mangels und der Verzweiflung überlaſſen ſind, durch ihr Elend vielmehr Schrecken als Mitleiden, und durch ihren täglichen Anblick die heftigſten Empfindungen in einem Herzen voll Menſchlichkeit erregen. So macht die zu große Ungleichheit der Güter den Armen elend, ohne die Glückſeligkeit des Reichen zu vergrößern. Wenn dieſe Ungleichheit merklicher wird, dann, und nicht eher, ſtellt ſich die Schwelgerey mit ihrem ganzen Gefolge der Ergötzlichkeiten und Luſtbarkeiten ein, die, ohne denen die ſie genießen eine gröſſere Glückſeligkeit zu gewähren, diejenigen welche ſie nicht haben, verführet, nach deren Erlangung durch ungerechte und gewaltſame Mittel zu ſtreben. So lernen die Menſchen den Begriff der Glückſeligkeit mit den Begriffen von Kleidern, Equipage, Ueberfluß, und allen den verſchiednen Ergötzlichkeiten, welche der Luxus erfunden hat, verbinden; und hierdurch werden ſie Sklaven von tauſend unnatürlichen und eingebildeten Bedürfniſſen, welche die Quelle des Neides, des Mißvergnügens, des Betrugs, der Ungerechtigkeit, des Meineides, und der Gewaltſamkeit ſind, indem ſie unordentliche Begierden erwecken, und widernatürliche Verſuchungen zum Laſter wirken, die für die Oberherrſchaft der Vernunft zu ſtark ſind; und auf dieſe Weiſe wird der Menſch der Urheber des moraliſchen Uebels.

Wir, im Stande der bürgerlichen Geſellſchaft, beklagen uns durchgängig über das Unvermögen, den Vorſchriften der Vernunft und Tugend zu folgen, ein Unvermögen, welches fälſchlich einem natürlichen Hange

ge zum Laſter Schuld gegeben worden, da es bloße Wirkung der Schwelgerey, und in einem Stande der Natur unbekannt iſt. Die Schwelgerey indeſſen, ob ſie gleich Immoralität erzeuget, ſo befördert ſie doch die Aufnahme der Gelehrſamkeit, welche durch allerley Mittel das Laſter zu unterdrücken und zu ſchwächen ſucht. Ein Staat in dieſem Zuſtande muß, wie ein durch Unmäßigkeit verdorbener Körper, durch einen fortgeſetzten Gebrauch verderbter Mittel unterſtützt werden; und die Schwelgerey des Reichen befördert Fleiß und gute Künſte, nähret und kleidet den arbeitſamen Armen, der ſonſt verhungern würde. Durch eine ſo widernatürliche und verkehrte Einrichtung ziehen die Mitglieder eines verderbten Staates nicht nur aus den Schwachheiten, ſondern auch aus den Laſtern anderer Vortheile; und die erdichtete Rede und das Bekenntniß eines ſterbenden Miſſethäters erhält vielen, die ſonſt Hungers ſterben müßten, das Leben.

Allein jede Lebensart hat ihre eigenen Vorzüge ſowohl als ihre Uebel. Die Laſter geſitteter Länder ſind minder fürchterlich, obgleich zahlreicher. Erkünſtelte Bedürfniſſe erweitern den Kreis unſrer Ergötzlichkeiten, und die Schwelgerey ſelbſt, indem ſie unſre Begierden vermehret, erweitert auch unſre Fähigkeit glücklich zu ſeyn. Wir mögen daher das Leben in der bäueriſchen Einfalt und Unwiſſenheit der hottentottiſchen Barbarey, oder unter den unendlichen Vergnügungen der Pracht und Schwelgerey hinbringen, ſo werden wir doch alle einerley Ziel erreichen, und dieſes, in ſo fern es äußerliche Güter betrift, vielleicht mit einem gleichen Antheile von Glückſeligkeit, wenn man bloß die Be-

ſchwerlichkeiten des wirklichen Mangels und der Krankheit abrechnet.

Indeſſen ſo verſchieden auch der Zuſtand der Menſchen ſeyn mag, ſo iſt doch die Vertheilung der Glückſeligkeit und des Elendes im Leben bey weiten nicht ſo ungleich, als man insgemein dafür hält. In jedem Stande ſind Gutes und Böſes unzertrennlich mit einander vermiſcht; der Monarch in ſeinem Purpur ſowohl, wie der Bettler in ſeinen Lumpen, jeder hat ſeine eignen Sorgen und Beſchwerlichkeiten. Angenehme Gegenſtände verliehren, durch den Beſitz und den langen Gebrauch, ihre Gabe zu gefallen, und in jedem Stande des Lebens endigt ſich die Hofnung in betrogner Erwartung, und der Genuß in Eckel. Jedoch muß man, um nicht ungerecht zu ſeyn, von dieſem Satze die Glückſeligkeit ausnehmen, die ich ehemals in Ihrer liebenswürdigen Geſellſchaft und Ihrem Umgange genoß, welche kein Genuß vermindern konnte; und ich kann Sie mit Wahrheit verſichern, daß weder Abweſenheit noch Verſchiedenheit des Standes, jemals die Achtung und Ergebenheit vermindern wird, mit welcher ich von ganzem Herzen bin ꝛc.

IV. Brief.

IV. Brief.

Rio Demerary den 15 Novembr. 1766.

Liebſter Bruder,

Aus meinen vorhergehenden Briefen werden Sie ſich von Guiana, ehe es die europäiſchen Völker beſucht, und an dieſer Küſte ſich niedergelaſſen haben, einen Begriff machen können. Nunmehr iſt mir nur noch übrig, Ihnen die nachfolgenden Veränderungen zu erzählen, welche durch die Policey, den Fleiß, und den Luxus der Europäer darinn gemacht worden. Die Religion übergehe ich, weil ſie in dieſe Abänderungen keinen Einfluß gehabt zu haben ſcheinet. Auch iſt meine Abſicht, meine Erzählung bloß auf die Umſtände desjenigen Theils von Guiana einzuſchränken, welcher von den Unterthanen der vereinigten Provinzen bewohnet wird; weil meine Kenntniß der übrigen europäiſchen Colonien viel zu unvollkommen iſt, als daß ich davon etwas bekannt machen könnte.

Die älteſte und anſehnlichſte unter allen holländiſchen Colonien in Guiana iſt Surinam. Allein, da dieſer Fluß mit ſeinen Pflanzſtätten, welche zuerſt von engliſchen Unterthanen errichtet worden, in Europa bereits zur Gnüge bekannt iſt, ſo will ich keine Beſchreibung davon geben.

Die nächſte in der Ordnung der Lage, iſt die Colonie Berbice. Sie liegt an den Ufern des Fluſſes dieſes Nahmens, der ohngefähr fünf und zwanzig franzö-

ſiſche Meilen Nordweſt gen Weſt halb Nord vom Surinam entfernt iſt, von Norden gegen Süden zu läuft, und ſich endlich in das atlantiſche Meer ſtürzet. Die Küſte an jeder Seite des Fluſſes formirt bey ſeinem Eingange eine Bucht, die beynahe eine Meile weit iſt, und in der Mitte eine kleine Inſul hat, die man unter dem Nahmen der Krebsinſul kennet. Dieſer Inſul gegen über, an dem öſtlichen Ufer, iſt ein kleiner Poſten, mit etlichen Stücken Kanonen, und einigen Soldaten; der Canal auf der andern Seite aber, welcher Schiffe von etlichen Laſten trägt, iſt unvertheidigt, und durch die Inſul vor dem Geſchütz auf dem gegenüber liegenden Ufer gedeckt. Außerhalb dem Eingange dieſes Fluſſes iſt eine Untiefe, die, auch zur Zeit der Fluth, ſelten über ſechszehn Schuh hoch Waſſer hat, aber innerhalb derſelben iſt das Waſſer tief genug, und der Fluß trägt bis zwey hundert Meilen von ſeinem Ausfluſſe Laſtſchiffe.

Die Plantagen liegen an beyden Seiten des Fluſſes, und erſtrecken ſich faſt drey hundert Meilen weit von ſeinem Eingange bis an das Fort Naßau, welches der Sitz des Gouvernements iſt, und bey welchen die öffentlichen Gebäude, Kirchen, und Häuſer der Civil- und Kriegsbedienten, hundert Meilen von dem Ausfluß des Fluſſes liegen. Die Holländer haben hier, wie in allen ihren Colonien, das tiefer liegende und fruchtbare Land bey der Seeküſte liegen gelaſſen, und dafür das erhabnere in dem innern Theile der Landſchaft angebauet. Indeſſen bemühen ſie ſich jetzt ihren Fehler zu verbeſſern, und der Sitz der Regierung wird im kurzen auf eine Landſpitze an dem öſtlichen Ufer des Berbice, die ohngefähr eine Meile von ſeinem Ausfluſſe ins

Meer,

Meer, zwiſchen Berbice und dem Fluſſe Conya iſt, der ſich daſelbſt in den erſtern ergießt, verleget werden.

Conya iſt ein ſchmaler, aber tiefer Fluß, läuft von Süden gegen Norden, lenkt ſich aber etwas oſtwärts von Berbice ab. Man trift verſchiedne Plantagen an den Seiten dieſes Fluſſes an, welche einen Theil von der Colonie Berbice ausmachen, die gegenwärtig unter dem Gouvernement Sr. Excellenz des Herrn Johann Heyligers ſtehet, der den Titel als Generalgouverneur führet.

Dieſe Colonie ſtehet, wie alle holländiſchen Colonien in Weſtindien, unter der holländiſchen weſtindiſchen Compagnie, und die Länder werden von dem Gouverneur und dem Policeygerichte den Anſuchenden, unter Bedingung ſie anzubauen, umſonſt gegeben; wenn dieſe nicht erfüllet werden, ſo fällt das Stück Land den Schenkenden wieder anheim, und wird andern, die darum anhalten, gegeben. Indeſſen ſind die Einwohner dieſer Colonie ſowohl, als die von Surinam, gehalten, die Produkte ihrer Plantagen, welches vornehmlich Zucker, Cattun und Cacao ſind, in keinen Hafen, der nicht in der Provinz Holland liegt, zu ſenden; ſo wie die von Demerary und Eſſequebo gezwungen ſind, die ihrigen nach der Provinz Seeland zu ſchaffen. Dieſes ſind die Handlungsverfaſſungen, welche man zum Beſten der Compagnie und der Einwohner ſo eingerichtet hat.

Im Jahr 1763 ereignete ſich ein Aufſtand der Sklaven dieſer Colonie, welche zu tauſenden rebellirten, und eine ziemliche Menge von den weißen Einwohnern maſſacrirten, deren Ueberreſt ſich in das Fort Naſſau flüchtete, wo der damalige Gouverneur, aus Furcht, der

freye

freye Paß nach der Seeküſte möchte ihnen abgeſchnitten werden, auf den Rath ſeines Conſeils, das Fort ſogleich in die Luft ſprengte, und ſich mit den weißen Einwohnern auf etlichen Kauffartheyſchiffen, die im Fluſſe lagen, zurückzog, und nach ſeinem Eingange ins Meer ſegelte, um hier auf Beyſtand von außen zu warten. Dieſe Flucht ließ die Rebellen in dem ungeſtöhrten Beſitze der ganzen Colonie, und ſetzte die Einwohner der benachbarten Colonien, inſonderheit von Demerary und Eſſequebo, in die größte Beſtürzung, weil ſie am nächſten bey Berbice lagen, und einen Ueberfall von den Rebellen befürchteten, welcher die unglücklichſten Folgen gehabt haben würde, da ihre eignen Sklaven wenigſtens fünfmal ſtärker waren, als die weißen Einwohner, und eine ſo heftige Luſt zu revoltiren verriethen, daß man fürchtete, ſie würden nicht einmal Gedult haben, auf den Beyſtand ihrer Brüder in Berbice zu warten.

Unterdeſſen erfuhren ſie in dieſem bedenklichen Zuſtande den Vortheil ihrer Verbindung mit den großbritanniſchen Unterthanen, da um dieſe Zeit ein Kriegsſchiff, dem Herrn Ritter Gedney Clarke, königlichen Zolleinnehmer zu Barbados, zugehörig, welches von einem Lieutenant der engliſchen Flotte commandiret ward, mit einer Compagnie Seeſoldaten, und einer Compagnie Feldſoldaten anlandete. Dieſe Soldaten hatte Herr Clarke, welcher, wie unterſchiedliche andre Herren in Barbados, Eigenthümer von etlichen Plantagen in Demerary war, angeworben. Dieſe Anſtalten hintertrieben die rebelliſchen Abſichten der Sklaven in Demerary, und die innerlichen Zwiſtigkeiten unter den Sklaven von Berbice hinderten ihr Vorhaben, dieſe Colonie zu beſuchen.

chen. Während der Zeit erhielt der Gouverneur von Berbice ein Corps Truppen aus Surinam, und etliche mit Geſchütz verſehene Schiffe von den Inſeln Curazoa und St. Euſtatii, mit welchen er über den Fluß ſegelte, und von Dauger-Head, einer Plantage der weſtindiſchen Compagnie, Beſitz nahm, wo er ſich bis zu der Ankunft einer holländiſchen Flotte hielt, da denn die Rebellen bald aus den Wäldern getrieben wurden; worauf ſie der Hunger, und die Pfeile der Indianer nöthigten zurückzugehen, und in ihrer vorigen Sklaverey eine Freyſtatt zu ſuchen. Etliche hundert von den Rädelsführern dieſer Empörung wurden jedennoch verbrannt oder gerädert, welches mit allen den mancherley Arten der Grauſamkeit geſchahe, wodurch ſich die Holländer ſeit langer Zeit berühmt gemacht haben. Indeſſen wurden noch vorher, von dem Gouverneur von Eſſequebo und Demerary, etliche caribbiſche Indianer vermocht, die Waffen wider die Rebellen zu ergreifen, welche ſie nicht wenig quälten, indem ſie ſich den Tag über in den Wäldern verſteckten, und die Hütten der letztern in der Nacht anſteckten, indem ſie brennende Pfeile unter die Trooliebblätter, womit ſie bedeckt ſind, ſchoſſen, und alsdenn die voller Verwirrung flüchtenden Neger erſchlugen.

Ohngefähr funfzehn franzöſiſche Meilen Nord-Weſtwärts von Berbice trift man den Fluß Demerary an, der bey ſeinem Ausfluſſe, im ſechsten Grade ſechs und vierzig Minuten nördlicher Breite, faſt drey Viertel Meilen breit iſt. An der Oſtſeite iſt eine Sandbank, die ſich in einer kleinen Entfernung von dem Ufer hinziehet. Dieſe zu vermeiden, darf man nur in der Mitte des Fluſſes einlaufen, wenn man ſeinen Lauf völlig

lig im Geſichte hat, wo man das Waſſer tiefer und den Eingang leichter finden wird, als bey dem Berbice oder Eſſequebo. Ein wenig aufwärts von der Mündung des Fluſſes, an dem Ufer gegen Oſten, iſt ein kleiner Poſten mit etlichen Batterien, welche ſehr unzulänglich ſind, den Ausgang des Fluſſes wider ein Schiff von einiger Stärke zu vertheidigen, ob es gleich die einzige Befeſtigung in dieſem Theile der Colonie iſt. Ohngefähr acht Meilen davon ſind drey Inſeln, nicht weit von einander. Auf der mittlern iſt die Reſidenz des Commendanten; daſelbſt werden die Gerichtsverſammlungen gehalten, und die Truppen der Compagnie einquartieret. Dieſer Fluß trägt hundert Meilen von ſeiner Mündung Schiffe von großen Laſten, und iſt faſt hundert Meilen weiter angebauet. Zwey hundert Meilen von dem Ausfluſſe dieſes Fluſſes ſind verſchiedne Waſſerfälle, über welche das Waſſer einen langen aber ſanften Lauf nimmt. Etwas weiter hinauf theilt ſich der Fluß in zween Aerme, die ohngefähr acht Striche weit von einander abgehen, und wovon der eine Südweſtwärts, und der andere Südoſtwärts läuft. Ihre Quellen aber ſind noch niemals von einem Europäer entdeckt worden.

Eine Meile weſtlich vom Demerary iſt der große Fluß Eſſequebo, welcher bey ſeiner Mündung von einem Ufer bis zum andern neun Meilen hat. In ſelbiger ſind drey Inſeln, welche die Lageoninſeln heißen, und wovon ſich zween etwas über das feſte Land hinaus erſtrecken. Innerhalb dieſen ſind die Fortuneinſeln, und innerhalb dieſen eine Reihe andrer Inſeln, welche in einem Stücke zwölf oder vierzehn Meilen von der Mündung des Fluſſes an fortgehet, und an der Oſtſeite

ſeite durch eine Poſtirung, wie die zu Demerary, beſchützt wird, obgleich der weſtliche Kanal gänzlich unvertheidigt iſt. Das Fort Zeeland liegt auf einer Inſel, die unter dem Nahmen der Fortinſel bekannt iſt, und ohngefähr zehen Meilen von dem Auslaufe des Fluſſes hinaufwärts entfernt iſt. Dieſes Fort führet über vierzig Stück Kanonen, und auf der Inſul iſt der ordentliche Sitz des Gouverneurs, und der übrigen Officiers von dem Gouvernement, ſowohl als einiger Plantagenbeſitzer u. ſ. w. Auf dieſer und allen übrigen Inſeln ſowohl, als längshin auf beyden Seiten des Fluſſes, liegen Plantagen, wo Zucker, Caffee, und inſonderheit Baumwolle gebauet wird.

Der Fluß Eſſequebo nimmt auf jeder Seite eine große Menge Krieken und Flüſſe in ſich auf; der Hauptſtrom aber hat ſeine Quelle über dreyhundert Meilen weit von der Seeküſte, lenkt ſich weſtwärts von dem Demerary, deſſen Lauf von dem Eingange an ſich gegen Süden zu wendet, wo er ſich in zween Aerme theilet. Außer dieſen ſind noch die Flüſſe Pomaroon, Currantine, Merriwina, und eine große Anzahl kleiner Flüſſe und Seen, die ſich in die Nordſee ſtürzen; da ſie aber unbewohnt ſind, will ich mich in keine Beſchreibung derſelben einlaſſen. Alle dieſe ſowohl, als einige von den Flüſſen, an welchen man Wohnungen errichtet hat, ſind den engliſchen Geographen unbekannt, und in keiner Landcharte, die ich jemals geſehen habe, zu finden.

Eſſequebo und Demerary machen in Anſehung ihrer Nähe zuſammen eine Colonie aus, welche den Nahmen beyder Flüſſe führt, und unter der Regierung Sr. Excellenz Hrn. Laurentius Storm von Graveſande ſteht. Eſſequebo iſt die älteſte, und faſt vor ſechszig Jahren

erbauet; ob man gleich nicht eher einen ſonderlichen Fortgang im Ackerbaue, als neulich, gemacht hat. Demerary, welches nicht viel über zwanzig Jahre bebauet iſt, macht die größte Hofnung eine der blühendſten Colonien zu werden, obſchon die Holländer nicht alle Aufmerkſamkeit auf dieſe Colonien wenden, die ſie verdienen, und gewiſſer maßen die weſtindiſchen den oſtindiſchen nachſetzen.

Die Plantagen dieſer Colonien liegen in einzelnen Strichen an beyden Seiten des Fluſſes, und erſtrecken ſich ſieben hundert und funfzig Ruthen in die Breite von dem Fluſſe abwärts: die Länge, die dem Fluſſe nach gerechnet wird, iſt verſchieden, nach Beſchaffenheit der Produkte, wozu ſie beſtimmet ſind. Die Zuckerplantagen erſtrecken ſich gemeiniglich tauſend oder tauſend fünfhundert Ruthen in die Länge an dem Fluſſe hin; die Caffee- oder Baumwollenplantagen haben ſelten über fünfhundert. Zwiſchen jeder Plantage hat ſich die Compagnie vier und zwanzig Schuh Land vorbehalten, auf welchen große Straßen gemacht ſind, wenn einmal eine andere Reihe Plantagen hinter der erſten ſollte errichtet werden. Die Zuckerplantagen ſind die einträglichſten, und der Gegenſtand der Wünſche eines jeden. Jedoch begnügen ſich diejenigen, deren Vermögen zu einem mit ſo vielen Koſten verbundenen Unternehmen nicht zureichet, mit Caffee- oder Baumwollenplantagen, bis ſie dadurch ihr Capital hinlänglich vermehret haben, etwas gröſſers zu unternehmen.

Die Zuckermühlen dieſer Colonien werden entweder von Maulthieren, die man hauptſächlich von den Spaniern aus Oronoque durch Schleichhandel erhält, oder vom Winde, oder Waſſer getrieben. Die Wohn-

häuſer

häuſer ſind gemeiniglich mit Säulengängen umgeben, welche in dieſem Clima beſonders zuträglich ſind. Die Plantagen an der Seeküſte werden jetzo für die theuerſten gehalten. Sie müſſen auch in der That nicht nur mit Dämmen umgeben werden, das Waſſer, welches die angränzenden Wälder überſtrömet, abzuhalten, und ſie für der Flut, welche, ſonderlich im Frühling und Herbſt, wenn Tag und Nacht gleich werden, ſehr hoch anſchwillet, zu ſchützen; ſondern ſie müſſen auch durch Gräben mit Schleußen eingeſchloſſen werden, welche man, wenn der Strom ſtille iſt, öfnet, um das Waſſer abzulaſſen, welches etwa durch Regen in die Plantage gekommen iſt; welches alles keine geringe Arbeit erfordert. Allein ſie wird durch andre daraus folgende Vortheile reichlich belohnet. Die Gräben dienen ſtatt der Kanäle, in welchen das Zuckerrohr mit leichter Mühe zu den Mühlen geſchaft werden kann. Die Fruchtbarkeit des Bodens iſt unerſchöpflich, und das Land, welches mit wenig andern Bäumen, als Treolies und Manicolen, bedeckt iſt, läßt ſich viel leichter von denſelben reinigen, als in den erhabnern Gegenden des Fluſſes; wo zwar die Dämme und Gräben unnöthig ſind; die Fruchtbarkeit des Erdreichs aber von kürzerer Dauer, und die Ländereyen mit vielem Bauholze bedeckt ſind, welches an Härte, Dichtigkeit und Gewicht nicht weit unter dem Eiſen iſt. Jedennoch iſt dieſes, ob es gleich die Arbeit in Abräumung des Bodens vermehret, keinesweges das geringſte vortheilhafte Produkt dieſer Colonie.

Viele der weitläuftigſten und beſten Plantagen in Eſſequebo und Demerary, hauptſächlich aber in der letztern, gehören brittiſchen Unterthanen zu, welche durch die beſondern Vorzüge, die dieſe Gegend hat, bewogen

worden, ihre Wohnungen daſelbſt aufzuſchlagen. Und obgleich die Holländer in Surinam und alle ihre übrigen Colonien die Kunſt nicht verſtehen, mit Vortheil Rum aus Melaſſen zu machen, ſo ſind ſie doch in dieſer Colonie von den engländiſchen Unterthanen in der Kunſt zu deſtilliren, um Rum zu machen, der gewiſſermaßen ſo gut iſt, als der von Jamaica, unterrichtet worden. Die weißen Einwohner dieſer Colonie ſind Niederländer, Engländer, Franzoſen, Schweitzer und Deutſche, vornehmlich aber die beyden erſtern. Viele darunter ſind verunglückte Perſonen, welche durch unvermeidliche Zufälle des Lebens, oder Widerwärtigkeiten des Glücks, bewogen worden, in fernen Gegenden eine Freyſtadt zu ſuchen, wo ihr Fleiß oft ſo reichlich belohnet wird, daß ſie im Stande ſind mit Reichthümern und Credit wieder zurück zu gehen, und die Zufälle, die ſie, ihre Heimath zu verlaſſen nöthigten, und die ſie ehemals für das größte Unglück hielten, zu ſegnen.

Der Ackerbau und alle übrigen Arbeiten in dieſer Colonie werden faſt gänzlich von den Negern getrieben, welche in England hinlänglich bekannt ſind. Die Weißen übernehmen keine mühſamen Geſchäfte; und ſogar die Handwerksleute thun wenig weiter, als daß ſie auf die Sklaven Achtung geben, und ſie anführen, indem ſie wenigſtens fünfmal zahlreicher ſind, als die Weißen, und daher durch ſtrenge Diſciplin in einer demüthigen und unterwürfigen Entfernung gehalten werden müſſen, welches nicht nur zur Sicherheit der weißen Einwohner, ſondern auch zur Glückſeligkeit der Sklaven ſelbſt viel beyträgt; denn man hat allezeit gefunden, daß die Unmöglichkeit, etwas zu erlangen,

die

die Begierde nach dem Genuſſe vernichtet, und die harte Zucht, in welcher man die Sklaven hält, macht, indem ſie ihnen alle Hoffnung zur Freyheit benimmt, daß ſie mit ihrem Sklavenſtande zufrieden ſind. Der letzte Aufſtand der Sklaven in Berbice, der ihnen unter allen übrigen am beſten gelang, giebt ein neues Beyſpiel von der Gefahr einer zu großen Nachſicht gegen Sklaven, wodurch ſie verleitet werden, nach der Erlangung ihrer völligen Freyheit zu ſtreben. Denn entweder müſſen die Gemüther der Sklaven durch die niedrigſte Sklaverey unterdrücket werden, oder das Leben ihrer Herren iſt in der augenſcheinlichſten Gefahr. Aus dieſem Grunde ſind ſie durch viele demüthigende Strafen gedrücket worden. Ihr Zeugniß wider einen Weißen iſt von keiner Gültigkeit; das bloße Unternehmen, einen weißen Einwohner zu ſchlagen, wird mit dem Tode beſtrafet, und ihre Herren oder Aufſeher haben nicht nur die Macht, ſie mit körperlichen Strafen zu belegen, ſondern auch gewiſſermaßen die Freyheit, ein Recht über ihr Leben auszuüben, ſeitdem es nur mit einer Geldſtrafe gebüßet wird, wenn man einen Neger zu Tode geprügelt hat. In dieſem Zuſtande ſind ſie vielen Arten von Elend unterworfen, der Tyranney des Gebieteriſchen, der Geilheit des Wolluſtlings, und einer unaufhörlichen Mühſeligkeit ausgeſetzet, welche ſich nicht eher, als mit ihrem Leben endigen kann. Dieſes Verhalten hat den Schein der Grauſamkeit, und läßt ſich nicht mit den Grundſätzen der Billigkeit und Gerechtigkeit vereinigen. Indeſſen müſſen viele Dinge, welche mit der Menſchlichkeit ſtreiten, in Anſehung ihrer Nothwendigkeit zur Selbſterhaltung entſchuldiget werden.

Der Aufwand zu Unterhaltung der Sklaven in dieſem Clima iſt ſehr gering. Das erſte Jahr, wenn ein Sklave gekauft wird, verſorgt ihn ſein Herr mit der Koſt, und weiſet ihm ein Stück Land an, welches er Sonntags von den darauf ſtehenden Bäumen reiniget, und mit Yams, Plantins, Eddas, Caſſava, Ocras u. ſ. w. inſonderheit aber den erſtern, bepflanzet, wovon ein Morgen Landes zehntauſend Pfund einbringt. Wenn das Jahr verfloſſen iſt, ſo hat er keinen andern Unterhalt als von dem angewieſenen Stücke Landes zu gewarten, auf welchem er hernach ſtets ſo viel, als er zu ſeiner Nahrung braucht, erbauen muß; worzu ihm nur allemal der Sonntag erlaubet iſt. Jedoch giebt ihm ſein Herr wöchentlich eine Portion getrocknete Fiſche von ohngefähr anderthalb Pfund; und dieß iſt es alles, was ihm von ſeiſem Herrn an Unterhalte gereichet wird. Die Weibsperſonen erhalten eben dieſe Koſt. Beyder Getränke iſt bloßes Waſſer; jedoch bekommen dieſe Leute von ihrem Waſſer und dieſem Mehl und vegetabiliſchen Speiſen, nebſt den wenigen getrockneten Fiſchen, gnugſame Nahrung, die härteſte Arbeit in dieſem entkräftenden Clima auszuhalten.

Die Kleidung der Neger (ausgenommen die Sklaven, die die häuslichen Geſchäfte verſtehen) iſt kaum hinreichend, diejenigen Theile zu bedecken, welche die Ehrbarkeit verborgen wiſſen will. Verſchiedene neuere Geſchichtſchreiber von unſern weſtindiſchen Colonien haben Strümpfe und Schuhe unter die Kleidungsſtücke der Neger gezählet, obgleich nichts ihre Unwiſſenheit in dieſem Punkte deutlicher verrathen kann, weil ein Sklave mit Schuhen und Strümpfen

in

in dieſen Gegenden ein eben ſo ſeltſamer Anblick ſeyn würde, als ein Neger, der in den Grundſätzen der chriſtlichen Religion unterrichtet wäre; und wenn einige unter ihnen Schürzen, Hoſen oder Wämſe tragen, ſo ſind es die Arbeiten ihres eignen beſondern Fleißes, weil ihnen ihre Herren blos ein Stück blaues, grobes Tuch, oder braune Leinwand, welche beyderley Geſchlechte mitten um den Leib wickeln, und eine Bettdecke geben, womit ſich der Sklave bey Nacht, weil er bloß auf Bretern ſchläfet, zudecken kann.

In dieſer, ſo wie in allen übrigen weſtindiſchen Colonien, nehmen die Sklaven an der Anzahl ab, wenn ſie nicht nach und nach, durch neue Transporte aus Africa erſetzet werden. Dieſe Abnahme hat man vielerley Urſachen zugeſchrieben, am meiſten aber der ſchweren Arbeit und dem Drucke; obſchon, wie es ſcheinet, mit wenig Grunde, indem ſie weit robuſter, geſünder und lebhafter ſind, als ihre Herren. Sie werden freylich zum Fleiß durch die Peitſche angeſpornet, die ihnen beſtändig auf dem Halſe iſt, und nicht ſparſam gebraucht wird; allein grobe Speiſe nebſt harter Arbeit bringen allezeit eine dauerhafte Geſundheit und Lebhaftigkeit hervor, welche die verzärtelten weibiſchen Söhne der Schwelgerey mit Recht beneiden mögen, aber niemals erreichen können. Die wahre Urſache, warum ſich die Sklaven nicht vermehren, entſpringt vielmehr von dem allzuvertrauten Umgange der Weißen mit den jungen Sklavinnen, welche keine geringe Vortheile davon haben; weil aber die Schwangerſchaft dieſem Umgange ein Ende machen würde, ſo brauchen ſie ſorgfältig alle Vorſicht, die Empfängniß zu verhindern, und wenn dieſe keine Wirkung thut, ſo

ſuchen ſie ſich ihrer Bürde vor der Zeit zu entledigen, wodurch ſie im höhern Alter, wenn ſie die Weißen verlaſſen, zum Kinderzeugen untüchtig werden. Dieſes zu bewirken, haben ſie verſchiedene Mittel; das künſtlichſte aber bereiten ſie ſich durch den Genuß des Ocros, womit ſie die Geburtswege ſchlüpfrig machen, und nachher die unzeitige Frucht gemeiniglich durch die empfindende Pflanze abtreiben; wiewohl in Barbados mehr ein Vegetabile, welche die Gulleywurzel heißt, zu dieſer Abſicht gebraucht wird. Dieſe unnatürliche Kunſt iſt ſehr gewöhnlich, und den Plantagenbeſitzern höchſt nachtheilig, deren Reichthümer außerdem in einem Lande, wo die Sklaven ihren Herren wenig oder gar keinen Unterhalt koſten, und ihre Arbeiten weder durch den Winter unterbrochen, noch dadurch Kleider für ſie nothwendig gemacht werden. Um dem aus dieſer Gewohnheit entſtehenden Schaden zuvorzukommen, ſind viele Pflanzer dieſer Colonie bemüht, die Sklavenmädchen zum Kinderzeugen aufzumuntern, indem ſie ihnen beſondre Belohnungen und Freyheiten auf ſolchen Fall ertheilen, welches verſchiedenemal gute Wirkung gethan hat. Daß dieſes die wahre Urſache ihrer Abnahme iſt, wird daher noch deutlicher, wenn man den Zuſtand in Virginien und Maryland anſieht, wo ſich die Sklaven, ohne von fremden Gegenden her einen neuen Zuwachs zu bekommen, vermehren, weil dieſe ſchädliche Vermiſchung mit den Sklavinnen daſelbſt als etwas ſchändliches und unnatürliches verabſcheuet wird.

Die Einwohner genießen keinen geringen Beyſtand von den Indianern, inſonderheit von den Arrowauks, von denen ſich faſt in jeder Plantage etliche

auf-

aufhalten, und zu mancherley Dienſten gebraucht werden, inſonderheit aber zur Jagd und Fiſcherey, welche ſie, da ſolches ihre ordentliche Beſchäftigung iſt, mit ungemeiner Geſchicklichkeit und Glück treiben, und ſich für etliche kleine Spielſachen auf etliche Monate dingen laſſen. Indeſſen ſind doch dieſe Indianer durch Schwelgerey und Unmäßigkeit verderbt worden, und ihre Sitten ſtimmen mit der übrigen Indianer ihren, die in ihrer natürlichen Unſchuld und Einfalt geblieben ſind, wenig überein; und ſie werden in ihrer Neigung zur Unmäßigkeit von den Weißen noch mehr beſtärket, indem ſie ſelbige reichlich mit Rum verſorgen, um ſie deſto feſter zu ihren Dienſten zu verbinden. Eine That, welche ihre Geſundheit merklich ſchwächet, und ihre Anzahl vermindert. Gleiche Wirkungen von der widernatürlichen Vereinigung unſerer Laſter mit den Sitten der Indianer ſieht man in jedem Theile von Amerika, wo die eingebohrnen Amerikaner einen vertrauten Umgang mit den Europäern unterhalten haben; und es iſt ein Beweiß einer feinen und nützlichen Politik von den jeſuitiſchen Miſſionarien in Paragay, daß ſie ihren Neubekehrten allen Umgang mit Ausländern unterſagen, welches Verbot nicht nur zu Einrichtung der Abſichten dieſer Geſellſchaft dienet, ſondern ſie auch in einer glücklichen Unwiſſenheit unſerer Laſter erhält, welches allein ſie gegen die Verführung durch ihre Beyſpiele in Sicherheit ſetzen kann. „Si velis „vitiis exui, longe a vitiorum exemplis receden„dum eſt. — — Nulla ad aures noſtras vox „impune perferatur„ *). Die Urſache dieſer Wirkung fällt von ſich ſelbſt in die Augen! wir ſtecken ſie

 mit

*) SEN. *Epiſt. XXVIII. et CIV.*

mit unſern Laſtern an, ohne ſie mit dem Gegengifte der Religion, der Moral und Gelehrſamkeit verſehen zu haben.

Die Holländer in dieſen Colonien ſuchen die Heirathen mit indianiſchen Frauensperſonen ſehr zu befördern, und etliche der ſowohl dem Range als dem Vermögen nach anſehnlichſten Familien in Eſſequebo haben ihren Urſprung von ſolchen Verbindungen, wodurch die Holländer ein Anſehen und Vermögen über die Indianer erworben haben, welches von dem größten Nutzen und Wichtigkeit iſt. Ja der Gouverneur behält ſich nicht nur die Entſcheidung ihrer Streitigkeiten vor, ſondern verbietet auch durch ſeine Befehle den verſchiedenen angränzenden Stämmen, Feindſeligkeiten gegen einander auszuüben; und ob er gleich keine Mittel hat, dieſe Befehle durchzuſetzen, als etliche elende Soldaten, die in Dienſten der Compagnie ſtehen, ſo leiſten ſie dennoch einen demüthigen und blinden Gehorſam.

Da es in dieſer, ſo wie in den benachbarten Colonien, keine öffentliche Straßen giebt, die eine beträchtliche Strecke fortgehen; ſo iſt die einzige Art zu reiſen, zu Waſſer, in Jagdſchiffen mit gehörigen Seegeln, die ſehr ſchön gezieret ſind, und mit ſechs, acht oder zehn Rudern, welche von Negern oder Indianern in Bewegung geſetzt werden, und dieſes geſchieht allezeit mit der Ebbe und Fluth, welche in allen dieſen Flüßen bis faſt zweyhundert Meilen weit von der Mündung mit reißender Schnelligkeit abwechſelt, woraus Sie ſchließen können, wie flach und eben das Land ſeyn müſſe. Wenn der Lauf des Strems ſich wendet, hält der Reiſende ſtill; nicht in einem Gaſthofe oder

Wein=

Weinhauſe, denn die findet man hier nicht, ſondern bey einer Plantage, die ihm gefällt, wo man ihm, ob er gleich gänzlich fremd iſt, dennoch alle Bedürfniſſe willig reichet. Die Gaſtfreyheit dieſer Colonie erlaubet nicht von jemanden für Eſſen oder Trinken Geld zu nehmen, und ein Fremder wird hier bey ſeiner Ankunft überall auf Monate oder Jahre an den Tiſch und in die Wohnung mit Freuden aufgenommen.

Die Ländereyen dieſer Colonie werden, wie die zu Berbice, umſonſt ausgetheilet, jedoch unter der Bedingung, ſie anzubauen; und der Gouverneur wird von der Compagnie mit Genehmigung der Generalſtaaten, ernennet, welcher, nebſt ſeinem Conſeil, welches von den Bürgern oder ihren Bevollmächtigten gewählt wird, die geſetzgebende Macht beſitzt, und ſolche Steuern auflegen kann, welche zu Unterhaltung des Gouvernements erfordert werden. Sie formiren zugleich das oberſte Gericht in peinlichen und bürgerlichen Fällen, von welchem, in den letztern Fällen, wegen einer Summe, die über zwölfhundert Gülden beträgt, nach Holland appellirt werden darf. Dieſes Gericht höret Zeugen ab, und entſcheidet nach ihrer Auſſage die Sache, ohne einen Advocaten anzuhören, er ſey auf welcher Seite er wolle. Sie haben verſchiedene Urſachen, warum ſie ſo verfahren. Man hält dafür, daß die vielen Proceſſe überhaupt nachtheilig, inſonderheit aber neuerrichteten Staaten verderblich ſind. Advocaten, glauben ſie, dienen nicht nur ſie zu führen, ſondern auch dieſes geſetzmäßige Verfahren zu verzögern, zu verwickeln und zu verwirren. In wiefern dieſe Schlüſſe richtig ſind, will ich

nicht beſtimmen. Recht und Unrecht, Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit ſind bisweilen ſo dunkel, daß der Beyſtand eines Sachwalters von gutem Nutzen seyn mag; wo aber die Mitglieder eines Gerichtshofes, wie in dem gegenwärtigen Falle, in der Rechtsgelehrſamkeit nur wenig erfahren ſind, da würden ſie, anſtatt nützlichen Unterricht zu bekommen, in Gefahr ſeyn, durch die Spitzfündigkeiten der ſtreitenden Partheyen, und die Kunſtgriffe der Chicane, noch mehr verwirrt zu werden. Außerdem würde dieſes natürlicher Weiſe die Koſten einer richterlichen Entſcheidung erhöhen, welches abzuwenden die hieſige Regierung vorzüglich bemüht iſt. Ich muß dieſes zu ihrem Ruhme ſagen, weil in manchen Ländern die Unkoſten in dieſem Falle nicht nur durch die Menge der Sporteln, ſondern auch durch das Stempelpapier, und andre Dinge, die zu den verſchiednen Inſtrumenten erforderlich ſind, ſo ungeheuer vermehret worden, daß die Mittel, einen richterlichen Beſcheid zu erlangen, nicht nur den Armen, ſondern auch Leuten von mittelmäßigem Vermögen unerſchwinglich ſind, und ſie deshalben wirklich ihr Recht nicht erlangen können; da hingegen die ganzen Unkoſten eines Proceſſes in dieſer Colonie mit einem einzigen Schillinge für die gerichtliche Ladung beſtritten werden können. Ich ſage, eine gerichtliche Ladung, weil niemand in Perſon kann in Verhaft genommen werden, außer in peinlichen Fällen. Den verdrüßlichen Folgen aber, welche aus dieſer an ſich ſo nützlichen Einrichtung entſtehen könnten, iſt durch ein Geſetz vorgebauet, welches allen Einwohnern verbietet, ohne einen Paß die Colonie zu verlaſſen, welcher nicht anders kann erhalten werden,

den, als wenn man entweder vorher ſeine Abſicht, von hier weg zu gehen, meldet, oder Caution macht, alle hinterlaſſene Schulden zu bezahlen.

Das Recht, die Handlung zum beyderſeitigen Vortheile des Landes ſowohl als der Colonien zu reguliren, hat ſich die Compagnie ſelbſt vorbehalten; in Ausübung dieſes Rechts aber hat ſie ſonderlich auf das Intereſſe der letztern geſehen, weil ſie wohl merken, daß der Anbau der Colonien nicht anders, als durch Nachſicht befördert werden kann; und ob wir gleich gehalten ſind, den Zucker, Caffee, Baumwolle, Cacao u. ſ. w. nach der Provinz Seeland zu ſchicken, ſo haben wir doch die Freyheit, Rum, Melaſſen, Bauholz u. ſ. w. in fremde Länder auszuführen, und von ihnen alle Bequemlichkeiten, die wir bedürfen, ohne Unterſchied, und ohne Zoll hereinzuführen.

Ich glaube, Ihnen nunmehr eine Nachricht von den weſentlichſten Umſtänden des Staats und der Regierung dieſer Colonien gegeben zu haben. Es iſt alſo nur noch eins übrig, ſo ich nicht übergehen darf; und dieſes iſt eine Nachricht von den Krankheiten in Guiana. Sie ſind hier eben ſo zahlreich, als in andern Ländern, wo ſie durch die Kochkunſt mit ihren kützelnden anreitzenden Künſten vermehret werden, welche unordentliche Appetite erwecket, indem ſie die Menge und Mannichfaltigkeit der Schüſſeln vermehret, die, in dem Magen unter einander vermengt, einen ſolchen übeln und widerſinnigen Miſchmaſch ausmachen, daß die Verdauungswerkzeuge aus dieſer verderblichen Maſſe unmöglich einen guten Nahrungsſaft bereiten können. Die unmäßige Schwelgerey

hat

hat ſich aber nicht auf dieſe einzige Neuerung eingeſchränkt. Waſſer, der natürliche Trank des Menſchen, wie aller übrigen Thiere, wird jetzt durch die Miſchung ſchädlicher abgezogner Waſſer verderbt, welche eines der vornehmſten Geſchenke des Lebens vergiften. Aus dieſen Quellen ſind die Arten von Krankheiten herzuleiten, welche das menſchliche Geſchlecht aufreiben, und ſo ſehr ein Werk des Menſchen ſelbſt ſind, daß man ſie ſchwerlich zu den eigentlichen Gegenſtänden der Naturgeſchichte rechnen kann. Jedoch giebt es einige Krankheiten, welche den Gegenden unter den Tropicis eigen ſind, und vielmehr von dem veränderten Clima, als den Neuerungen der Schwelgerey herrühren; dieſe aber ſind die eigentlichſten Gegenſtände mediciniſcher Unterſuchungen, und ich will mich daher hierüber auf keine genauen Umſtände einlaſſen.

Unter den Krankheiten der Haut iſt die beſchwerlichſte ein unheilbarer Ausſatz *), welcher ohne Unterſchied alle die verſchiedenen Stämme von Einwohnern dieſer Theile von America, die zwiſchen den Wendezirkeln liegen, betrift. Die unterſcheidenden characteriſtiſchen Zufälle dieſer Krankheit ſind ein Schwellen der Ohrläpplein; der Ausbruch rother Blätterchen, oder Geſchwüre, von verſchiedener Größe, im Geſichte, am Halſe, an den übrigen Gliedmaßen u. ſ. w. welche nachher gemeiniglich eine bleiche, oder Kupferfarbe bekommen, und ſcirrhös, oft aber auch eiternd werden, und eine ſtinkende Materie von ſich geben. Die Falten im Geſichte ſchwellen auf und wer-

*) Elephantiaſis orientalis. SAUV. *noſ. P. III. t. 2. p. 450.*

werden größer, die Augenbraunen börſten ſich, und fallen nebſt den Barthaaren aus. Die äußern Seiten an dem untern Theile der Naſe werden dick und ſchäbig, die Naſenlöcher ſtehen weit offen, und bisweilen ſchwären ſie; eben dieß geſchieht auch bey der Scheidewand der Naſe (Septum naſi) welche ſodann, wie die ganze Naſe, einfällt. Selbſt die Lippen geſchwellen, die Stimme wird heiſer, die Nägel ſchrumpeln zuſammen und werden ſchäbig. In der Folge frißt die Krankheit auch die Finger und Zehen mit einem dürren, ſchmutzigen, ſchäbigem und gangränöſen Geſchwüre an, worauf ſie anfangen zu faulen, und Glied vor Glied abfallen. Die Glieder ſind gemeiniglich geſchwollen, ſchuppicht und verhärtet, und oft mit kleinen Knötchen bedeckt. Die Haut im Geſichte bekömmt ein glänzendes Anſehen, und der Athem wird unangenehm. Die Krankheit fängt ſich auf verſchiedenerley Weiſe an, oft aber plötzlich, inſonderheit wenn die Krankheitsmaterie (Fomes morbi) oder der verborgene Saamen der Krankheit, durch Unmäßigkeit, verdorbenen Magen, grobe unverdauliche Speiſe, oder unmäßige Leidenſchaften zu frühzeitig herausgetrieben wird. Man hält ſie überall für anſteckend, und die Ausſätzigen müſſen von den übrigen Menſchen abgeſondert leben. Die Inſel Deſirade iſt zur Aufnahme aller dieſer unglücklichen Perſonen eingerichtet, welche bey den franzöſiſchen Colonien in America von dieſer Krankheit angegriffen werden. In der hieſigen Gegend werden ſie gemeiniglich in die Wälder geſchickt, wo ſie zu ihrem Gebrauche Häuſer bauen, und Felder bepflanzen, und ſo in der Einſamkeit ihr Leben hinbringen. Jedoch habe ich ausſätzige Sklaven

ven gekannt, die insgeheim eine lange Zeit bey ihren vorigen Weibern geſchlafen hatten, da ſich ſchon ihre Krankheit angefangen, ohne dieſelben anzuſtecken. Die Außätzigen ſind ihrer Geilheit und ihres hohen Alters halben bekannt. Die Krankheit an ſich iſt allemal unheilbar.

Die Yaws *) ſind ſchwammichte, filzartige, gelblichte, circulirende kleine Schwämme, aber von verſchiedner Größe, gemeiniglich zwiſchen ein und drey Zollen im Umfange. Dieſe nehmen die ganze Oberfläche des Körpers ein, und ſtehen insgemein ſo dichte neben einander, daß man nicht eine Fingerſpitze dazwiſchen legen könnte. An der Oberfläche derſelben, welche wegen der Trägheit der Neger gemeiniglich mit Fliegen bedeckt ſind, hängt eine kleine Quantität eitrichter Materie. Es iſt eine der beſchwerlichſten und unangenehmſten Krankheiten, ob ſie gleich ſelten tödtlich iſt. Faſt alle Negers werden doch nur einmal in ihrem Leben davon angegriffen, und zuweilen auch die Weißen, die ihre Wirkungen auch viel heftiger empfinden. Man hält durchgängig dafür, daß dieſe Krankheit von Fliegen, welche auf einer kranken Perſon geſeſſen und geſogen haben, auf diejenigen Perſonen gebracht werde, welche offene Wunden oder Ritze haben, die nicht bedeckt ſind; und nach vielen Beobachtungen halte ich es nicht für unwahrſcheinlich, da diejenigen, deren Haut unverſehrt iſt, niemals von dieſer Krankheit befallen werden. Aus eben dieſem Grunde ſind auch die Weißen ſehr ſelten damit behaftet; die Negers aber, deren Rücken von der Peitſche oftmals roh iſt, und nackend bleiben muß, können

ihr

*) Frambaeſia americana, *l. c. p.* 426.

ihr ſchwerlich entgehen. Den Ausbruch der Yaws zu befördern, iſt es gewöhnlich, daß man dem Patienten innerlich etliche Tage lang Schwefel eingiebt. Nach einigen Wochen, wenn ſie nicht nur völlig heraus, ſondern auch wirklich zur Vereiterung gekommen ſind, kann man die Heilung mittelſt einer Speichelcur mit Queckſilber verrichten; die gewöhnlichſte Art aber iſt, dieſe Arzney mit Kampfer zu verſetzen, und ſie in kleinen Quantitäten zu geben, damit ſie keine merkliche Abführung verurſache, und durch ſchweißtreibende Mittel ihre Wirkungen gegen die Haut zu richten; es giebt vielleicht keine gute Wirkung, die man durch die Speichelcur erhält, welche man nicht mit noch größerm Vortheil auf dieſe Weiſe erhalten könnte. Durch Anwendung dieſer Mittel ſetzen ſich die Schwämme, und die Schuppen fallen ab, ſo daß die Haut wieder glatt und eben wird. Dieſe Wirkung kann man freylich auch durch Queckſilber in jeder Periode der Krankheit erhalten; allein wenn es zu zeitig gebraucht wird, ſo ſtellt ſich das Uebel in einigen Monaten wieder ein. Die Krankheitsmaterie, wenn ſie in die Fußſohlen tritt, und nicht weggeſchaft wird, verurſachet Geſchwüre unter der Haut, welche Tubboes genennet werden, und Monate, bisweilen gar Jahre lang den Patienten plagen. Dieſe werden gemeiniglich cauteriſirt, oder die Haut wird vorher ſcariſicirt, und der heiße Saft von geröſteten Limonien darauf gelegt.

Guineawürmer *) ziehet man zuweilen hier aus den Negerſclaven, welche neulich aus Africa herüber gebracht worden, wo ſie in dem ſüßen ſtillſtehenden Waſſer erzeuget werden. Sie haben eine weißlichte Farbe, ſind

*) *Gordius* medinenſis. LINN. *Syſt.* 1075.

ſind etliche Schuhe lang, und ſo dick, wie eine ſtarke Geigenſaite. Sie halten ſich in dem zellenförmigen Gewebe unter der Haut auf, und gehen durch ihre Zellen über die ganze Oberfläche des Körpers. Wenn ſich der Wurm in einem beſondern Theile einniſtet, ſo entſteht eine Geſchwulſt, und wenn dieſe eitert, ſo zeigt ſich der Kopf des Wurms, welchen man erhaſcht, und um ein Stäbchen wickelt, ſo weit er ſich, ohne zu zerreißen, herausziehen läßt. Wenn dieſes durch eine allzuzeitige Bemühung ihn herauszuziehen, ſich ereignet, ſo muß man dem Geſchwüre ſogleich Luft machen, und den zurückgebliebenen Theil herauszunehmen ſuchen. Geſchieht aber dieſes nicht, ſo erfolgt nicht nur der Verluſt des kranken Gliedes, ſondern des Lebens ſelbſt darauf, wie ich davon etliche Exempel geſehen habe. Die beſte und ſicherſte Methode in dieſem Falle iſt, einen Umſchlag von Zwiebeln und Brod, in Milche gekocht, auf die Geſchwulſt zu legen, und wenn ſich der Kopf des Wurmes zeigt, ſolchen, ohne ihn herauszuziehen, mit einem Stückgen Baumwolle zu umwinden, und dem Patienten innerlich eine Mixtur von dem Pulver aus ſchwarzen Pfeffer, geſtoßenen Knoblauch, und Schwefelblumen, jedes eine Unze, in ein Quart Rum gethan, zu geben, wovon er früh und Abends eine halbe Taſſe trinken muß, wonach man den Wurm in einem oder ein paar Tagen unter dem Umſchlage zuſammengewickelt findet.

Es giebt auch hier einen Wurm, der einer Bohne ähnlich ſieht, aber kleiner und ſpitzig iſt, der ſich in den Wäldern in ſchlammichten ſtillſtehenden Gewäſſern erzeuget, und ſich ins Fleiſch, hauptſächlich um die Knöchel herum, ſetzet, und wenn er herausgezogen wird, ein

gewölb-

gewölbtes harthäutiges Geſchwür zurückläßt, das ſchwerlich zu heilen iſt.

Die Einwohner dieſer und der benachbarten holländiſchen Colonien ſind vielleicht unter allen am meiſten mit Krankheiten geplagt, welche von Würmern im Magen und in den Eingeweiden herkommen, inſonderheit die Sklaven, bey denen ſie in ſolcher Menge ſind, daß es einem Europäer unglaublich ſcheinen würde. Die Urſache dieſer außerordentlichen Menge wird von einigen dem Gewürm, ſo ſich in den häufigen Gewäſſern des flachen Landes befindet, zugeſchrieben, die während der trocknen Jahreszeiten ſtillſtehen, verderben, und faul werden; wiewohl ich glaube, ſie könnte mit mehrerm Rechte den harten unverdaulichen Speiſen zugeſchrieben werden, wovon ſich die Sklaven erhalten müſſen, und welche ſonderlich in Plantins und Bananoes, hauptſächlich aber den erſtern beſteht, die, wenn ſie reif ſind, gemeiniglich roh gegeſſen werden, inſonderheit von den Kindern, die ſie nicht wohl verdauen können. Sie mögen aber herkommen, wo ſie wollen, ſo iſt ihre Anzahl ſo groß, daß die gewöhnlichen Mittel zu ihrer Vertilgung ſehr unzureichend ſind; daher die Coloniſten überhaupt in dieſem Falle ihre Zuflucht zu der rauchen Bohne, deren oben *) Erwähnung geſchehen, nehmen. Woher ſie den Gebrauch derſelben zuerſt gelernet haben, bin ich ungewiß; indeſſen iſt ihre Wirkſamkeit unleugbar. Der Theil, welchen man gebrauchet, iſt das borſtigte haarichte Weſen, welches auf der äußerlichen Seite der Schote wächſt; dieſes wird abgeſchabt, und mit gemeinem Syrup oder Melaßen vermiſcht, bis es die Conſiſtenz einer dünnen Lattwerge bekömmt, wovon man ei-

*) S. 32. Cow-itch.

nem Kinde von zwey bis drey Jahren eine Theetaſſe voll, einer erwachſenen Perſon aber zweymal ſoviel, früh nüchtern giebt, und ſolches die beyden folgenden Morgen wiederholet, worauf man gemeiniglich noch eine Doſis Rhabarber hinzufüget. Dieß iſt die empiriſche Cur der Coloniſten, die gemeiniglich in drey oder vier Monaten einmal auf dieſe Weiſe itzt gedachte Arzneymittel ihren Sklaven überhaupt, inſonderheit aber allen Kindern ohne Unterſchied geben; und auf dieſe Art habe ich es Hunderten derſelben von einem Jahre und drüber, mit dem beſten Erfolg geben ſehen. Nach der andern Doſis geben die Patienten gemeiniglich eine unglaubliche Menge Würmer von ſich, ja mehr als zwanzig auf einmal, ſo, daß ihre Stuhlgänge faſt aus nichts anders als dieſen Thieren beſtehen. Allein obgleich dieſes unwiderſprechliche Beweiſe von ſeiner Wirkſamkeit ſind, ſo bin ich dadurch dennoch nicht ſogleich von ſeiner Unſchädlichkeit überzeugt worden. Denn da ich bemerkte, daß dieſes Mittel aus einer Parthie außerordentlich feiner und ſcharfgeſpitzter Stacheln beſtehet, die, wenn man ſie auf die Haut bringt, ein unerträgliches Jucken, und wohl gar Entzündungen verurſachen; ſo urtheilte ich, daß die Folgen noch weit gefährlicher ſeyn müſſen, wenn ſich dieſe Stacheln an die Häute des Magens und der Gedärme hängen. Und obgleich die Elaſticität derſelben, wenn man eine Lattwerge davon macht, und ſie alſo verordnet, ſo geſchwächt wird, daß ſie nicht mehr ſo empfindlich reizen; ſo habe ich doch keine andere Eigenſchaft entdecken können, wovon die Wirkung des Arzneymittels abhienge, inſonderheit, nachdem ich ſowohl eine Tinktur als ein Decokt von der beſagten Bohne gemacht, und den Wurmpatienten, ohne einen merklichen

lichen Vortheil zu ſpühren, gegeben hatte. Ich habe alſo zu meiner gewiſſern Ueberzeugung den Zuſtand aller ſolcher Patienten unterſucht, die, wie ich wußte, das Arzneymittel gebraucht hatten; und doch kann ich mit Grunde der Wahrheit geſtehen, daß, ob ich gleich wider daſſelbe eingenommen war, ich dennoch weder durch meine eigenen Beobachtungen, noch ein fleißiges Nachforſchen, auch nur ein einziges Exempel einer übeln Folge ſeines Gebrauchs habe entdecken können. Da man alſo bey ſo vielen Tauſenden, die ich es habe nehmen laſſen, keine ſchlimmen Wirkungen geſpühret hat, ſo halte ich nicht nur ſeine Wirkſamkeit, ſondern auch ſeine Unſchädlichkeit für hinlänglich dargethan, um es zu einem allgemeinen Gebrauche zu empfehlen; inſonderheit, wenn wir die Unzuverläßigkeit, ja gar die Gefahr betrachten, welche auf andre Wurmarzeneyen folget. Es iſt noch zu merken, daß dieſes Mittel vornehmlich wider den Spulwurm *) gebraucht wird; ob es aber gegen den Madenwurm **) eben ſo dienlich ſey, noch auch ob es jemals wider denſelben gebraucht worden, davon kann ich nichts mit Gewißheit beſtimmen.

Die Colik von Poitou, oder das **weſtindiſche trockne Bauchgrimmen** ***), fängt von einer ſchmerzlichen ſpasmodiſchen Zuſammenziehung der Eingeweide an, und bringt eine hartnäckige Verſtopfung zuwege, welche ſo lange dauert, bis der Patient entweder wieder beſſer wird, oder die Krankheit in die Extremitäten des Körpers tritt. Die Urſachen, denen man dieſes Uebel

*) *Lumbricus* inteſtinalis.

**) *Aſcaris*.

***) Rhachialgia ab adiapnevſtia. SAUV. *noſol. P. III. t. 2. p. 203. n. 5.*

zuſchreibt, ſind vielerley, und unzureichend *). Vor etlichen Jahren, da die Aerzte wahrnahmen, daß nach gehobner Verſtopfung der Patient bald geheilet war, richteten ſie aus dieſem Grunde alle ihre Bemühungen dahin, dieſen Zufall zu vertreiben, und ließen indeſſen die wahre Urſache der Krankheit gänzlich aus der Acht. Aus dieſem Grunde gab man dem Patienten unaufhörlich draſtiſche Purganzen; ſchmerzſtillende Mittel aber wurden, ohngeachtet ſtarke Indication dazu vorhanden war, verbothen, damit ſie nicht die Wirkung der ausführenden Mittel hindern möchten. Neuere Aerzte hingegen, die ſich von der Urſache der Krankheit beſſer unterrichtet haben, geben dem Patienten fleißig ſchmerzſtillende und antiſpaſtiſche Mittel, die nebſt dem Ol. Ricini, oder Caſtoröl eingenommen, oder in Clyſtiren beygebracht werden, welche ſodann die Eingeweide ſchlüpfrig und ſchlaff machen, und eine baldige Cur bewirken.

Die Wechſelfieber ſind hier endemiſch, ſonderlich nahe an der See, wo die Luft außerordentlich feucht iſt. Die Paroxysmen endigen ſich mit häufigen und ſchwächenden Schweißen, welche durch die außerordentliche Erſchlaf-

*) Der gelehrte Doktor Backer hat letztlich eine Unterſuchung der Urſache von der endemiſchen Colik in Devonſhire herausgegeben; eine Krankheit, die mit dem weſtindiſchen trocknen Bauchgrimmen eine beſondre Verwandtſchaft hat; und der Verfaſſer macht es in dieſem Werke mehr als wahrſcheinlich, daß dieſe Krankheit ihren Urſprung von Bleyſalze hat, wenn ſolches in den Körper kömmt. Dieſes iſt in der That ein Gift, ſo die Nerven angreift, von welchem bekannt iſt, daß es ähnliche Symptome mit dem weſtindiſchen trocknen Bauchgrimmen hervorbringt. Es wird ſolches in allen Theilen Weſtindiens von denen die Rum, oder die rothen franzöſiſchen Weine trinken, mit genoſſen. Anmerk. d. Grundſchr.

Erſchlaffung der feſten Theile verurſachet werden; und ſind oft mit Symptomen begleitet, welche eine Neigung der Säfte zur Fäulnis anzeigen. Die Wirkſamkeit der Fieberrinde wird in dieſen Gegenden, ſonderlich durch den Zuſatz aromatiſcher Mittel, vornehmlich der virginiſchen Schlangenwurzel *), und durch den häufigen Gebrauch des Pfeffers in der Speiſe verſtärket, welchen letztern man als das ſicherſte Präſervativ wider die Rückkehr dieſes Uebels zu betrachten hat. Saure Sachen ſind gleichfalls dienlich, laugenhafte Salze aber nachtheilig. Verſchiedene Practici, die ich kenne, haben auf Börhaavens **) Anrathen Wermuthſalz mit ſchlechter Wirkung gegeben.

Das weſtindiſche faulende Gallenfieber findet man bisweilen auch in dieſen Colonien. Es zeigt ſich anfänglich mit den gewöhnlichen Fieberſymptomen, unterſcheidet ſich aber gar bald durch die gelbe Farbe der Augen, und des Geſichts, durch gallenhaftes Erbrechen, wobey ſich große Entkräftung und Niedergeſchlagenheit findet. Dieſes Uebel zieht in kurzem den Tod nach ſich, wenn man nicht dem Patienten beyzeiten durch Fieberrinde, Schlangenwurzel, und vegetabiliſche Säuren zu Hülfe kömmt, als welche unter allen die kräftigſten Gegenmittel ſind.

Die Biſſe von giftigen Schlangen ſind nirgends häufiger, und tödtlicher, als in dieſen Colonien. Dieſen Unglücksfällen ſind vornehmlich die Sklaven ausgeſetzt, welche beſtändig barfuß an ſolchen Orten arbeiten müſſen, die oft von dieſen Thieren beſucht werden. Ich habe viele dergleichen Patienten in die Cur bekommen,

*) ARISTOLOCHIA *ſerpentaria* Linn.

**) S. die *Aphoriſm. de cogn. et cur. morb.* Anm. d. Ur.

men, die mir bey allen bisher glücklich von Statten gegangen; obgleich meine Sorge für die Erhaltung des Lebens, und die daraus entſtehende Furcht, bloß einem einzigen Mittel zu trauen, mich verleitet hat, ſo vielerley Medicamente anzuwenden, daß es mir unmöglich iſt, den glücklichen Erfolg einem einzigen insbeſondre mit Gewißheit zuzuſchreiben. Es iſt ſolches auch überhaupt wegen der großen Menge von Schlangen, und unſre Unwiſſenheit in den Wirkungen ihres verſchiedenen Giftes, nicht wohl möglich. Bisweilen iſt eine tödtliche Auflöſung der flüßigen Theile eine Folge davon, am meiſten aber folget eine ſchmerzliche Geſchwulſt, und Entzündung des verwundeten Theils, nebſt einem Fieber, u. ſ. w. darauf. Bey manchen Perſonen ſetzt ſich die Geſchwulſt, ohne daß man einen Abgang wahrnimmt; bey andern verwandelt ſie ſich in einen Abſceß, der ſich in einem häufigen Abfluß von guten oder böſen Eyter auflöſet. Ein warmes Pflaſter von dem Fleiſche der Limonien, mit Seeſalz auf den verwundeten Theil gelegt, iſt das allgemeine Mittel wider giftige Biſſe in dieſen Colonien, und ich habe es oft, nachdem ich vorher die Wunde ſchröpfen laſſen, mit gutem Erfolg angewandt. Zu andrer Zeit habe ich mit gleich guter Wirkung, ſtatt deſſen ein Cataplaſma von Mehl aus dem Saamen der Biſampflanze *), oder der wilden Ocropflanze **), mit Olivenöl gebraucht; hierzu aber habe ich gemeiniglich auf die angränzenden Theile der Wunde Oelumſchläge machen, und innerlich Theriack, Decokt aus Seneka ***), und virginiſcher Schlangen-

*) HIBISCUS *Abelmoſchus*. Linn. Vegetable muſc. S. oben S. 30.

**) HIBISCUS *eſculentus*. Linn. S. S. 31.

***) POLYGALA *ſenega*. Linn.

genwurzel, oder eine Emulſion von dem Saamen der Biſampflanze nehmen laſſen. Dieſe Curen ſind mir bisher allemal gelungen, ob es gleich ohne Zweifel Gifte giebt, wider die alle Kunſt nichts vermag, wie zum Exempel das von der oben beſchriebenen kleinen Labarra.

Dieß ſind die weſentlichſten Umſtände, welche ich, während meines Aufenthalts in Guiana habe beobachten können. Glücklich werde ich mich ſchätzen, wenn ſie Ihnen unterrichtend oder unterhaltend geweſen ſind. Meine Beobachtungen und Unterſuchungen hätten in der That weitläuftiger ſeyn können, wenn nicht die Beyſpiele der Schläfrigkeit, womit ich überall umgeben war, einen Einfluß auf mich gehabt hätten.

Indem ich einen Blick auf die belebte Natur zurück thue, ſo kann ich nicht unterlaſſen, die Weisheit und Güte der Allmacht zu bewundern, die die Werkzeuge und Beſchaffenheit der Körper aller thieriſchen Weſen für dieſes Leben ſo genau darnach eingerichtet hat, daß ein jedes fähig iſt, die größeſte Glückſeligkeit, deren es fähig iſt, zu genießen, und welche ein jedes Thier nach ſolchen Trieben handeln läßt, die die Ordnung und Harmonie unſers materiellen Syſtems am wenigſten ſtöhren. Raubthiere, die für ein Leben von feindſeliger Räuberey gemacht ſind, und ſich bloß vom Niedermetzeln und Verwüſten erhalten, richten alle, außer dem Menſchen, aus Inſtinkt ihre Feindſeligkeit auf Gegenſtände, denen es nicht an Mitteln fehlt, ſich zu wehren oder zu entfliehen; indeß, daß die geringern Thiere, inſonderheit Inſekten, welche ſonſt der Raub eines jeden Verfolgers werden müßten, durch ihre Kleinheit geſichert ſind. Der Tieger verheeret muthwillig die Gegenſtände ſeiner Raubgier der Verwüſtung wegen.

Der Menſch aber, ob er gleich ohne Unterſchied alles, es ſey ſchwach oder ſtark, anfällt, tödtet nur nach dem Verhältniſſe ſeiner Nothdurft, und iſt ſogar im Verwüſten wirthſchaftlich; ja in eingerichteten Staaten arbeitet er für den Unterhalt und die Maſtung der zu ſeinem künftigen Unterhalt beſtimmten Schlachtopfer.

Das Schwein zieht keinen Pflug, gehorchet keinem Ruf,
Und doch lebt es von dem, was der Allmächtge ſchuf *).

Pope.

Indeſſen geſchieht doch dieſes nur in einem Staate, wo die aufgeklärte Vernunft für die zukünftigen Bedürfniſſe zu ſorgen gelehret hat, die jener Sorgloſigkeit widerſtreitet, welche den Hauptzug in dem Charakter ungeſitteter Völker ausmacht. — Doch, warum halte ich Sie mit Reflexionen auf, da Ihnen Ihr eignes Nachdenken weit vortheilhaftere an die Hand giebt? Ich ſchließe alſo mit der Verſicherung, daß ich jede Gelegenheit ergreifen werde, Sie von der treuen Ergebenheit zu verſichern, mit welcher ich das Glück habe zu ſeyn

Liebſter Bruder

Dero ꝛc.

*) The Hog that plows not, norobeys the call,
Lives on the labouris of the Lord ofall.

Bey uns ſind folgende Bücher fertig worden, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Abhandlung von Kupferſtichen, worinn die allgemeinen Grundſätze von den Regeln der Malerey, in ſo weit ſie die Kupferſtiche betreffen, abgehandelt, die verſchiedenen Arten von Kupferſtichen angezeigt, und die Charaktere der berühmteſten Meiſter gegeben werden. Nebſt Anmerkungen über verſchiedene einzelne Kupferſtiche und Regeln, ſolche zu ſammeln. Aus dem Engliſchen überſetzt, 8.

Biographie, (italieniſche) oder Lebensbeſchreibung der berühmteſten Italiener und Italienerinnen, 8.

Colmann und Garrick, die heimliche Heirath, ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen, 8.

Delacerix, chronologiſcher Abriß der Hiſtorie des türkiſchen Reiches, gr. 8. iſt unter der Preſſe.

Farquhar, G. der Werbeofficier, ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen, 8.

Froriep, J. F. arabiſche Bibliothek, 8.

Ebendeſſelben Predigt, 8.

Die Handlung von Holland in 3 Theilen, gr. 8. iſt unter der Preſſe.

Heins, patriotiſcher Medicus, zweyte verbeſſerte Auflage, gr. 8.

—— —— 2 Band, 2 Theil, gr. 8.

—— —— 1 B. 2. 3. 4 Theil, und 2 B. 1 Th. gr. 8. in Commißion.

—— —— Betrachtungen über die Nothwendigkeit, ſich in geſunden und kranken Tagen nach der Vorſchrift der Natur zu richten, groß 8. in Commißion.

Henrici, C. F. Sammlung vermiſchter Gedichte, gr. 8.

Hypochondriſt, (Der) eine hollſteiniſche Wochenſchrift, complet, zweyte verbeſſerte Aufl. gr. 8.

Kruſe, J. E. Hamburgiſche Wechſeltafel, fol.

Lang-

Langhornens, Joh. Briefe über die Kanzelberedſamkeit, aus dem Engliſchen überſetzt, 8.

Othello, ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen, nach Shakeſpear, 8.

Parodie, (Die) 8.

Schmid, C. H. engliſches Theater, 8.

Schröckh, Joh. Matth. Chriſtliche Kirchengeſchichte, I. Theil, gr. 8.

Ebendeſſelben II. Theil, iſt unter der Preſſe.

Thomſons, *Iames.* Seaſons, 8.

Tiſſot, S. A. D. de Valetudine Litteratorum. Editio ſecunda, med 8.

Traité de la défenſe des Places par les contre-mines, avec des reflexions ſur les principes de l'Artillerie, avec fig. med. 8.

Vergleichung des Zuſtandes und der Kräfte des Menſchen, mit dem Zuſtande und den Kräften der Thiere. In auserleſenen Anmerkungen über die Erziehung, die Naturgaben, die Künſte und Wiſſenſchaften, und die Religion, aus dem Engliſchen überſetzt, 8.

Walliſii, *Ioh.* Grammatica linguae Anglicanae, cui praefigitur, de loquela, ſiue de ſonorum omnium loquelarium formatione: tractatus grammatico-phyſicus. Editio ſexta. Acceſſit Epiſtola ad Thomam Beverley de mutis ſurdisque informandis, med. 8.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bancroft, Edward,

Naturgeschichte von Guiana in Süd-Amerika worinn von der natürlichen Beschaffenheit und den vornehmsten Naturproducten des Landes, ingleichen der Religion, Sitten und Gebräuchen verschiedener Stämme der wilden Landes-Einwohner, Nachricht ertheilet wird

Frankfurt ; Leipzig 1769

Bamberg, Staatsbibliothek -- Bip.H.n.o.24
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11430069-2
VD18 10533087